Das verkaufte Regiment

Die Geschichte des deutschen Kap-Regiments

Roman

von

Wilhelm Kohlhaas

Deutsche Kulturbuchreihe Berlin

Verlag Franz Eher Nachf., G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1934 by Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin
Einbandentwurf von W. Henseliet
Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Printed in Germany

I.

Auf der ſtaubigen Straße, die ſich von der Höhe des Luſtſchloſſes Solitude ſchnurgerade durchs Schwabenland zieht, rollte mit Holpern und Ächzen ein ſchwerer Galawagen auf die Stadt Ludwigsburg zu. Die herzoglichen Heiducken ſaßen mit gekreuzten Armen ſteif hintenauf, als beſtehe Zweck und Beſtimmung ihres Daſeins ausſchließlich darin, auf den Wegen Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht allezeit Gleichgewicht und Haltung zu bewahren; der Kutſcher aber ſtemmte ſich ängſtlich bremſend mit beiden Beinen auf ſeinem Hochſitz, die Bereiter von den Sattelgäulen griffen oftmals beſorgt zu den Stangenpferden des Viergeſpanns hinüber, und ſelbſt der Offizier vom Dienſt, der mit den Leibjägern hinter der Kaleſche ritt, faßte hin und wieder mit einer ſtützenden Armbewegung zu, wenn eine Furche in dem ſtrapazierten Straßenboden den ſchweren Kaſten ins Schaukeln brachte. Denn den „Karl Herzog", wie Württembergs Gebieter landauf landab genannt ward, in den Lehm des Gäus umzuſchmeißen, war nichts Kleines, zumal bei einer Laune wie heute, und zumal für den Leutnant Winckelmann, der morgen auf dem Feſtball zu Ludwigsburg unbedingt ſeine Liebſte ſehen mußte und deshalb keine Strafwache bekommen wollte.

Wohl hing der rieſige Kutſchkaſten wohlgefedert an breiten Gurten im Fahrgeſtell, ſo daß dem Inſaſſen die gröbſten Stöße erſpart blieben, aber jedesmal wenn ſich ein Rad mit

dumpfem Plumps in eine neue Unebenheit senkte, zuckten die Diener zusammen, ob es nicht doch einen Achsenbruch gekostet habe. Ja, früher, — da war man auf dieser Straße nur Galopp gefahren, als noch die Redouten und venezianischen Nächte drüben im schwäbischen Versailles zu Ludwigsburg Woche für Woche mit den großen Festinjagden, Dianenmaskeraden und Wurstfahrten auf Solitude gewechselt hatten und die Prachtkutschen und Schlitten mit all ihrem Pomp und Mummenschanz zwischen beiden Schlössern nur so hin und hergeflitzt waren, — da war diese Lustbahn gut imstande gewesen. Doch seit Karl Eugen von Württemberg sich nach seiner tollen Zeit zum schlichteren Gutsherrn auf Hohenheim und Schulmonarchen seiner Akademie gewandelt hatte, war die Straße ungepflegt verfallen, und wenn sie, selten genug, wieder die alten glanzvollen Fahrzeuge tragen sollte, spürte man den Unterschied, und der Kundige merkte wohl gar den letzten Grund dieses und anderer Dinge: daß Herzog und Land kein Geld mehr hatten.

Das wußte nicht nur der Leutnant Winckelmann, der wie alle seine Kameraden noch die Gage vom letzten halben Jahr guthatte — das wußten auch die Lakaien, die einst in besseren Tagen hier gefahren waren, — das wußte am meisten der Herzog selbst. Schon am Morgen, als er den Wagen befohlen hatte, war sein berühmtes dreieckiges Hütchen auf Sturm gesessen, und nun, wenn die Begleiter durchs Wagenfenster hineinschielten, sahen sie mit Sorge, daß von den Aktenstößen, die sich der rastlose Herr zur Bearbeitung hatte einpacken lassen, bei jedem neuen Ruck wieder ein Blatt ärgerlich zerknüllt zu Boden flatterte.

Herzog Karl war selten mit sich unzufrieden: er war Fürst, und was er tat, war recht. Er hatte sich nicht geschämt, als er dem französischen Gesandten vor dreißig Jahren eingestehen

mußte, daß das jahrelang von der Krone Frankreichs gezahlte Hilfstruppengeld im Karneval vertan war; dienſtbefliſſene Helfer hatten das Heer dann doch noch zuſammengebracht gegen den König von Preußen, — man war ja ſouverän zu Württemberg und konnte Krieg führen, gegen wen man wollte! Dem Herzog war es genug, von Stunde zu Stunde nach Stimmung und Laune jederzeit ſeinen fürſtlichen Willen geübt zu haben. Heute aber dieſe Fahrt auf der alten Prunkſtraße erinnerte ihn, wie einſt alles anders, glanzvoller geweſen war, ſie mahnte ihn an ſeine Ohnmacht, die Zeit der Pracht wiederzuſchaffen, — denn ſelbſt wenn ihm ein Gott ewige Jugend zurückgegeben hätte, ſo hätte doch das Wichtigſte gefehlt, das man einſt mit vollen Händen zum Fenſter hinausgeworfen hatte: man hatte nicht einmal das Geld, dieſe lumpige Straße in den alten Stand zu ſetzen! Wäre jetzt nicht den ruſſiſchen Vettern der geziemende fürſtliche Glanz vorzuführen geweſen, ſo hätte den Herzog nicht einmal das ſechsfache Geſpann auf dieſen Weg ſaurer Erinnerungen führen können, wo jeder Pferdeknecht wußte, wie weit die alten Zeiten entſchwunden waren.

Kein Geld zu haben, das dreimal verfluchte, — Geld und nochmals Geld! Es ſtand anders als damals, da Frankreich noch bereitwillig für deutſche Söldner zahlte; nun herrſchte Friede rechts wie links des Rheins, ja ſogar beim Türken! Die letzte Gelegenheit, auf dieſe Art die Schatulle zu füllen, war vor vier Jahren geweſen und war verpaßt, als der Herzog bei dem engliſchen Vorſchlag, ein Regiment für den amerikaniſchen Krieg zu ſtellen, zu lange gezaudert hatte. Bis er endlich zuzugreifen entſchloſſen war, hatte ſich der engliſche Oberſt ſchon höflich empfohlen und ſeinen Bedarf bei anderen Herren gedeckt, hatte dabei noch mit Unlob von den württembergiſchen Truppen geſprochen, ‚wo der Herzog zwanzig und dreißig

Jahre lang die krummſten und breſthafteſten Kerle bei der Fahne halte, ſo daß dieſem Heer in ganz Europa an Schlechtigkeit höchſtens noch die Päpſtlichen gleichkämen,' — und erſt nachdem der Brite abgereiſt war, hatte ſich herausgeſtellt, daß der ſchlaue Fuchs es verſtanden hatte, hier und dort die beſten Leute wegzulocken, ſo daß unter ansbachiſchen Feldzeichen ſchließlich eine ganze ſchwäbiſche Kompanie über den Ozean ſchwamm, um ſich mit Pflanzern und Wilden herumzuſchießen, ohne daß ihr Landesherr auch nur einen Pfennig davon gehabt hätte ... und warum hatte er nicht zugegriffen, wo das Soldatenvermieten doch nichts als ſein gutes Recht geweſen wäre!? Karl Eugen begriff ſich ſelber nicht, wenn er zurückdachte, und der Jähzorn, vor dem ihn ſein Doktor Hoven ſo eindringlich gewarnt, ſtieg ihm zu Kopfe. Der Herzog erinnerte ſich noch rechtzeitig der ärztlichen Vermahnungen und zwang ſich ärgerlich zu einer Regierungsarbeit, die ihn ablenken ſollte und von der er ſich mehr Freude verſprechen mochte: zu den Aufſätzen ſeiner Karlsſchüler, die er ſelbſt zu korrigieren pflegte. Auch dieſem Jahrgang hatte er ſein Lieblingsthema geſtellt: „Die Tugend, in ihrer Folge betrachtet", um der Reichsgräfin von Hohenheim, ſeiner früheren Maitreſſe und endlich zur Linken angetrauten Gemahlin, die Huldigungen in den Schoß legen zu können, die ihr als erleſenſtem Beiſpiel von den klugen Jungen Jahr um Jahr bei dieſem Anlaß geſpendet wurden.

Herausfordernd blickte Karl Eugen über das Blatt hinweg zu den Baſtionen des Aspergs, der ſich drüben in ganzer Breite über dem Land reckte und in ſeinen Verließen den Schubart einſchloß, den Dichter, der geſpottet, daß „der Tyrann von Syrakus" ein Schulmeiſterlein geworden ſei, und des Herzogs Gefährtin als „Donna Schmergalina" angepöbelt hatte. Eine neue Wolke des Unmuts ſtrich über des Herzogs Stirn. Der

Gedanke an seine Franzel weckte heute keine erfreulichen Stimmungen: bei der Abfahrt hatte der Haussegen schief gehangen, und sie hatte den Gatten allein vorausfahren lassen. Alles nur wegen ihrer kleinen Schwester, der Luise, dieser albernen Gans, dieser . . .! Karl Eugen beherrschte, nicht erst seit er zu Hohenheim residierte, landwirtschaftliche Ausdrücke recht geläufig, und seine junge Schwägerin kam dabei nicht gut weg; überall nichts als Ärger, über Landstände, über Lakaien, über Straßen, und nun gar über solch junges Ding und ihren . . . „Leutnant von Winckelmann"!

Jetzt kam es! Der Offizier hatte drauf gewartet, seit er zur Eskorte kommandiert worden war. An hundert Male hatte sich Franzkarl von Winckelmann während des Rittes wiederholt, was er dem Herzog antworten, wie fest er dem gefürchteten Blick begegnen wolle; half ja doch kein Donnerwetter der Tatsache ab, daß der Herzog ein alter Onkel geworden war, sie beide aber waren jung, und die Liebe konnte er nicht verbieten, so sehr er toben mochte! — Aber bei dem Ruf durchzuckte es den Leutnant doch bis in die Zügelfaust, und es ging ihm nicht anders als tausend mutigen Schwaben seiner Zeit, die alle nicht ohne Zittern vor den Karl Herzog treten konnten, — war eben doch so etwas an ihm!!

Karl Eugen schaute kaum hin, als der Leutnant genau auf der vorgeschriebenen Höhe neben den Wagenschlag geritten kam; doch für den Jungen, der acht Jahre Karlsschule hinter sich hatte, waren die lässig durchs halboffene Fenster herausgesprochenen Worte untrügliche Sturmzeichen:

„Leutnant Winckelmann, die Frau Reichsgräfin hat mir wohlwollend von ihm gesprochen." — Der Leutnant saß straff im Sattel. — „Er habe ein gesellschaftliches Talent, wie es meinen officiers wohl ansteht." — Leutnant Winckelmann preßte die Trense zwischen den Fingern: und . . .? „Seine

Fertigkeit im Arrangieren von Charaden wird von allen Damen gerühmt; Er versteht fast immer, sich das Fräulein von Bernerdin als Partnerin zu verschaffen; man kommt auf diese Art in die Verlegenheit, immer die gleiche Dame küssen zu müssen ..."

„Wenn es zur Charade gehört, gewiß!" antwortete Winckelmann dreist. Die lauernde Gefahr, die verborgene Drohung verscheuchte das bißchen Kasernenhof-Feigheit, das auch den Tapfersten im Umgang mit seinem Gewaltigen lähmen kann; es ging um das Mädel, und Franzkarl Winckelmann war Soldat!

Doch Karl Eugen schien von der Antwort befriedigt, seine nächste Frage war von den Charaden der Herrin von Hohenheim und von ihrem Schwesterchen so weit entfernt wie des Herzogs Ideal, Ludwig der Vierzehnte, von seinem einstigen Erzieher Friedrich von Preußen ... „Hat Er mit dem Forscher gleichen Namens zu tun, um den der braunschweigische Bibliothekar Lessing soviel Aufhebens macht? Hat Er seine Schrift gelesen?"

„Über die Antike? Von der ‚edlen Einfalt und stillen Größe in der Kunst'? Dannecker hat uns daraus erzählt ..."

„Billigt Er diese Grundsätze?" forschte Karl Eugen.

Winckelmann zauderte: wenn die Antwort jetzt des Herzogs Meinung nicht traf, war alles verdorben, dann ging's mit neuer Wut auf das erste Thema zurück. Wie war's richtig? Dannecker, der Bildhauer, hatte jene klaren klassischen Sätze zum Himmel erhoben, Dannecker verstand etwas, und — Dannecker war in Gunst! „Es dürfte viel Belehrendes daraus zu schöpfen sein ..." formulierte der Leutnant vorsichtig, aber schon zu verwegen für einen, über den sich unter allen Umständen Ungnade ausschütten sollte; er sah es schon an dem

Ruck, mit dem Karl Eugen sich in die Polster stützte, um sich nun voll dem Begleiter zuzuwenden und ihm ins Gesicht zu donnern: „So, und diese langweiligen, kalten griechischen Klötze will man dann in Galerien aufstellen und beweisen, der Geschmack eines Ludwig und hundert begnadeter Fürsten ihrer Zeit . . .“ (Karl Eugen vermied es, sich persönlich unter diesen Trabanten des Sonnenkönigs zu nennen) . . . „all die zierliche Grazie, die ein Versailles zum Mittelpunkt Europens erhob, sei unkünstlerischer Abklatsch niederer Lust neben Eurer . . . Eurer ‚heiligen Einfalt‘! . . und Ihn selbst, mon lieutenant, Ihn lockt wohl auch nur das klassische Ideal zu nächtlichen Seufzern am Grabe Virgils?“

Franzkarl von Winckelmann hielt den Blick mühsam aus; während ihm das Blut in den Ohren brauste, eine Überlegung die andere jagte, wie wohl die heimlichen Zusammenkünfte im Park von Hohenheim an dem römisch-imitierten Gemäuer verraten sein mochten und mit welchen Predigten jetzt die frömmelnde Franziska die kleine Schwester quälen würde? — in all diesem inneren Aufruhr ließ er doch die Augen nicht von denen des obersten Landesherrn und meldete sachlich wie zum Rapport: „Ich hatte im Sinn, bei der nächsten Audienz meine untertänigste Petition vorzutragen um Beleihung mit einer Kompanie, um das Fräulein von Bernerdin ehelich heimführen zu dürfen.“

„Er leugnet nicht einmal? Versucht kein Wort der Entschuldigung, daß er in Unsrer eigenen Familie Unser Vertrauen mißbraucht hat? Mit einer Dame, die Seinem Herzog nahesteht . . .?!“

Karl Eugens Neigung zu Deklamationen, die in seinen älteren Jahren mehr und mehr von ihm Besitz nahm, gewann die Oberhand. Winckelmann preßte ingrimmig die Lippen zusammen: das erste Soldatengebot — „Du sollst dich nicht ver-

blüffen laſſen!“ —, er hatte es vernachläſſigt und ſaß nun feſt! Hätte er ſeine Gedanken nicht Mühlrad laufen laſſen, dreiſt geleugnet und Zeugen verlangt, daß ihm der unbeherrſchte Grimm des Herzogs wenigſtens den Lauſcher und Angeber an die Hand gegeben hätte, und dann wehe! Ein Mann findet aus jedem Konflikt heraus, wenn er nur irgendeinen an die Klinge kriegt, an dem ſich alles austoben kann, — aber das Mädel, das Mädel!! — empört beſtreiten hätten er ſollen, aufbegehren! — Karl Eugen als Tugendwächter, lächerlich! — Und ſeine Franzel, auch wenn ſie ihrem närriſchen erſten Gatten nicht ohne Grund durchgegangen war, um nicht täglich ihre Prügel zu kriegen, war als Klageweib ob des Wandels ihrer kleinen Schweſter wahrlich gleichfalls nicht am Platze . . und doch, eben darum war das Paar gefährlich, durch den Eifer, mit dem ſo ſpät angelegten Gewand der Tugend nun andre zu beglücken und verdienſtlich den Frevel zu ſtrafen . . Winckelmann ſchaute ſtarr über den Herzog weg in den grellblauen Himmel; — er bewegte die Lippen, doch er ſagte nichts: leugnen, wenn der Herzog am Toben war? zwecklos: er würde nicht hören; und was wußte er? Und woher dieſe Wut, wo er doch mit einem Federſtrich die Kompanie verleihen und beide zuſammengeben konnte!? — Mit Luiſe mußte er ſprechen, unbedingt, bald, noch ehe ſie ungewarnt in eine neue Schlinge treten konnte . . .

„Das Bernerdinſche Wappen hängt ſeit Jahrhunderten neben der Gruft meiner Väter unter den edelſten des Landes zu Tübingen, Herr von Winckelmann!“ begann der Herzog wieder, diesmal im verweiſenden Ton des gekränkten Familienvaters. In Winckelmann zuckte ein Strahl Hoffnung auf: wenn der Alte nichts Geſcheiteres wußte, als die Sorge, die Schwägerin ſtandesgemäß unterzubringen? Einen letzten Verſuch war er der Luiſe ſchuldig: „Die Huld meines Fürſten und

mein Eifer werden mir ermöglichen, daß ſich das Haus des Fräuleins nicht zu ſchämen braucht . . ." —

Doch jetzt dachte Herzog Karl ſchon nicht mehr an die Bernerdins:

„Das Fräulein gehört zu Unſrem Haus, merk' Er! Glaubt Er, es ſei mir genehm, Ihn als Herrn Schwager zu umarmen?"

Diesmal erwiderte Winckelmann nichts. Vielleicht gab ſich der Herzog in raſcher Beſinnung die richtige Antwort ſelbſt: Schwager hin, Schwager her, — was machte das bei ihm aus, den das halbe Offizierkorps ſeines kleinen Heeres mit Fug und Recht ſeinen leiblichen gnädigen Vater nannte, von verſchiedenen Müttern freilich, voran jene Schar der Franquemonts, deren Karl Eugen eine ganze Kompanie zu zeugen ſich vermeſſen; da kam es auf einen Schwager Leutnant wahrlich nicht mehr an! — Dem Herzog mochte Ähnliches durch den Kopf gehen, als er ſich brüsk abwandte und wieder in die Papiere griff: nein, darauf kam es nicht an, ſondern auf des Herzogs Willen, und zumal wenn wegen der Schwägerin Loviſe der Hohenheimer Ehefrieden geſtört werden konnte. — Wenn der Racker ſich mit dem Leutnant einließ, kam es gar ins Hofgeſchwätz, daß Karl Eugen, den zwar Gewohnheit, Ruhebedürfnis und Überſättigung am Gängelband Franziskas längſt zum zahmen Löwen gewandelt, gelegentlich doch die Schwägerin als jüngeres Abbild der Franzel reizvoller gefunden hatte als das, was die Jahre aus ſeiner alten Liebe gemacht hatten. Daß er, der Herr, der immer noch Stattliche, einen ſeiner Offiziere begünſtigt ſehen ſollte . . .! Wenn ſie es ihrem Kavalier anvertraut hätte, lachend über den alten Lüſtling! Doch mit dem Grimm des Eiferſüchtigen kämpfte in dem Herzog die Scheu vor häuslicher Unruhe: mit der Franzel durfte es keinen

Verdruß geben; für alle Fälle wollte er sich durch eine wohlgeschliffene Preisarbeit ihrer günstigen Stimmung versichern!

Franzkarl von Winckelmann, der vergessen noch immer neben dem Kutschenschlag ritt, vermochte in aller Aufregung, — im Überlegen, wie er seinem Mädchen Botschaft geben, wie er den verborgenen Feind und Angeber erraten könnte, — doch ein spöttisches Lächeln nicht zu lassen, als ihm ein spähender Seitenblick zeigte, welche Beschäftigung sich sein Herr da plötzlich vorgenommen hatte: wieder einmal Karlsschüler-Arbeiten! Und es wußte doch die ganze Akademie und ganz Stuttgart, wie Jahrgang um Jahrgang die alte Leier abschrieb.

Aber nun zuckte der alte Karlsschüler zum zweiten Male im Sattel zusammen, mehr fast noch als vorhin, da es um den eigenen Kragen ging: Der Herzog schlug in das Papier, daß die Fetzen raschelten; da dieser Satz, er erinnerte sich genau: aus einem der früheren Jahrgänge stammte das — . . . e r war es gewesen, der Eine, an den in der Karlsschule immer noch zu sehr gedacht wurde! Einen groben Strich machte der Herzog mitten durch die Arbeit, dann ließ er den Stift sinken: Was ging ihn heute noch der S c h i l l e r an, der Durchgänger, an den man soviel Mühe und Geduld verschwendet hatte! — gelohnt hatte er's mit Ärgernis über Ärgernis, denn all das Schlechte, das er jetzt in seinen Schauspielen aus seiner grobschlächtigen Feder laufen ließ, mußte ja auf seinen Landesherrn gemünzt scheinen, mußte ihn der Nachwelt als Tyrannen und Herodes zeigen: erst die „Räuber" und dann gar das andre Skandalstück von dem Bürgersmensch . . . Karl Eugen gestand es keinem, selbst seiner Franzel nicht, wie er mit geheimer Gier alles las, was ihm von dem Flüchtling unter die Augen kam, — wie er für den Einen, der ihm in stolzem Aufbäumen auf dem Weg zum Ruhme entlaufen war, gern ein ganzes

Schock manierlicher Karlsschüler dreingegeben hätte; und gerade d e n hatte er nicht halten können . . .

Herzog Karl starrte vor sich hin: das war es ja, das hatte ihn vor drei Jahren abgehalten, die Feder unter den Subsidienvertrag mit England zu setzen, der ihm aus seiner Geldnot geholfen hätte; ein Regiment über See, und allem wäre gesteuert gewesen! Aber zu deutlich stand damals diese Szene vor ihm — Friedrich Schillers furchtbarer Fluch über den Soldatenhandel deutscher Fürsten, und dazu Tag um Tag das bekümmerte Gesicht der Franzel, die ihm aus Angst vor einem bösen Nachruhm theatralisch genug vorgeheult hätte, wenn er nicht vom ganzen Geschäft die Hand ließe . . .! — Aber was war dadurch gewonnen? das Geld war nicht mehr geworden, Schillers Fritz war nicht wiedergekehrt und der Herzog von Württemberg in keinen besseren Geruch gekommen, ob er nun an dem Amerika-Geschäft teilgenommen hatte oder nicht. Der Alternde steigerte sich immer weiter in seinen Zorn hinein; alles, was ihm die letzten Tage verärgert hatte, ward von seinem empfindlichen Selbstgefühl in Zusammenhang gebracht: da, dieser Winckelmann, der am Tugendhofe der Reichsgräfin von Hohenheim mit deren junger Schwester hinter die Bosketten schlich, dreiste Antworten gab und sich schon das Zittern vor seinem Herzog abgewöhnt hatte, der war auch immer mit dem rebellischen Versemacher zusammengesteckt, mit den glatten Wolzogens, dem rauhbeinigen Kapf und wie die Kerls alle hießen; der Dannecker wollte den neuen klassischen Kunstkram schöner finden, dem Scharffenstein war längst nicht mehr zu trauen, — und die jungen Jahrgänge taten's den andern nach, sudelten den alten Schmus ab und schmierten ihm Rotz um die Backen, daß er zum Kinderspott werden mußte; das war die Schule, die er sich als Denkmal seines Regentenlebens gedacht hatte . . .!

. . was hielt ihn, ſeinen Launen nachzugehen, wenn ihm doch keiner die gute Abſicht dankte? Hier fehlte das Geld, und drüben zu Ludwigsburg wartete der Holländer, der etwas zu bieten hatte . . . ! Karl Eugen griff entſchloſſen wieder zu den Bauplänen, die er zuvor mit den unbezahlbaren Voranſchlägen grimmig zu Boden geworfen hatte: das neue Stuttgarter Schloß, die Kaſerne der Gardelegion, das mochten dann ſeine Zeugen ſein, wenn ſich ihm die Menſchen verſagten, — Zeugen, daß er groß gedacht und Großes gewollt! Mochten ſie ſich im Lande ängſtlich die Schwarzwaldſagen zuraunen vom Holländer Michel, der um Teufelsgeld ſein Seelenheil verkauft hatte und dem Satan dafür immer neues ſchwäbiſches Herzblut ſchaffen mußte, — das war für Spinnſtuben und nicht für Schlöſſer!

Menſchenrechte, Rückſichten? dummes Zeug! Ein böſer Blick ſtreifte den Karlsſchüler, der unbewegt neben der Kutſche trabte, an der ſchnurgeraden, einſchläfernd öden Straße entlang in den blauen Himmel ſtarrte und ſich vielleicht das nächſte Rendezvous ausmalen mochte, um ſich mit ſeiner Liebſten über den Koller des Herzogs luſtig zu machen! — Falſch gerechnet, mein Herr Leutnant! Wer ſich gegen Allerhöchſten Willen hinter Sereniſſimi Schwägerin macht, ſoll ſich hüten; ſolche Liaiſons rügt man nicht mit etwas Strafwachen und Standpauken, die für den Liebenden nur ein bißchen Salz und Pfeffer wären als Würze ſeines paradieſiſchen Süppchens; — aber wenn es heißt: „Ab nach Afrika, Liebchen ade!“ — dann werden wir ſehen, wer zuletzt gelacht hat! . . .

Mit jähem Rumpeln ſprang jetzt der Wagen zur Seite, eben noch rechtzeitig, um einen Wanderer nicht umzufahren, der in tiefem Nachdenken wohl des herzoglichen Fahrzeugs nicht gewahr geworden war; ſonſt pflegte Herzog Karls Dienerſchaft gleich ihrem Herrn nicht ſchüchtern zu ſein; aber ſo

ſehr ſie in ihren betreßten Röcken über das beſtaubte ſchwarze Habit des Fußgängers die Naſe rümpfen mochten, ſo hätte doch keiner wagen wollen, den Pfarrer Flattich von Münchingen in den Straßengraben zu drängen, denn wenn der Herzog Luſt verſpürte, ſich über die Beſchwerniſſe ſeines wandelbaren Gemüts mit einem ehrlichen Menſchen auszuſprechen, ſo ließ er, wie die Schranzen längſt wußten, gerade den am liebſten holen. In Disputierlaune befand ſich der Herzog heute freilich nicht, aber doch ließ er nie eine Gelegenheit aus, dem ſchlagfertigen Pfarrer den gnädigen Herrn zu zeigen. „Er kommt von der Predigt?“ begann er herablaſſend. „Aber in einem ſolchen Aufzug?“

Der Pfarrer von Münchingen ſchaute an ſeinem Beinkleid hinunter, an dem die Spuren eines langen im Amt zurückgelegten Weges ſichtbar waren. „Je nun“, meinte er ſorglos, „der eine hat den Dreck außen, andere haben ihn inwendig.“ — Karl Eugens ſchon zur Begrüßung vorgeſtreckte Hand blieb auf dem Kutſchenſchlag liegen. „Was hat Er heut' meinen Untertanen gepredigt?“

Pfarrer Flattich merkte das ſchlechte Wetter, da der Herr von Untertanen redete ſtatt von Schäflein, wie es an beſſeren Tagen hieß. „Da han' i dô jetzund“, begann er mit ſeiner gebräuchlichen Wendung, „was werd' ich gepredigt haben? Fürſten ſollen fürſtliche Gedanken haben!“

Karl Eugen fuhr zurück wie vor einem Hieb. Alſo auch der, der Mann, deſſen offenes Wort ſtets ſein Ohr gefunden hatte? — Worauf ſollte ſich dieſer Wink mit dem Zaunpfahl denn beziehen, wenn nicht auf das Gerücht, daß der Holländer wieder da war, was in dem Lakaienneſt Ludwigsburg ja unmöglich hatte geheim bleiben können? Und da wollte ſich dieſer Bauernpfarrer unterfangen . . .?!

Den hatte das auf Karl Eugens heftigen Wink in voller

Karriere losgefahrene Fahrzeug schon weit dahinten gelassen; der Leutnant von Winckelmann, der teilnahmslos neben der Unterhaltung im Sattel gesessen hatte, mußte den Staub schlucken, als er, vom jähen Aufbruch aufgeschreckt, im Galopp seinen Platz am Fahrzeug wieder einzunehmen suchte.

Der Pfarrer von Münchingen schaute bekümmert der Staubwolke nach: „Da han i dô jetzund", murmelte er, „wahrscheinlich das Richtige 'troffen. So ein kluger Herr, und zwischendurch noch immer voll Laune und Unart! O du großer Fritz von Preußen, wenn du ihn nur nicht schon als halbes Kind hättest mündig sprechen wollen, weil du ihn als Springer gegen die Königin von Ungarn zu brauchen dachtest! Nun muß unser Württemberger Land für dein Schlesien büßen!" Kopfschüttelnd wandte er sich durch die Ährenfelder seinem Pfarrdorf zu.

Der herzogliche Wagen donnerte indessen mit unverminderter Schnelligkeit weiter, unvermindert kochte in dem Fürsten der Jähzorn fort: So also? wahrscheinlich von der Landschaft oder ähnlichen Duckmäusern angestiftet, das Recht offener Rede respektlos zu mißbrauchen! Auch der, den er noch als einzigsten geachtet von dem ganzen Theologengeschmeiß —! — wo war denn noch Menschen zu trauen? untereinander, ja, da redeten sie von Freundschaft und Treue, — aber stets hielten sie zusammen gegen ihn, den Fürsten, den Wohltäter!

Grenzenlos einsam und von Undankbaren verraten kam sich der Herzog vor auf dieser letzten Strecke der Fahrt; in der eigenen Brust, in den eigenen Taten den Anlaß zu suchen, da er nie um Dank, sondern nur nach seinem Gutdünken regiert, nur Gehorsam und nie Liebe gesucht hatte, — wie sollte er das einsehen, der vom vierten Lebensjahr an stets gehört, daß er der Gewaltigste, Größte und Gerechteste sei zu Württemberg, Teck und Mömpelgard, wo nicht im ganzen Reiche; furchtbar

rächte sich jetzt, was Schmeichler an ihm gesündigt . . . Doch wenn einen Fürsten die Vergeltung trifft, so bricht das Wetter zugleich auch über tausend andere mit herein und straft mehr Gerechte denn Ungerechte . . .

Die Wache am Ludwigsburger Tor, die eben noch ins Gewehr treten konnte, bekam keinen Blick, die am Schloßportal keinen Dank, als der Wagen vorbeiraste. Im Innenhof vor dem Hauptbau des weitläufigen Schlosses eilte der Offizier du jour dienstfertig herbei, um die Treppe anzulegen, die das Aussteigen aus der hohen Karosse ermöglichte. Als der schwere Mann auf festem Boden stand und sich seinen Gehstock hatte reichen lassen, stampfte er unwillig auf; sein erster Blick fiel auf die Kutsche der Reichsgräfin von Hohenheim, die auf dem Wege über Stuttgart leichtere und raschere Fahrt gehabt hatte, und schon versuchte der Leutnant Winckelmann beim Abspringen von dem staubbedeckten Rappen möglichst nahe an den Mohren heranzukommen, um zu fragen, welche Passagiere er geführt habe.

Karl Eugen pfiff grimmig durch die Zähne. „Er hat den Satansbraten nicht auszuhorchen: meine Schwägerin ist mitgefahren, aber Er braucht sich nicht um sie zu sorgen; mein alter Freund von der venezianischen Reise, der Marchese Casanova, wird mir raten, wie man gar zu galante Kavaliere von pflegebefohlenen Damen fernhält; Er aber", befahl er höhnisch, dicht an den Bestürzten herantretend, dem bei der Nennung des verrufenen Abenteurernamens das Blut zu Kopfe stieg, — „Er, mein lieber Winckelmann, scheint der Rechte, während Unsres erlauchten Besuchs für Unsre Sicherheit zu sorgen: Er wird von heute abend ab achtundvierzig Stunden lang die Wache nicht verlassen. Scher Er sich!"

Von den Hofchargen, die zur Begrüßung des Herrn aus dem Palast vorgetreten waren, hatte sich der General von

Nicolai eben ſo weit genähert, um die letzten Worte hören zu können; er hatte den Leutnant bislang in Gunſt geſehen und fand ſich in dieſem jähen Umſchwung nicht zurecht: „Prinz Friedrich hat gebeten, ihm zur Revue einen diſtinguierten Offizier der neuen Jägerwaffe zuzuteilen, deren Einführung beim ruſſiſchen Heer von ihm geplant iſt; ich wollte den Leutnant Winckelmann ſubmiſſeſt vorgeſchlagen haben", bemerkte er ſchüchtern.

Karl Eugens apoplektiſches Geſicht ward blau vor Zorn: „Mir den Kerl auf dieſe Art in meine Suite einſchmuggeln, damit er nach allen Seiten ſcharmuzieren kann?"

Der General trat von einem Fuß auf den andern: „Bei dem ſchwachen Beſtand der Jägerkompanie iſt anſonſten nur noch der Leutnant von Scharffenſtein verfügbar . ." hauchte er ängſtlich. Was er da andeutete, war Todſünde: der Scharffenſtein war zu keinem Vertrauenskommando mehr zugelaſſen worden, ſeit er im Geruch ſtand, zur Fahnenflucht des Doktors Schiller mitgeholfen zu haben: durchs Eßlinger Tor, als er die Wache gehabt, war der Ausreißer in die Freiheit gefahren . . .

„So nehm Er den Scharffenſtein in Teufels Namen! Iſt ja doch auf den einen ſo wenig Verlaß wie auf den andern!" wetterte der Herzog und wandte ſich dem Schloßeingang zu. Knechte und Affen alle miteinander! Da der Nicolai, tat ſich auf ſein Wiſſen etwas zugute, gelehrtes Haus, und praktiſch nicht einmal fähig, unverdächtige Offiziere zu Fürſtenbegleitern zu kommandieren! Dann dahinter das feiſte Geſicht ſeines Finanzberaters, des Knieſtedt: ſchaffte ſicher nur in die eigene Taſche, man mußte einmal ſeine Hofkammerrechnungen nachprüfen! Und hier als Offizier vom Dienſt der junge Wolzogen, ganz die Züge ſeiner alten Dame, der Kuppelmutter, die ſich natürlich auch an den Schiller gehängt haben mußte!! —

Da einmal dazwiſchenfahren, den ganzen Teig um und umrühren, daß mal neue Geſichter herkämen!

„Die Frau Reichsgräfin und das Fräulein von Bernerdin erwarten Euer hochfürſtliche Durchlaucht zur Schokolade“, meldete Wolzogen.

Karl Eugen zog die Luft ein, als wolle er ſeinen Grimm noch ſtärken. „Hernach den Marcheſe in mein Arbeitszimmer!“ befahl er. Zwiſchen zwei Ketten gebeugter Rücken betrat er das Schloß.

2.

Der aus allen Ecken der leeren Flure widertönende Hall ſeiner Schritte konnte die Laune des Herzogs nicht verbeſſern: aus allen Winkeln ſprach die kalte Verlaſſenheit des Rieſenbaus, den er einſt mit ſeinem bunten Treiben wie ein Zauberſchloß belebt hatte. „Alt und geſcheitert!“ — Immer wieder trat ihm dies Ergebnis ſeines Fürſtenlebens vor Augen: verſchwendet Hab und Gut und Glauben eines wackeren Volks, vergeudet all die großen Gaben, die ihn zum angebeteten Vater ſeines Landes hätten machen können, vertan in Eigenſinn und Spielerei alle Möglichkeiten, im Alter die Sünden der Jugend zu beſſern, wie er das einſt ehrlichen Wollens von allen Kanzeln hatte verkünden laſſen! — Grimmig ſtieß er den ſchweren Stock auf die Steinflieſen: nun war er, wie er geworden, — mochten ſie ihm nachreden, was ſie wollten!

Als er die Tür zu Franziskas Wohnraum aufſtieß, zeigte ihm der erſte Blick, daß die Predigten ſeiner Gattin nicht ſonderlich gewirkt hatten; Luiſe von Bernerdin ſtarrte, der Standpauke ungeniert den Rücken kehrend, angelegentlichſt durchs Fenſter in den glühenden Hof hinab und hörte kaum, was ihre Schweſter mit gefalteten Händen auf ſie einredete

mit dem grämlich-frommen Ausdruck, den Franziska von Hohenheim mit den würdigeren Jahren angenommen hatte. Zwiſchen der erhabenen Schweſter und der Jüngſten beſtand nicht nur der Unterſchied des Alters, der die Ältere faſt als Mutter des Nachkömmlings erſcheinen laſſen konnte; die Reichsgräfin war auf ihrem Lebensweg mit berechnender Anpaſſung zum Ziel gekommen, während die Schweſter, ein zierliches Figürchen wie aus der herzoglichen Porzellanmanufaktur, eine Art hatte, den ſchlanken Hals zurückzuwerfen und ſich die ſalbungsvollen Reden ſchnellſtens wieder aus dem Kopfe zu ſchütteln, daß nicht ſchwer zu raten war, wer vom Trotz des Hauſes Bernerdin mehr auf die Reiſe mitbekommen habe.

„Das Mädchen iſt gar nicht zu belehren!“ begann Franziska hilflos.

„Wenn wir uns doch liebhaben!“ ſchmollte Luiſe vom Fenſter her. Sie hatte den eintretenden Herzog mit ehrfurchtsvollem Hofknix begrüßt, aber da er ſofort mit ſtrenger Richtermiene die bekannte Fürſtenhaltung einnahm, mit vorgeſetztem Fuß und der Hand in der Hüfte, wie auf den Bildern in der langen Galerie, ſo zog ſie vor, ihren Standort beizubehalten; zudem ließ ſich nur ſo überſehen, welche Offiziere ſich gerade im Hof herumtrieben; das wenige, das ſie von Franzkarl beim Eintreten geſehen, genügte ihr keineswegs. Der Herzog muſterte ſie zornig.

„— Liebhaben . . !“ wiederholte er gedehnt, „der Luftikus iſt ſchon hinter mancher hergeweſen; Wolzogens Lotte, die ihren Köder nach allen auswarf, hat ihm auch den Kopf verdreht, wie ſie den Schiller hat verrückt machen helfen, — bei ſolchen war der Winckelmann immer flott dabei, — heute die und morgen die . . .“

Luiſe von Bernerdin ſchüttelte nur ganz leicht die dunklen Locken; was brauchte ſie darauf zu antworten: wenn ſie es

wußte, wie ſehr er ſie liebte, ſo genügte das. Der Rhythmus, den ihre Finger auf das Fenſterbrett trommelten, entſprach dem Menuett aus einem Schäferſpiel und ſagte: Liebe, Liebe, Liebe . . . Sie kannte weder die Gefährlichkeit der Stimmung des herzoglichen Schwagers, noch überblickte ſie die Macht, die ihr gegeben war, wenn ſie jetzt zur Unzeit an ein gewiſſes Gartenfeſt erinnert hätte, wo der große Jupiter einer hübſchen Nymphe, die von ungefähr ſeine Schwägerin war, gar ſehr nahegerückt war. Die Franzel hätte darin keinen Spaß verſtanden, das wußte die Schweſter wohl; wie ſehr aber Herzog Karl, ſo gewaltig er manchmal auch noch donnern und blitzen mochte, in der Stille unter den Pantoffel gekrochen war, das ahnten auch die allernächſten nicht, denn Franziska von Hohenheim war ſo klug geweſen, den Umfang ihrer Macht nie ruchbar werden zu laſſen. Auch heute war der Groll des Herzogs, der einen andern begünſtigt fand, nur gezügelt von der Sorge, ſeinen Ehefrieden ſicher zu verankern.

„Ma fille", begann er milde, „wir ſind allzumal Menſchen, wie ich ſelbſt öffentlich bekannt habe. Uns, die wir Vaterſtelle an Ihr vertreten, hat Sie manche Sorge gemacht; dennoch werden wir, wenn Sie jetzt eine gehorſame Tochter ſein will, bedacht ſein, Sie in einer chriſtlichen Ehe auf den rechten Weg zu bringen."

Sie blickte ihn erſtaunt über die Schulter zurück an; die Hand blieb auf dem Fenſterbrett, an dem Menuett fehlten noch ein paar Takte, aber die leiſe Drohung, die in der väterlichen Salbung enthalten ſchien, hemmte das Tempo. „Wozu ſo feierlich, Schwager Herzog?" fragte ſie mit erzwungener Unbefangenheit, „einen Federzug koſtet's, nicht mehr, ihm eine Kompanie zu übertragen, daß wir leben können."

„Leben können . . !" wiederholte Karl Eugen ſpöttiſch, „meint Sie, in meiner Familie ſtelle ich keine Forderung, als

daß ſie leben — auf einer traulichen Inſel, nur für ſich, wie Paul und Virginie? — Und wo bleibt der Gehorſam und die Pflicht gegenüber dem Landesherrn? Alles hinter meinem Rücken, ohne nach meinem Willen zu fragen, ohne jede Spur von Dank — dazu ſoll ich dann noch die Kompanie geben?!

Sie maß ihn mit großen Augen. „So hab ich meinen hohen Schwager eingeſchätzt", ſprach ſie langſam, „genau ſo: Dankbarkeit verlangen für jedes Stäublein, das man unter ſeiner gottgeſegneten Herrſchaft berührt, — mit Wucherzinſen vorrechnen, daß man als arme Verwandte an ſeinem Tiſch miteſſen darf, weil Hochdieſelben meine Schweſter auserkoren haben, — dafür ſoll nun ich wie eine Leibeigene ſein, während jedes Bauernmädel ein Recht hat, zu leben und zu lieben . ."

So ſtand's alſo! Karl Eugen betrachtete finſter die ſchlanke Geſtalt. Das war auch nicht im Kopf des Mädels gewachſen, das bislang fröhlich den ganzen Hofbetrieb mitgemacht hatte, ohne der ſchlechten Umwelt groß Achtung zu ſchenken. Der Geiſt der Meuterei war es, der Auflehnung, der in dieſen Köpfen geiſterte: ſchon wieder „Menſchenrechte"! Doch von ſich aus konnte das zwanzigjährige Ding keinen Geſchmack an dieſer rebelliſchen Krafthuberei gefunden haben, da mochte ihr Leutnant dahinterſtecken, mit dem ſie tanzte und auf die Kareſſe ging! — Aber noch war man Herzog!

„Schlag Sie ſich den Burſchen aus dem Kopf und ſei Sie froh, wenn Wir die Sache in Unſrer unverdienten Huld noch in Ordnung bringen!" herrſchte er ſie an.

„Wieſo in Ordnung bringen?" fuhr ſie wild auf. Der Herzog lächelte überlegen: „Will Sie beſſer wiſſen, was iſt, wenn Feuer und Stroh zuſammenkommt? Der Winckelmann hat ja ſchon alles zugegeben . . !"

Sie ſah ihn verſtört an. „Was zugegeben? Das iſt infam! Ein Kavalier, der ſich nicht lieber die Zunge abbeißt . . ."

Die ſtarre Richtermiene des Herzogs war mehr als Antwort und nahm ihr den Halt: ſie hatte mit hohem Mut ihre Liebe verteidigen wollen, aber ſich verlaſſen zu ſehen, auf Anhieb verraten an dieſen falſchen Sultan, das war zu viel; ſie kannte in dieſem erſten Kampf ihres Frauenlebens noch die Taktik nicht, die mit Kriegsliſten die Gegner gegeneinander ausſpielt, ebenſo wie ſie ſich zu ſpät darauf beſann, daß gegenüber der Eiferſucht dieſes väterlichen Feindes die beſte Waffe der Hieb geweſen wäre . . noch ſtützte ſich die Hand am Fenſter, aber ſchon machte ſie den erſten Schritt zu der Schweſter hinüber, um an ihrem Stuhl niederzuſinken und ſich auszuweinen. Franziska glaubte der beginnenden Ergebung nachhelfen zu müſſen und ging mit doppeltem Eifer ins Zeug: „Kind, deine Mutter hat dich mir anvertraut, ſie müßte ſich im Grabe umdrehen . . .“

Da ſprang Luiſe von Bernerdin noch einmal auf; nicht mehr zum Kampf um ihre bedrohte Liebe, aber voll Trotz und Stolz auf ihr gutes Recht; ihre Augen funkelten, die ganze Qual eines mißhandelten Herzens ſchrie ſie heraus, der tugendreichen Schweſter ins Geſicht: „Wird ſie ſich im Grab umdrehen, kommt ſie wenigſtens wieder richtig zu liegen: meinſt du, es habe ſie gefreut in der ewigen Seligkeit, wie du mit deinem Herzog lebſt? Bildeſt dir ein, Gott wohlgefälliger zu ſein, weil er als Fürſt ſich den Dispens kaufen kann, den er armen Teufeln nicht geben will, ſchon gar nicht da, wo er gern ſelbſt hätt' Kirſchen pflücken wollen . .?“ Doch nun war's mit der Haltung vorbei, zu plötzlich war das alles gekommen, zu bitter die Überraſchung, zu hart die Feindſchaft, die ſie vor wenigen Stunden nicht geahnt; nun ſank ſie doch am Stuhl zuſammen: „Schweſter, Schweſter, denk an dich ſelbſt, haſt mich doch auch einmal liebgehabt . . .“

Aber Franziska von Hohenheim war da getroffen, wo ihr

Gewiſſen in Jahr und Tag nicht zur Ruhe gekommen war. Eben darum hatte ſie mit doppelt heißem Bemühen ihr Tugendbild zu vervollkommnen geſucht und eine zwiefache Buchführung begonnen mit guten Werken hienieden für ihren Ruf im Lande Württemberg und zugleich für ihr Heil droben im Himmel. Daran ließ ſie von keinem rühren, ſchon gar nicht von einer Schweſter, die ihr bei ihrem Herzog gefährlich geworden war. Ihn mußte ſie feſthalten: nur wenn ſie jetzt nicht zu hart in die Zügel griff, würde er ſich folgſam und reuevoll weiterlenken laſſen, — mochte er dafür mit der Widerſpenſtigen tun, was er wollte! Um ihren Mund war ein harter Zug: „Euer Liebden väterliche Erziehung wird den rechten Weg zu gehen wiſſen“, ſprach ſie ergeben.

Karl Eugen erkannte, daß die Gefahr geſchwunden war: ſeine Stimme klang wieder befehlend und ſelbſtbewußt. „Haſt du mir nichts mehr zu ſagen, Luiſe?“ — Sie hob den Kopf, ein Einlenken und Wunder der Güte erwartend. Doch als ſie die bekannte Haltung ſah, die Selbſtgerechtigkeit des ſorgſamen Hausvaters und gottgefälligen Wandels, gab ſie die Hoffnung auf.

„Alſo verſtockt!“ ſprach Karl Eugen und griff zum Klingelzug. Der Schloßhauptmann von Phull trat ein, etwas ſehr pünktlich, wie dem Herzog bedünken mochte; ſollte er gehorcht haben, ſo konnte die Franzel morgen, wenn ſie mit der Schloßhauptmännin zur Revue fuhr, eine Bemerkung einfließen laſſen, daß der Asperg nahe ſei für alle, die herzogliche Familiendinge weitertratſchten, wie einſt jene Sängerin Marianne Pirker, die ihr zu vieles Wiſſen als Vertraute der früheren Herzogin in zehnjähriger Haft vergeſſen mußte, bis man ſie in gelindem Wahnſinn der Freiheit wiederzugeben geruht hatte . . .

„Er ſorgt dafür, daß das Fräulein mit niemandem in Ver-

bindung tritt. Schaff Er sie in . . in . . ." — die ganzen Gastfluchten waren von den Russen und Mömpelgardern belegt, — nur ein Appartement war frei, unbewohnt seit bald fünfzig Jahren: auch Karl Eugen hatte es nie mehr benutzen lassen, seit sein Vater, Karl Alexander, der große Kriegsheld und Feind der Landstände, dort jäh sein Leben verhaucht hatte, — „schaff Er sie in die Wohnräume des hochseligen Herzogs, — einen Posten vor die Tür! — auf Gespenster laß' Er schießen. ."

Luise zuckte in jähem Schrecken auf, als sie von dem schlimmen Raum hörte, wo es nicht geheuer war, wo noch immer der Blutfleck zu sehen sein sollte, den keine Menschenhand entfernen könne, wie die Ludwigsburger Waschweiber raunten, — nicht dorthin! — aber als sie den bösen Blick des Herzogs, die unerbittliche Miene Franziskas sah, ließ sie die zu einem letzten Flehen erhobenen Arme wieder sinken. Erhobenen Hauptes schritt sie hinaus.

Der Schloßhauptmann blieb mit väterlich tiefsinnigem Nicken vor der Tür stehen, als er das absonderliche Schlafzimmer, das Karl Alexander nach der ihm eigenen Lebensart mit hunderten kleiner Spiegel hatte auslegen lassen, hinter der Gefangenen verschloß. „Allerhand Haltung, das junge Ding!" dachte er kopfschüttelnd. Es war ihm, als dränge ein Schluchzen durch die Tür. Nachdem er den Posten im Flur hatte aufziehen lassen, trieb es ihn doch, der Schloßhauptmännin die Neuigkeit zu berichten. Und da sich zur selben Stunde der Offizier vom Dienst abmeldete, als gerade das würdige Paar entsetzt an dem Rätsel hin und herriet, so kam es, daß der Leutnant von Wolzogen bei dieser Gelegenheit alles erfuhr, was ihm für seinen Freund Winckelmann wissenswert schien. Kaum hatte er dem ablösenden Kameraden Koseritz die Parole und das Programm für den Abenddienst übergeben —

kleiner Empfang und italieniſche Muſik für die nächſten herzoglichen Verwandten und Gäſte — ſo war er ſchon zum Schloßtor hinaus und auf dem Weg zum „Waldhorn“, der Wirtſchaft, wo ſich die Bude der Offiziere befand, die einſt mit dem Dichter der „Räuber“ ihre Jugend verbracht hatten; was mochte der in der Fremde zu dem neuen Rückfall des Herzogs ſagen? was mochte er jetzt treiben? — Zur guten Stunde erkannte Wolzogen drüben, wo der Weg vom Schloßpark einmündete, eine wohlbekannte Geſtalt, die ihm am ſicherſten Auskunft geben konnte; raſch ging er dem ſechzigjährigen Offizier entgegen, der die dienſtliche Begrüßung des jungen Mannes mit freundlichem, beinahe ergebenem Händedruck erwiderte. „Der Herr Major haben Nachrichten vom Fritz?“ fragte der Junge eifrig.

Vater Schiller hielt das Haupt geſenkt und tippte bekümmert mit der Spitze des Stockes auf den Boden: „Immer noch große Töne von der hohen Berufung, aber noch immer ohne eigenes Kopfkiſſen; ſitzt ſchon monatelang wohltätigen Leuten zur Laſt, die ihn nun nicht mehr loskriegen. Ach, ich weiß, was Sie dagegen ſagen wollen: daß alles aus reiner Freundſchaft gegeben werde, — aber nehmen Sie's nicht übel, daß ein alter Vater, der als Kind Geißen hüten mußte und nun ſeinem Sohn etwas Beſſeres zu erarbeiten dachte, ſich im Herzen gekränkt fühlt, daß der Junge als Landflüchtiger fremde Taſchen drückt. Wäre er geblieben, wo er hingehörte, ſo hätt' er jetzt ein geſichertes Leben wie ſeine Herren Kameraden.“

Karl Auguſt von Wolzogen ſchaute ſich vorſichtig um; kein Späher und kein Klatſchmaul ſchien um den Weg zu ſein, drüben an der Vorderen Schloßſtraße wurden für die Auffahrt der Gäſte Lichter aufgebaut, hier aber an der Oſtſeite war's einſam und dunkel. Da ſchob der junge Offizier mit

reglementswidriger Vertraulichkeit den Arm unter den des Majors und zog ihn zur Seite, wo ein lauſchiger Promenadenweg an dem niedrigen ſchmucken Häuschen des weiland Juden und Miniſters Süß, den die Regentſchaft in Karl Eugens erſten Jahren aufgehenkt hatte, in die Luſtgärten hinüberführte. „.. und das Anſehen, das er durch ſeine Werke ſeinem und Ihrem Namen erworben, achten Sie für nichts, Vater Schiller?“

Der Major lachte bitter: „Möcht' manchmal ſelbſt losheulen, wenn ich leſe, wie ſchön und wie wahr er's geſchrieben hat! Aber wo bleiben die Bewunderer, wenn ihn ein Verließ aufnimmt wie den Schubart, dem doch auch alle zugeklatſcht haben! Lange noch hätte er bei Karl Eugen in einer gnädigen Laune Vergeſſen für alles erflehen können, wenn er der Frau von Hohenheim ein paar artige Verſe zum Geburtstag überreicht hätte, — und juſt da kommt ſein neues Stück heraus — ‚bürgerliches Trauerſpiel‘ denke ich erſt: Gott ſei Dank, mit einer ‚Luiſe Millerin‘ wird er nicht gerade Mord und Brand predigen! — Aber wie mir die Franzel auf einmal für das ſchönſte Spalierobſt nicht mehr dankt, — wie ſollt' ich mir's ſo ſchnell erklären, bis ich zu leſen kriegte, was er da wieder zuſammengeläſtert hat . . .!“

„Aber lieber Herr Major!“ verteidigte Wolzogen lebhaft, „Könnt' er nicht für jedes Wort, das er da ſchreibt, ein Dutzend der ungeheuerlichſten Beiſpiele anführen? Denkt doch, wie ſein Angriff gegen den Soldatenſchacher eingeſchlagen hat, daß die Potentaten ſelbſt ſich zu ſchämen begannen. .“

„Seit ich mir denken kann, durften die Fürſten ihre Soldaten ſtäupen, henken, ins Feuer treiben oder verkaufen“, wandte Vater Schiller ein, „nicht einmal die Landſtände haben ihnen das jemals abgeſtritten.“

„Traurig genug von den alten Tintenkleckſern“, ſchmälte

der Leutnant: „aber es gibt noch andere, die besser denken: so und so viele Seelenverkäufer konnten ihre Menschenware nicht zum Markt bringen, weil ihnen das Passieren preußischen Gebiets verwehrt ward vom Alten Fritzen . .“

„Den Gott erhalte!“ sprach Johann Caspar Schiller fromm und lüftete den Dreispitz mit einem aufrichtigen Wunsch für den Greis in Sanssouci, auf dessen Namen er einst, obwohl er gegen ihn in Schlesien zu Felde lag, den derweilen daheim zur Welt gekommenen Sohn hatte taufen lassen. Ja, sie mochten über den alten König, der mit den Jahren eigentümlich und böse geworden sein sollte, lästern, soviel sie wollten, — der Major Schiller war doch stolz darauf, daß sein Fritz in einer so menschlichen Sache dasselbe dachte wie der Große, nach dem er genannt war.

Wolzogen nahm die versöhnliche Stimmung des Alten wahr: „Möge ihm der Herr Major ein gnädiger Vater bleiben“, bat er, „und im nächsten Schreiben auch die Grüße meiner Mutter und Geschwister nicht unerwähnt lassen!“ Der alte von Pike und Wundarztschere heraufgediente Major verbeugte sich, ob der Ehre gerührt, vor dem jungen Edelmann, der nun rasch zwischen den Bäumen des oberen Gartens hinüberschritt zur Stuttgarter Straße, wo sich nahe der Hauptwache die Wirtschaft befand, deren nicht geringster Umsatz in der Lieferung des Landweins bestand für die durstigen Gemüter, die sich in der Bude des alten Karlsschuljahrgangs zu treffen pflegten. Das Kleeblatt, das hier tagte, war aus einem weiten Raum der damals noch so kleinen Welt zusammengeschneit: Jägerleutnant Scharffenstein war Mömpelgarder aus dem linksrheinischen Württemberg; neben ihm Philipp Gaupp vom Regiment Reischach sprach zwar badische Mundart, seine Wiege aber war in der Ferne gestanden, wo der Vater Gaupp als Major der ostindischen Kompanie dem Lord

Clive die Schlacht bei Plaſſey gewonnen hatte. Zu ſeinen Häupten über dem Sofa deutete ein Bild des Jörg Frundsberg, aller frumber Landsknechte Vater, auf die Herkunft des Dritten, Joſeph Kapf, aus Mindelheim im reichsfreien Schwaben, — und wer das Landsknechtsbild mit den Zügen des Zimmerherrn verglich, mochte den böſen Zungen rechtgeben, die da ſagten, der Maler Heideloff habe dieſen ſelbſt zum Modell genommen, weil nach Kapfs Wandel und Manieren kein beſſeres Modell für ſolch altes Rauhbein zu finden geweſen ſei. Dieſe Nachrede ſtrafte Kapf auch heute nicht Lügen, da er, in Hemdsärmeln rittlings auf einen Stuhl geworfen, ſeinen Genoſſen die Moritat vom Freiburger Paſtor Piſtorius, der ſich eines unbequemen Kindleins entledigte, mit lärmendem Behagen vortrug:

„Dem Tod durchs Beil entrann Piſtor,
er ſchifft ſich ein nach Baltimor
und friſtet dort im fernen Land
ſein Los als Eſſigfabrikant . . .“

Aber zu dem läſterlichen Vortrag runzelte der vierte Gaſt, der verſchloſſen abſeits am Sekretär lehnte, unwillig die Stirn; ſchließlich hieb er auf den Tiſch: „Wenn du nur ſelbſt zu Eſſig würdeſt mit deiner albernen Bänkelſängerei!“ Franzkarl von Winckelmann war es heute wahrlich nicht um Knittelverſe zu tun.

„Baltimore wäre nicht das Übelſte!“ johlte Kapf eigenſinnig, „was hat man auch hier von Portepee und Gamaſchendienſt? Fluchen und Rekruten prügeln kann man überall, möchte gern was von der Welt ſehen . .“

„Drüben in Öffingen hat der Preuß' ſein Werbequartier, kannſt ja zu dem überlaufen“, ſpottete Scharffenſtein und ſchob die gereinigte Pfeife wieder zwiſchen die Zähne, „wirſt es in Brandenburg kein Haar intereſſanter finden, der Unter-

schied ist lediglich, daß du dort auf Sand marschierst statt hier im Pflugfelder Dreck."

Kapf schaute mißmutig vor sich hin: „Wollte mich dennoch dem ersten besten verkaufen, kann mich hier kaum noch unter Leuten sehen lassen, habe Schulden wie ein Säutreiber . . ."

„Der Holländer ist wieder da", bemerkte Gaupp in die Stille hinein, während Wolzogen dem verdrossenen Winckelmann flüsternd seine Neuigkeiten zu berichten begann.

„Ist schon vor Jahren dagewesen", brummte Scharffenstein zu dem holländischen Projekt, „wird heute sowenig wie damals zu einem Ende kommen — und wenn schon: was hast du davon, daß dort der oranische Erbstatthalter sich mit den republikanischen Generalstaaten in der Wolle liegt? Das gibt Straßenkrawalle für den Büttel und braucht keine Soldaten."

„Und wenn man mich als Hurenwaibel im Amsterdamer Hafen anstellen wollte, wär's doch endlich einmal eine Abwechslung aus dem faden Getue", schrie Kapf, „Tag für Tag einem jahrzehntelang gedienten Krummstiefel im Kasernenhof in die dumme Visage zu schauen, ein Jahr ums andere, nichts von der Welt sehen, nichts erleben! Da war der Schiller doch der Gescheiteste, daß er durch die Lappen ging, — ich tu's ihm nach, und wenn mich der Deyh von Tunis werben möchte."

„Irgendwann muß doch zur Geltung kommen, daß jeder seinen Dienst für ein Vaterland tut!" wandte Scharffenstein leise ein.

„Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" rief Gaupp spöttisch, die Antwort, die Karl Eugen einst den protestierenden Ständen gegeben hatte.

„Möchte wissen, was wir mit unsern vertrottelten Teigsoldaten dem Vaterland nützen könnten, wenn ein ernsthafter Feind käme", höhnte der Mindelheimer, „ist nicht seit dem

französischen Ludwig jeder Streit, in den sich unser Reich mengte, prompt auf unserm eigenen Boden ausgefochten worden? Das Volk hier taugt kaum, um bei Hoffestlichkeiten zu paradieren ..."

„Früher führten die Schwaben des Reiches Rennfahne", erinnerte Gaupp.

„... ach was, wird von den Paukern genau so gelogen sein, wie die Geschichten unsres alten Nicolai, der mit dem Titus Livius in der Hand in den Alpen die Stelle gesucht hat, wo Hannibal die Felsen gesprengt haben soll, als ob es damals schon das Pulver gegeben hätte!" polterte Kapf.

„Regst dich ja auf, als ob du's erfunden hättest!" griff jetzt Wolzogen ein, der seine Botschaft an Winckelmann in der Hauptsache bestellt hatte und nun sorgte, daß sie durch das Geschimpfe gehindert werden könnten, einen vernünftigen Plan zu fassen. „Sammle deinen Geist, denn du sollst morgen bei der Paradebatterie, möglichst ohne Haarbeutel, den Salut für die hohen Herrschaften kommandieren."

„Sternsakrament, hätte vorgezogen als Gondoliere bei der Venezianischen Nacht mitzuwirken, statt die Raketen abzubrennen", fluchte Kapf los. —

„Sei froh, könntest ja dein Kostüm nicht bezahlen!" warf Scharffenstein trocken hin.

Kapf biß sich verlegen auf die Lippen. „Ihr werdet mich wenigstens nicht in der Trübsal sitzen lassen, sondern mir Gesellschaft leisten."

Wolzogen zuckte bedauernd die Achseln: „Wird nicht gehen, über die Herrn Confratres ist durchweg verfügt: Scharffenstein als gebürtiger Mömpelgarder wird seinen gnädigen Herrn, Prinz Friedrich den Jungen, aufs furchtbare Schlachtfeld geleiten, Gaupp ist für den Holländer als Bärenführer kommandiert ..."

„Aber der Winckelmann iſt frei!“ rief Kapf. „Biſt heute ohnedies ein ſchlechter Gaſt. Tu du mir morgen auf Poſten Beſcheid, daß ich nicht im ſtillen Suff den Zeitpunkt des Saluts vergeſſe!“

Winckelmann, der ſtarr vor ſich hingebrütet hatte, hob den Kopf aus den Händen: „Hab' die Hauptwache, kann gleichfalls nicht zum Feſt“, ſprach er kurz. Kapf ſchaute ihn ungläubig an, dann ſchlug er ſich ſchallend auf den Schenkel. „Das deiner Luiſe!“ johlte er, „Winckelmann fehlt beim Contre-Tanz! — Was gibt es doch noch für Wunder!“

„Schweig davon, wenn du mein Freund ſein willſt!“ forderte Winckelmann hitzig. Doch bei dem andern war die Neigung geweckt, ſich auf fremde Koſten zu amüſieren, — ſo vermochte er nicht zu ſehen, daß er ſchon dabei war, die Grenze zu überſchreiten: „Wenn ſie nun mit andern tanzen wird, Winckelmännchen? — gute Kavaliere vielleicht? Stell dir vor: ‚Ha, wenn du genoſſeſt, wo ich anbetete, — ſchwelgteſt, wo ich einen Gott mich fühlte!‘ ...“ —

„Er iſt ein Kerl ohne Takt und Freundſchaft, Herr Bruder, und ich werde ihn mores lehren!“ fuhr Franzkarl von Winckelmann auf; der hoffnungsloſe Ausdruck war aus ſeinen Zügen verſchwunden, mit zornigen Augen ſtieß er den dazwiſchenſpringenden Scharffenſtein beiſeite und riß von der Konſole ſeinen Degen an ſich. „Es iſt eine Niedertracht, Dichterworte unſres Freundes zu verhunzen, um einen Kameraden im Unglück zu verſpotten! Steh Er mir auf der Stelle vor den Zeugen, die dieſen Schimpf gehört haben!“

Auch Kapf hatte zum Degen gegriffen, aber er zog nicht, ſondern ſchlug nur die Spitze der gegneriſchen Waffe mit einem derben Flachhieb von ſeiner Bruſt weg. „Fehler Nummer eins: wenn man gegen einen Kameraden ficht, legt man ſich anſtändig aus, macht die honneurs und wetzt nicht

los wie ein betrunkener Raufbold! Nummer zwei: Ich habe dich nicht zu kränken gedacht, sondern mich nur in deine Lage zu versetzen gesucht — Budenbrauch! ...“ Die Umstehenden nickten; ein Verstoß lag nicht vor, so bitter die Worte den Freund in seinem Kummer verletzt haben mochten. „Kostet also einen Liter Hohenecker pro Nase, der dir als Buße nicht geschenkt wird“, schloß Kapf; dann aber brach die natürliche Gutherzigkeit des groben Riesen doch durch: „... und nun, Bruder, versichere ich dir als Kavalier, daß ich nicht ahnte, daß es bei dir so heftig brenne ... ruhig Blut! Es ist nicht bös gemeint!“ beschwichtigte er, als Franzkarl erneut auffahren wollte: „Zum Zeichen meines guten Willens will ich dir mit allen Kräften an die Hand gehen, soweit es das Wachreglement verstattet, und zur Not auch noch etwas darüber hinaus!“

Winckelmann schluckte noch an seinem Zorn, doch auf die aufmunternden Blicke Wolzogens und Scharffensteins drehte er sich langsam um, und da der Riese ihm mit unwiderstehlicher Herzlichkeit die Hand hinstreckte, schlug er ein.

„Geht's bei euch immer so hitzig zu?“ lächelte Wolzogen, den häufige Verwendung im herzoglichen Kurierdienst nur selten Zeuge solcher Szenen sein ließ. Gaupp lächelte und machte sich zum Aufbruch bereit: „Solange Karl Eugen seinen Offizieren keine bessere Beschäftigung gibt, sorgen sie auf eigene Manier für Unterhaltung. Ich werde vom Wirt den Hohenecker schicken und beiden zu gleichen Teilen ankreiden lassen, denn auch Kapf hat gefehlt, daß er den Kameraden nicht besser schonte ...“

Die Bleibenden rückten zusammen, und schnell war beim Becher der Hader vergessen, als sie plötzlich ein leises, fremdartiges Hüsteln aufschreckte. In der Tür stand ein älterer schlanker Kavalier. Er war nicht prächtig gekleidet und fiel doch auf durch eine nicht alltägliche Eleganz; aus dem faltigen

ſchmalen Geſicht blitzten lebhafte dunkle Augen, die erzählten, daß der Mann ſich in der Welt genügend umgeſchaut hatte, um den Glauben an die Güte der Menſchheit abgelegt zu haben. „Ich ſuche einen gewiſſen Leutnant Winckelmann, capitani!“ begann er. „Ich bin der Marcheſe di Caſanova.“

Winckelmann griff unwillkürlich nach dem Griff des Degens, den er noch in der Linken behalten hatte. Der Italiener trat lächelnd näher, als er die abwehrende Gebärde ſah. „Ich ſehe Sie erregt, — ſchätze, daß es affari d'amore ſind? — Langſam, mein Freund! Warum nicht Freund ſagen, Herr von Winckelmann? Ich liebte ſehr einen Herrn Ihres Namens in Rom, den Kunſtkenner. Es iſt lange her, aber ich diene ſeinem Namen gerne ...“

„Ich geſtehe, daß ich von den Schriften meines Onkels zu wenig geleſen habe, um dieſer freundlichen Erinnerung wert zu ſein“, erwiderte Winckelmann reſerviert. Doch der Italiener entwaffnete jede Zurückhaltung: „Ich weiß, in Deutſchland achtet man auf die großen Geiſter erſt, wenn ſie tot ſind. In Ihrer Jugend las ich auch noch nicht, habe lieber das Leben genoſſen ... jetzt bin ich liebenden Kavalieren behilflich, — es iſt die alte Jagdfreude für einen abgedankten Hund ...“

„Kuppler!“ brummte Kapf. Der Welſche ließ ſich nicht anmerken, ob er das halblaute Wort verſtand. „Die Herren Capitani ſind Freunde?“ forſchte er. — „Wir ſind Brüder — aber wenn Sie lieber unter vier Augen ...?“ die Kameraden ſtanden bereitwillig auf.

„Bleiben Sie!“ bat der Italiener, „Herr von Winckelmann iſt zu verliebt und das macht dumm, — der Freund Goliath kann nützlich ſein, und von den andern der gute Rat .. Nein, nicht einſchenken! Überhaupt nicht zuviel trinken! Die Deutſchen tun's immer und ſchreien dann, wo man leiſe

sprechen muß! Es handelt sich um einen Anschlag des Herzogs auf ein Liebespaar, er will den Herrn Winckelmann treffen, und ich will das nicht wegen der alten Freundschaft."

Kapf schlug sich mit dröhnendem Lachen auf die Schenkel: „Welch ein Reinfall für den Karl Herzog! — Wenn der unsern Kriegsrat sehen könnte!" brüllte er triumphierend. Der Italiener fuhr ängstlich zusammen: „Meine Herren Capitani", warnte er, „ich habe zwar mein Leben ausgekostet, aber ich will es in Freiheit beenden und nicht künstlich verkürzen lassen. Der Grimm des Herzogs ist tödlich, wenn er sich verraten fühlt . . ."

Es bedurfte erheblichen Zuredens, bis er überzeugt war, daß seine Botschaft geheim bleiben würde. Der laute Mindelheimer hatte ihn ängstlich gemacht; erst nach und nach, mit manchem Hin und Her und diplomatischem Nachhelfen des erfahrenen Wolzogen und des sprachgewandten Scharffenstein rückte er mit seiner Kunde heraus: der Herzog, in einem Grimm, der eines eifersüchtigen Liebhabers würdig gewesen wäre, hatte sich hoch und heilig verschworen, die Dame demjenigen seiner Diener zu geben, der ihm die erste Nachricht von dem heimlichen Liebeshandel zugesteckt hatte. Heute nacht sollte der als einziger Zutritt zu der Gefangenen erhalten und sein Heil versuchen, ob sie sich durch ihn zur Freiheit entführen lasse, — blieb sie fest, so mochte sie zusehen, ob des Herzogs Geduld oder ihre Standhaftigkeit schneller ermüden würden.

Winckelmann schüttelte den Kopf. Er begriff weder die zähe Gegnerschaft des Herzogs, noch ahnte er, mit wem er's zu tun haben könne; nie hatte sich ein Verehrer seiner Dame gezeigt, dem er ein so planmäßiges Arbeiten hätte zutrauen mögen; das mochte eher auf einen kalten Rechner zutreffen, der die Schwägerschaft mit dem Herzog anstrebte, ohne sich

mit der Liebe aufzuhalten. „Wer iſt der Feind, dem ich das verdanke . . .?“

Der Italiener warf einen vorſichtigen Seitenblick auf Kapf, der ſchon die bisherigen Eröffnungen mit manchem Ah und Oh begleitet hatte und ihm nicht der Mann ſchien, die Vertraulichkeit zu wahren.

„Kommen Sie ihm zuvor!“ riet er ausweichend. „Nicht gleich an Rache denken! Merkwürdig, wie ihr Deutſchen immer gleich das Unbedingte wollt: im Unterſuchen äußerſte Klarheit, in der Freundſchaft das Tiefſte, in der Liebe das Ewige, — als ob nicht alles viel einfacher ginge!“

Er wandte ſich, ohne dem verwirrten Dank des Leutnants große Aufmerkſamkeit zu ſchenken, zum Gehen. Er mochte ſelbſt nicht recht wiſſen, ob ihn die Erinnerung an eine ehrliche Jugendfreundſchaft mit Winckelmanns kunſtſinnigem Onkel hergetrieben hatte, oder nur die Luſt, etwas anzuzetteln, die Eiferſucht des alten Herzogs und das Feuer eines jugendlichen Liebhabers gegeneinander auszuſpielen; jetzt waren die Karten gemiſcht, er freute ſich der Spannung, weit erhaben über kleinliche Erklärungen von gut oder böſe, wo der Menſch mit ſeinen Leidenſchaften auf den Schauplatz trat.

Er ſetzte ſoeben den Fuß auf die erſte Stufe der ausgetretenen wurmſtichigen Treppe, als die Dielenbretter ins Schwanken gerieten, denn aus dem Herbergszimmer, das der Leutnantsbude gegenüberlag, trat eine ungeſchlachte Rieſengeſtalt in rotem Rock und gewaltigen Jagdſtiefeln auf den Flur. Der Hüne ſchaute verächtlich zu, wie vorſichtig der Welſche ſich Stufe um Stufe hinabtaſtete, dann warf er einen Blick auf die Leutnants, die unter der geöffneten Stubentür den Abgang ihres Gaſtes verfolgten, dankte mit herriſchem Nicken für ihre tiefe Reverenz und ſchritt dann, als er feſt-

geſtellt hatte, daß er den langen Kapf noch ein Kleines überragte, zufrieden in ſeinen fuchsroten Rübezahlbart brummend die Stufen hinab.

„Wenn dieſer Goliath dem Nebenbuhler iſt, kannſt du einpacken, der ſchlägt dir alle Knochen zuſammen", raunte Scharffenſtein ſcherzend dem Kameraden zu. Der dachte an das Komplott, das ihm der Italiener verraten. „Dieſen Schlagetot wird ſie auch im tiefſten Dunkel nicht mit mir verwechſeln", beruhigte er mit gepreßtem Lachen.

„Was, ihr kennt den ‚Malefizſchenken' nicht?" rief Kapf erſtaunt, „den Reichsgrafen Schenk von Caſtell, den im Oberland jeder Gauner wie den lichten Galgen ſcheut? Der hat dort droben, wo alle zwei Meilen eine andre reichsunmittelbare und gerichtsfreie Herrſchaft, Abtei oder Stadt folgt, ſich von allen die Galgengerechtigkeit in Pacht geben laſſen, da räumt er mit ſeinen Häſchern auf, und was er von dem Geſindel zu faſſen kriegt, hängt er oder ſperrt es ein in ſeine Fronfeſte zu Oberdiſchingen! Sie haſſen ihn wie den Satan, haben auch ſchon auf ihn geſchoſſen, aber er iſt wie kugelfeſt, dem Himmel ſei's gedankt! Ohne ſolch einen Mann wäre das Heilige Römiſche Reich das reinſte Gaunerparadies, wo alle halbe Stunde ein neuer Schlagbaum die Verbrecherverfolgung hemmt, damit der Selbſtherrlichkeit von Buchau am Federſee oder Ratzenried kein Eintrag geſchehe . . ."

Zu andern Zeiten hätten ſie ihn erzählen laſſen, ſolange er wollte. Jetzt aber legte Winckelmann bittend die Hand auf ſeinen Arm. „Laß uns lieber beſprechen, was zu tun iſt!"

„Schau zu allererſt, daß du von der Wache loskommſt!" gab Kapf an.

„Das findet ſich", riet Scharffenſtein, „da iſt der Czabelitzky, der arme Teufel, ſechzig Jahre alt und immer noch

Leutnant, der ersetzt dich gerne für ein Veilchen, wenn du ihn bei der nächsten Zeche freihältst."

„Aber wenn der Herzog revidieren kommt?"

„Keine Angst, wir halten ihn im Auge, — die Gäste werden ihn gar nicht loslassen, um während des Festes zur Hauptwache hinüberzuwechseln; wie ich ihn kenne, will er seine Rache aus der Nähe genießen, ist ja auch selbst mit der Franzel an der Kerkertür gestanden, als der Schubart ins Verließ hinunter mußte . . ." erwog Wolzogen; „was meinst du, Langer?"

Kapfs Antwort lautete unerwartet: „Du bist Ketzer, Winckelmann?"

„Protestant, willst du sagen. Was hat das jetzt damit zu tun?"

Der Oberschwabe schmunzelte schlau: „In meiner frommen Heimat gilt die Lehre: ‚der Glaube kann Berge versetzen; wo er nicht ausreicht, vermag's der Aberglaube!' — In Karl Alexanders Sterbezimmer sei sie eingesperrt? War's nicht so?"

Wolzogen bejahte. „Wenn du aber an den Spuk glaubst und an das Märchen, Karl Alexander sei ermordet worden, so irrst du: er ist in seinen Lüsten und Sünden an einem sehr erklärlichen Herzschlag gestorben . . ."

„Ist das sicher?" forschte Scharffenstein zweifelnd. „Ausgerechnet um die Zeit, da er schon seine Truppen zum Staatsstreich bereitgestellt hatte, um das Land katholisch zu machen? Und da floh dann sein Minister, der Jude, so eilig, daß sie ihn kaum noch einholten an der Kornwestheimer Steige . . .?"

„Da sprach der Oberst Roeder:
Halt oder stirb entweder . . ."

zitierte Kapf, der für jede Lage einen Vers wußte; „ob die Sagen stimmen oder nicht, — egal: morgen abend spukt's!"

Karl Eugen war schon am frühen Morgen des nächsten Tages, von wenigen Guiden begleitet, hinübergeritten ins Musterlager seiner kleinen Armee vor den Ludwigsburger Toren; die große Suite in ihrer Gala sollte erst zum Übungsbeginn folgen, er wollte den Gästen wie ein echter Kriegsfürst vom Feldlager aus entgegentreten, und hier wollte er auch den holländischen Gesandten empfangen, um ihm sein Militär von der besten Seite vorzuführen. Noch lag der prächtige Brustküraß, den er beim Manöver tragen wollte, mit dem Marschallstab auf dem Seitentischchen, und bei diesen Zeichen des Oberbefehlshabers auch die Rolle mit dem Vertragsentwurf der holländisch-ostindischen Handelskompanie. Noch einmal griff Karl Eugen zögernd, wie um sein Gewissen zu beruhigen, zu dem daneben liegenden Gutachten der Kriegsräte Nicolai und Wolffskehl, die, weil sie die Willensmeinung ihres Herrn nicht kannten, sich in einem qualvollen Einerseits-Andrerseits nach Höflingsart im Kreise drehten. Von da war keine Hilfe zu erwarten, und doch war es dem Herzog fast lieber, als wenn sie den Plan rückhaltlos empfohlen hätten; dann wäre doch der Verdacht geblieben, wieviel an ihren Fingern bei dem Handel hängen blieb. Herrisch hob Karl Eugen die Tischglocke, dem Boten aus den Niederlanden Einlaß zu gewähren.

Der einfache Rock des von der Edlen Kompanie entsandten Oberstleutnants Knecht hob sich in der prunkvollen Umgebung ab, als wolle der Gast bescheiden seinen Abstand von der landesherrlichen Hoheit bekennen; und doch stand er hier als Vertreter eines riesenhaften privatwirtschaftlichen Reiches, der das Geld bieten konnte, an dem es dem deutschen Fürsten in all seiner Herrlichkeit gebrach. Und die Verhandlung brachte

es mit ſich, daß dieſer Unterſchied bald peinlich in den Vordergrund gerückt werden mußte.

„Einen gewiſſen Betrag werden meine Herren in Amſterdam keinesfalls überſchreiten können", begann er zu handeln, „die Preiſe ſind bei der ruhigen Weltlage nicht gut, es drängt ſich nur ſchlechtes Material zum Dienſt, mehr als fünfundſiebzigtauſend Gulden wird die Edle Handelskompanie für ein Regiment ſchwerlich bezahlen wollen."

Karl Eugen runzelte die Stirn. „Vor drei Jahren wolltet Ihr achtzigtauſend geben!" erinnerte er.

„.... und wurden nicht einig, weil hochfürſtliche Durchlaucht neunzigtauſend verlangten", beſtätigte der Oberſtleutnant verbindlich.

Der Herzog ſuchte ſein oft bereutes Zaudern zu bemänteln: „Wir konnten nicht ohne eingehende Prüfung zuſtimmen, man iſt Landesvater ..."

„Meine Auftraggeber ſind Kaufleute. Es handelt ſich um Ware und Preis, und der Markt iſt ſchlecht. Das landesväterliche Gefühl können meine Herren nicht in Rechnung ſtellen, ſie verſtehen es weder zu wägen noch zu meſſen."

Das war kalter Hohn. Karl Eugen ballte die Fauſt um den Marſchallſtab und fegte den Vertragsentwurf vom Tiſch. Der Geſandte bückte ſich gleichmütig und ſtrich das Papier zwiſchen den Fingern glatt; einen Augenblick ſchaute er prüfend dem Herzog in das zornfunkelnde Auge, dann legte er geſchmeidig die Akte an den früheren Platz, und Karl Eugen ließ das Blatt liegen; da wußte der Geſandte Beſcheid. Auch er hatte einſt vor dem Blitz dieſer Augen gezittert, vor langen Jahren, denn auch er war von ſchwäbiſchem Holz; hernach zwar hatte ihn das Leben bunt herumgetrieben, aber er vergaß doch zur rechten Stunde den heimatlichen Dickſchädel nicht, vergaß auch nicht den Ausmarſch damals, anno ſiebenund-

fünfzig, als ſie an ihrem Karl Herzog vorbeidefiliert waren, ſechstauſend Württemberger für franzöſiſchen Sold gegen den König von Preußen, der den Frieden des Heiligen Römiſchen Reichs gebrochen haben ſollte ... recht verſtanden hatte das keiner, und gleich hatte es Murren und Meutern gegeben im Marſchlager zu Geislingen und Linz, dann gar ein großes Juchhe bei der Kunde, daß der franzöſiſche Bundesgenoſſe mit den andern Reichstruppen bei Roßbach ſchmählich entlaufen war ...

Der holländiſche Abgeſandte warf einen forſchenden Blick auf den Herzog, den er damals vor bald dreißig Jahren beim Ausmarſch aus der Heimat zum letztenmal geſehen hatte: gealtert wohl, aber doch durch und durch der gleiche geblieben war dieſer Landesvater, der heute über einen neuen Verkauf genau ſo kaltblütig verhandelte wie er damals die Erſchießung der Wortführer befohlen hatte, als ſeine Schwaben ſich nicht gegen Preußen ſchicken laſſen wollten. Gleich einer räudigen Herde getrieben und von den ungariſchen Reitern bewacht — daß keiner deſertiere —, ſo waren ſie dann ſchließlich im öden kalten Schleſien an jenem Dezemberabend aufmarſchiert im großen kaiſerlichen Heerhaufen, die Mannſchaften unluſtig und mürriſch, die Offiziere von keinem andern Zutrauen geſtützt als vom Glauben an die Unüberwindlichkeit der Maſſe, — und dann, während man auf der weiten Schneefläche in den grauen Tag hineinſtarrte und hinter den ſchwärmenden Patrouillen Zietens das Auftauchen der Potsdamer Wachtparade erwartete, plötzlich der überraſchende Kanonendonner in der Flanke, das verworrene, überhaſtete Linksum, das Zuſammenlaufen der ausgedehnten Rieſenfront nach dem engen Brennpunkt des preußiſchen Flügelangriffs auf Leuthen, das Hineingeriſſenwerden in die Niederlage, das hemmungsloſe Ausreißen ganzer Regimenter, der gleichen Schwaben,

deren Ahnen bei Höchstädt und Belgrad immer das beste getan hatten, — brave Leute, die, für eine gleichgültige Sache gegen den Helden der deutschen Nation verkauft, Tornister, Ober- und Untergewehr liegen ließen und mit den Kriegsvölkern der Maria Thereſia um die Wette liefen ... und dann ſah ſich der damalige Seconde-Lieutenant Knecht mit etlichen hundert gefangenen Offizieren einem Reitersmann gegenüber, krumm auf abgetriebenem Schimmel, nur zwei müde Adjutanten bei ſich — ganz anders als der ſchöne Karl Herzog auf dem feiſten Leibroß mit ſeinem Generalsgefolge, Heiducken und Gardeducorps, — dazu das kurze trockene „bon soir, messieurs!", das der König an dieſem ſelben Abend im nahen Liſſa drüben noch weltberühmt machte ... und dann die Augen, dieſe Augen! ... wer die geſehen, dem machte der Sultan von Ludwigsburg keinen Eindruck mehr.

Karl Eugen bemerkte ärgerlich, daß ſich die Gedanken ſeines Beſuchers weit aus ſeiner erlauchten Gegenwart verlaufen haben mußten. „Ich hätte mehr Verbindlichkeit erwartet, wenn die Edle Kompanie es ſchon für taktvoll hielt, mir einen Untertanen als Boten zu ſchicken", grollte er, „warum dient Er den Fremden? Ihre Dienſte kämen der Heimat zugute ...!"

„Ich wüßte doch nicht, ob ich nicht eines Tages wieder die Fremde dafür eintauſchen müßte", bemerkte Knecht mit einem Seitenblick auf den Vertragsentwurf.

„Auch in der Ferne genießt der Württemberger den Schutz ſeines Monarchen", prunkte Karl Eugen großartig. Der Kapitän verneigte ſich gemeſſen: „In der Fremde ſchützt ſich jeder am beſten ſelbſt." — Nun fuhr der Herzog auf. „Wiſſen Sie nicht, daß durch Reſkript von 1734 allen Untertanen verboten iſt, fremde Kriegsdienſte zu nehmen?"

Aber der holländiſche Oberſtleutnant ſah wieder den Reiter

auf dem Feld von Leuthen vor ſich, hörte wieder ſeine Aufforderung, die gefangenen Herren officiers möchten zu ehrenvollen Bedingungen in preußiſchen Sold treten. Da hatte wohl der graue Oberſt Gemmingen, der ſeinen verwundeten Kameraden Linkensdorff im Arm ſtützte, leiſe den Kopf geſchüttelt, ein paar Jüngere dagegen einander aufmunternd zugenickt, — den Leutnant Knecht aber hatte es geſtoßen, daß der König, der nach ſeiner Weiſe etwas verächtlich und unglücklich den Mund ſchiefgezogen hatte, nach ſolchem Tag wohl keine rechte Meinung von den Schwaben haben möge, und er hatte in zorniger Wallung in die großen Augen hineingeſchrien: ein rechter Württemberger wiſſe auch im Unglück, was er ſeinem Landesherrn ſchuldig ſei . . .

Da hatte der Alte Fritz ſonderbar gelächelt und auf eine Kavalkade gedeutet, die querfeldein auf ihn zugeſprengt kam: dem vorderſten der Reiter zauſte der Dezemberwind das Haar, Eiskriſtalle hingen in der loſen Perrücke, den von kaiſerlichen Reiterſäbeln durchgefetzten Hut hielt er unterm Arm, als er ſein Pferd vor dem König parierte; der ließ ihn gar nicht zur Meldung kommen, ſondern ſchloß ihn vom Sattel herüber in die Arme: „Ich begrüße Euer Liebden, die an dieſer ſchönen Victorie den beſten Anteil haben, als Generalleutnant meiner preußiſchen Armee . . .!“ Und dann wieder zu den Gefangenen: „Ich präſentiere den Herren ihren mutmaßlichen Thronfolger, Friedrich Eugen Herzogen zu Württemberg, der ſich als Führer meiner Dragoner beſondere Meriten erworben hat; man wird die Ehrenhaftigkeit meines Generalleutnants nicht anzweifeln wollen, und ſo wiederhole ich mein Angebot zum Übertritt: Sie ſollen gehalten ſein wie jeder preußiſche Offizier und keinen Tadel davon haben, wenn Sie wie der eigene Bruder Ihres regierenden Herzogs lieber meine Thaler einſtecken, ſtatt daß Ihr Herr die franzöſiſchen Louisd'ors durch

Sie verdient ...“ Das „Vivat Fridericus!“ des in etlicher Entfernung vorbeiziehenden Regiments Gensdarmes lenkte ihn ab, er hob kurz den Krückſtock zur Hutkrempe und ließ den Schimmel antraben, Liſſa zu.

So war es gekommen, daß der württembergiſche Leutnant Knecht wie mancher Kamerad in fritziſchen Reihen blieb, bis er nach Jahren als Kapitän auf der Terraſſe von Sansſouci von dem alten Kriegsgott Abſchied nahm, um in Dienſten der holländiſchen Kompanie nach Indien zu gehen und die Welt zu ſehen. „Seine Conduite iſt mir gelobet worden“, hatte der König geſagt, „wie denn all ſeine Landsleute in meinen Dienſten fürtreffliche Soldaten waren, ganz anders, als wenn ſie unter meinem regierenden Herrn Vetter zu Württemberg gegen mich fochten; den Geiſt der Offiziere macht man eben nicht mit Subſidiengeldern, ſondern mit der großen Aufgabe, — ſag' Er das auch den Herrn Prokuriſten der holländiſchen Handelsfirma, ſie möchten ſonſt meinen, mit dem Mut ihrer Söldner laſſe ſich kalkulieren wie mit den Pfunden ihrer Pfefferſäcke ...“ Daran dachte er jetzt vor den zornigen Augen des Herzogs: „Blitze du ruhig, kannſt trotzdem deine Soldaten höchſtens verkaufen, — jener Andere konnte ſie mit einem Blick in Teufels Rachen jagen!“

Karl Eugen war nicht gewohnt, ohne Antwort zu bleiben: „Träumen mag Er anderswo!“ zürnte er. „Ich kann meine Landeskinder behalten, brauche keinen Vertrag!“

„Das Geld brauchen Eure Durchlaucht, und außer dieſem Vertrag kann Ihnen keiner welches bringen“, verſetzte der Geſandte kalt; „es wäre möglich, daß die Kompanie bald nicht mehr abſchließen will; — man gibt in den Niederlanden viel auf das Anſehen des alten Königs von Preußen, der geſpottet hat, daß manche deutſche Herren ihre Untertanen wie Schlachtvieh verkaufen, — gewinnt dieſe Meinung in Holland

die Oberhand, so wäre es unklug, ein zu großes Kapital anzulegen."

„Sucht Ihr Ausflüchte?" eiferte der Herzog. „Wollt Ihr an den Nebenbedingungen ebenso knausern?"

„Aufstellungskosten für jeden Unteroffizier und Soldaten 160 Gulden, einmalig, tut bei voller Regimentsstärke 307 520 Gulden, dazu an Quartier- und Vorspannkosten bis zur Einschiffung in Vlissingen weitere 72 000", wiederholte der Unterhändler, „das mag bleiben. Belieben Durchlaucht, auch noch die andern Bedingungen zu hören? Das Regiment führt den Namen Württemberg, der regierende Herzog verbleibt sein Proprietär . . ."

Der Herzog winkte ungeduldig ab: „Laß Er das!" Ob er selbst oder die Kompanie äußerlich als Eigentümer des verkauften Haufens galt, konnte ihm gleich sein. — „Ich werd' Ihn heute abend noch meine Entscheidung wissen lassen. — Und nun adieu!" schloß er hoheitsvoll, als habe er einen Bittsteller zu verabschieden. Der Holländer wandte sich befriedigt zum Gehen: bis zum Abend würde die Birne reif sein, er würde es sogar noch billiger bekommen. Für den heutigen Tag mischte er sich unter die draußen des Manöverbeginns harrenden Gäste; wurde auch nur streng eingedrilltes Zeug vorexerziert, — ein Kenner mochte dabei doch mehr Einblick in Schwabens Wehrwesen gewinnen, als dem Herzog lieb sein mochte!

Gemächlich ritt er der Höhe zu, von der die Gäste das Schauspiel überblicken sollten, und der sich gleichzeitig in dichter Staubwolke aus der Stadt der Wagenzug der erlauchten Damen näherte, in der vordersten Kutsche die Reichsgräfin, neben der die Schloßhauptmännin heute in großmächtigem Aufputz auf dem Platz thronte, den sonst die kleine Bernerdin an der Seite der Schwester innezuhaben pflegte; dahinter kam

in bequemer Chaiſe Herzog Karls Bruder, Friedrich Eugen, der preußiſche Feldmarſchall, gebeugt von Alter und Wunden, die ihm das Reiten verleideten, im blauen Rock, dann die große Suite in höchſtem Paradeglanz; lächelnd überſchlug der Holländer, ob nicht der uniformierten Zuſchauer mehr ſeien als das, was an württembergiſcher Wehrmacht drunten im Lager zur Verteidigung des Landes bereitſtand ...

Die weißen Zelte des Luſtkampaments ſchimmerten weithin über die Pflugfelder Paradewieſe; inmitten des Lagerſtädtchens erhoben ſich in Hufeiſenſtellung die drei Prunkzelte des Herzogs, der Adjutantur und der Nobelgarde, wo ein geſchäftiges Kommen und Gehen reichgezierter Ordonnanzen den baldigen Manöverbeginn anzeigte; aber es klappte doch nicht ſo, daß mit dem zehnten Glockenſchlag, als vom Hohenasperg die Salve der Feſtungsgeſchütze als Zeichen herüberdonnerte, nun wirklich mit allem begonnen werden konnte; erſt eine gute Weile nachher hob ſich der Vorhang des Prunkzelts, und Karl Eugen, heute nicht in der bekannten gelben Weſte, ſondern als Feldmarſchall mit Küraß und Stab, trat unter die harrende Generalität, der nun der Oberquartiermeiſter von Nicolai eine wohlausgeſonnene Kriegslage vortrug, wie ein feindliches Heer den Neckarübergängen bei Ludwigsburg zuſtrebe, was von den braven herzoglichen Fußtruppen zu verhindern ſei.

Jetzt ließ der Lagerkommandant Wolffskehl Alarm ſchlagen, und während die tagelang nur auf dieſen Augenblick gedrillte Truppe mit unglaubhafter Geſchwindigkeit und Präziſion ins Gewehr trat, ſtieg der Herzog zu Roß und trabte, vom Stabe gefolgt, zum Feldherrnhügel an die rechte Seite der Reichsgräfin, während zur Linken ihrer Kutſche auf dem ſchwerſten Gaul, der aufzutreiben geweſen, des Feldmarſchalls Friedrich Eugen älteſter Sohn hielt, Prinz Friedrich, der

künftige Erbherr, der eben erſt gegen die Türkei den Degen Rußlands geführt hatte. Mißvergnügt ſah er in das Treiben, das zu betrachten und zu loben ihn die Höflichkeit verpflichtete, während es ihm läſtig genug war, den maſſigen Körper im Sattel zu halten, nur um ſich einen Märchenkrieg vorführen zu laſſen, den man in ſeinem Feldlager ſpöttiſch als einen „gemachten Türken" zu bezeichnen pflegte.

Jetzt bliesen im Lager die Horniſten zuſammen, in die erſtarrten Kolonnen kam Leben, und nach vorausgeübtem Plan und in dementſprechend muſterhafter Ordnung und Geſchwindigkeit ſtürzte Kompanie um Kompanie heraus, um draußen am Fuß des Hügels zur Linie aufzumarſchieren; kaum ſtand die Front, ſo ward es drüben am Oſterholz lebendig, zwei Piquetts brachen aus dem Walde, hielten an, ſandten Meldereiter zurück und trabten dann in Späherkette, gleichſam voll Neugier, auf die Schlachtordnung zu, bei der nun die Ladeſtöcke in raſſelnde Bewegung geſetzt wurden, — dann blitzte und leuchtete es im Gehölz von Waffen und bunter Parade-Adjuſtierung, und wie an einer Schnur herausgezogen brachen an vier verſchiedenen Stellen Reiterſchwärme heraus, ordneten geſchwinde die von der Waldpaſſage verwirrten Reihen, formierten ſich zur Linie, ein Kommandeur mit Ordonnanzen jagte in voller Karriere hundert Schritte vor, ſalutierte mit dem Degen gegen den Fürſtenhügel und gab das Zeichen zur Attacke. Wie ein Mann ſetzte ſich die ſchimmernde Maſſe in Bewegung, vom rechten Flügel ab erſt die Grenadiers à cheval mit wallenden Büſchen, dann die Dragonergarde, die Garde du corps in ſchimmernden Küraſſen, am linken Flügel die Huſarengarde in allen Regenbogenfarben. Auf und ab wogten Dolmans und Roßſchweife in immer ſchnellerem Vorwärtsjagen, jetzt hoben ſie auf das Zeichen des Kommandeurs die Säbel, ein einziges blitzendes, dröhnendes,

vorwärtsbrausendes Feld. Keiner hörte darauf, wie erbost der graue General Bouwinghausen, der im Siebenjährigen Krieg die Gorcy-Husaren geführt und als einziger Schwabe von der Elbe ein Quentchen Ruhm heimgebracht hatte, etwas von taktisch total verbockter Verschandelung der leichten Kavallerie murmelte ... Nun schien es, als müsse das unbewegt stehende Fußvolk in Grund und Boden gestampft werden, ein paar Hoffräulein kreischten ängstlich auf, doch nun ließ sich mit exakt abgezirkelter Drillbewegung das vorderste Glied aufs Knie nieder, senkten sich aus dreifacher Reihe die Bajonette, nun brach aus den Gewehren der ersten Flügelkompanie die blinde Salve, rasch folgte die nächste, nun rollte die ganze Front hinunter das Pelotonfeuer ab ... Die Kompanie, die geschossen hatte, riß die Ladestöcke heraus, und bis der linke Flügel ausgeschossen hatte, mußte der rechte von neuem beginnen, um das Feuer ohne Unterbrechung erneut die Front entlanglaufen zu lassen; — die Reiterschar war indessen auf fünfzehn Schritt herangesprengt, schrie ein einmaliges, exaktes, donnerndes Hurra, dann schwenkte, wieder wie am Schnürchen, in den Zügen der Angriff zurück, von einer dritten Infanteriesalve verfolgt, dem Wäldchen zu, um dort in Paradefront das Urteil des hohen Herrn entgegenzunehmen, der mit beifälligem Kopfnicken, den Befehlsstab stolz in die Hüfte gestemmt, das schöne Bild genossen hatte und befriedigt vernahm, wie Franziska begeistert zu ihrem Nachbarn emporfragte: „Erinnert dieser herrliche Anblick Euer Liebden nicht an eigene Heldentaten?“

Doch Friedrich von Württemberg und Mömpelgard schob ungeduldig den schweren Leib im Sattel hin und her und gab die sehr kurze Antwort: „Im Kriege sieht man die schönsten Uniformen nicht da, wo geschossen wird.“ Zwar, als Karl Eugens Gattin gekränkt die Lippen zusammenpreßte, suchte

er die kühle Ablehnung durch eine galante Wendung zu verbessern: „Auch schauen uns im Felde keine schönen Damen zu, die vergnügen sich lieber fern vom Heerlager.“ Dann aber zwang ihm sein soldatisches Fühlen doch die offene Kritik ab: „Im Kriege weiß man leider nie so, wie bei dieser schönen Schaustellung, von wannen und wie der Feind anrücken will, — wird die Abwehr dann auch noch so sauber abgezirkelt anzusehen sein?“

Karl Eugen vernahm wohl den Tadel, aber er durfte in militärischen Dingen nicht dem Neffen widersprechen, den nach der Erstürmung von Cherson der gewaltige Suworow selbst in die Arme geschlossen und Bruder genannt hatte. Ärgerlich klatschte er seinem Schimmel die Flanke und ritt an, um den Befehlshabern vor der Front ihrer Truppen sein Lob zu erteilen; der kurze Stoßgalopp, in den er das Roß alsbald übergehen ließ und der dem ganzen Gefolge die Gangart vorschrieb, würde dem dicken Friedrich schon zu schaffen machen und die Lust am Kritisieren vertreiben . . .

Doch der eigenwillige Gast hielt seinen Hengst, der munter mit der Herde losgaloppieren wollte, mit festen Schenkeln zurück: „Die ungestüme Gangart wollen wir den Herren überlassen, die mehr Temperament haben als wir“, sprach er lächelnd zu dem hinter ihm haltenden Scharffenstein, „wir werden auch so die Distanzen dieses ungeheuren Schlachtfelds zurückzulegen wissen . . .“, sprachs, beurlaubte sich mit korrektem Schwenken des Dreispitzes von der entrüsteten Franziska und kehrte sein Roß, sich sanft mit der Schrittbewegung wiegend, den nahen Infanteriepelotons zu.

„Er ist Jägeroffizier?“ wandte er sich an seinen Begleiter; „erzähl' Er mir von den Erfahrungen mit der kurzen Büchse, das ist wichtiger als dieser kavalleristische Paradezimt.“ Scharffenstein kramte alle Weisheit aus, die dem einzigen

Premierleutnant einer jungen Spezialwaffe eigen iſt; der hohe Gaſt lauſchte aufmerkſam, ließ ſich an der Front der Jägerkompanie eine Büchſe vorführen, hörte auch, nicht ſonderlich überraſcht, die Klage des eifrigen Offiziers, daß durch die Knauſerei des Herzogs vorerſt nur eine Kompanie aufgeſtellt ſei, obendrein nur zur Hälfte mit der neuen Büchſe ausgerüſtet, jeder Heller müſſe der Kaſſe abgerungen werden, ſo mangele es am Notwendigſten, während nur für das fürſtliche Bauen Geld da ſei, für die Landesverteidigung aber höchſtens an feſtlichen Tagen wie heute, und auch da ohne wahren Nutzen. — Der künftige Herrſcher Württembergs nickte ernſthaft: „Das Scharfſchützenweſen hat eine Zukunft, wie wär's dereinſt mit einem Freibataillon oder gar Regiment von der Sorte? Den Kommandeur, meine ich, hätte ich ſchon?" — und er faßte vertraulich nach dem Arm des Adjutanten. Dem ſchoſſen Stolz und Freude rot ins Geſicht, aber als der Druck der huldreichen Hand gar nicht von ſeinem Arm weichen wollte, richtete er ſich reſerviert auf und meldete: „Die Kameradſchaft verlangt, daß ich dem heute auf Wache kommandierten Leutnant Winckelmann ſeinen Anteil an der Errichtung dieſer Truppe nicht ſchmälere ..." — Friedrich maß ſeinen Mömpelgarder Landsmann mit kritiſchen Augen: als Soldat gut zu brauchen, — ein Höfling offenbar nicht, — doch ſolche fanden ſich auch anderswo! Er hob läſſig die Hand zum Hut: „Nun, der Herr überlegt ſich's noch, bis ich an der Reihe bin, Patente auszufertigen!" Damit lenkte er ſein Pferd querfeldein, wo juſt die offene Karoſſe ſeines Vaters von der Beſichtigung der Reiter herüberkam. Dem alten preußiſchen Kriegslöwen Friedrich Eugen hatte das Zipperlein längſt verſagt, zu Roß zu ſteigen, und ſelbſt jetzt im Hochſommer ertrug er's nicht, ohne ſchwere Decken im Wagen zu ſitzen; aber die militäriſche Beſichtigung hätte er doch um keinen Preis unter-

laſſen mögen. — „Du haſt die Reiter nicht geſehen?“ fragte er vorwurfsvoll, als ſein Erbe langſam neben die Kutſche heranritt. „Oberſt Lux hatte allerlei zu zeigen.“

Friedrich der Jüngere zog ſpöttiſch die Lippen herab: „Der Lux iſt ein Spitzbube, Herr Vater“, ſprach er ſachkundig, „ich habe Gelegenheit genommen, ſeinen Truppenbeſtand mit den Liſten zu vergleichen: von den ſämtlichen Huſaren, Dragonern und all den reichbeſpornten Reitern, über die unſer treuer Landesherr verfügt, hat nur die Hälfte ein Pferd, er kann alſo mit keinem Schwanz mehr ausrücken als heute hier in Parade ſteht, während es die doppelte Zahl ſein müßte, — intereſſiert mich nur, ob die Rationengelder für die fehlenden Gäule in die Taſche des Kriegsrats oder des Obriſten oder des Herzogs ſelbſt gehen ...“ — Friedrich Eugen wies den unbekümmert Redenden mit ärgerlicher Handbewegung auf die Kavaliere der Suite hin, die das Geſpräch leicht vernehmen mochten. Der dicke Erbprinz zuckte die Achſeln: „Was jeder Futtermeiſter weiß, darf auch der künftige Regent ausſprechen“, lachte er gleichmütig, „wollet Ihr gütigſt einen Augenblick halten laſſen, ſo werde ich meinen Sitz auf dieſem Glanzſtück der heimatlichen Marſtälle gern mit einer Wagenecke neben Euch vertauſchen und wir werden ungeſtörter weiterreden können.“

Während die Kutſche hielt, ſprang ein dienſtwilliger Bereiter herzu, dem ſchweren Herrn aus dem Sattel zu helfen; der ſtützte ſich im Herabſinken auf den Lockenkopf des Jungen und ſah aus einem gefälligen Geſicht zwei aufgeweckte Augen heraufblitzen. — „Beim ſeligen Pugatſchew!“ ſchwor er in guter Laune, „mein ruſſiſcher Stallmeiſter ſäuft zuviel, nichts iſt mehr anzufangen — ich könnt' es mit Ihm verſuchen; wie heißt Er?“

„Dillenius, Fürſtliche Gnaden.“

„Papperlapapp, albernes Latein, wir ſind keine Theologen — wenn Er Luſt hat, Dillen, ſo meld' Er ſich zum Abend bei mir!"

Dann ſtieg er ſchweratmend zu dem Vater in den Wagen, neben dem nun der General Bouwinghauſen und der holländiſche Werber, die einſt Friedrich Eugens Elbfeldzug auf verſchiedenen Seiten mitgemacht hatten, gemächlich des Weges ritten und des Soldaten ſchönſtes Thema, die unerſchöpfliche Erinnerung glorreicher Zeiten, mit dem alten Herzog anzuſpinnen begannen, während Philipp Gaupp, der langſam hinterdreinritt, mit ſorgendem Sinn erwog, welch zuverſichtliche Stimmung er nach der Audienz bei dem holländiſchen Geſandten bemerkt hatte.

Karl Eugen, der unterdeſſen die Schwadronen des langen und breiten beſichtigt und die gar zu kurzen Fronten ſchon zum vierten Male abgeritten hatte, um die Parade nicht gar zu früh enden zu laſſen, ward mit Unwillen gewahr, wie der Holländer, von dem er ein Lob ſeiner Truppen erwartete, ſich mit den Mömpelgardern entfernte. Wandte ſich alles ſchon den künftigen Sternen zu, ſeinem Bruder und deſſen Sohn, die einſt nach ihm herrſchen würden? — Pah, noch ſaß er friſcher und ſicherer im Sattel als jene Jüngeren, die in der Kutſche das Manöverfeld verließen! Und doch: ſie mochten gebrechlich und bequem dahinfahren, dennoch war nur mit ihnen der Ruhm großer Taten, und kein Schimmer blieb für ihn, der da mit ſeinem Feldmarſchallſtab vor vier halben Schwadronen einherritt, um ſein Heer nach vollbrachter Schlacht im Triumphzug nach Ludwigsburg hineinzuführen.

Der Regimentschef, dem der Herzog bei der Parade viel Lobendes geſagt, merkte wohl, daß die huldvolle Stimmung der Beſichtigung im Verfliegen war; raſch ließ er, der reſpektvoll links hinter dem Fürſten zu reiten hatte, ſein Roß dichter

herangehen, um noch die letzten Strahlen der Gnadensonne einzufangen. Oberst Theobald von Lux war selbst am Hof Karl Eugens, wo fremde Glücksritter mit zweifelhaften Wappenschildern den erbgesessenen Adel stark zurückgedrängt hatten, eine auffallend unerfreuliche Erscheinung: aus dem steifen Uniformkragen, der einen auf vierschrötigem Rumpf sitzenden zu kurzen Hals einzwängte, war das Kinn herausfordernd in die Luft hinausgepreßt, während ihm von oben her eine etwas breitgedrückte Nase massig entgegenstrebte; als fänden zwischen diesen beiden Polen die wulstigen Lippen keinen rechten Platz, war der Mund in die Länge gedrückt und gab dem ganzen Gesicht einen Zug brutaler Gemeinheit, der bei einem hohen Befehlshaber allerlei zu denken geben mochte.

„Wenn ich die verheißene Gnade wirklich in Anspruch nehmen dürfte . . .?" knüpfte er an das Lob der Besichtigung an. Wochenlang hatte er auf diesen Tag gedrillt, hatte vom Helmbusch bis zu den Sporen, von der Kinnkette bis zum Schwanzriemen Mann und Roß Tag und Nacht unter Kontrolle gehalten, um den fürstlichen Gnadenerweis sicher zu verdienen, — jetzt war seine große Chance: mit etwas Ordensblech durfte er sich nicht abspeisen lassen, das konnte man bei guter Gelegenheit auch auf Hofbällen bekommen; bis heute hatte er seine Gläubiger vertröstet, — hätte die Parade nicht geklappt, so wäre ihm nur die Kugel geblieben . . .! „Hochfürstliche Durchlaucht, mir geht es nicht um äußeren Glanz, — ein ehrlicher Soldat spricht die Wahrheit, wie sie sein Fürst liebt: meine Schulden . . ."

Über Karl Eugens Züge blitzte der Jähzorn. „Hat Er kein Geld —? Meint Er vielleicht, sein Herzog habe welches? — Scher Er sich ins Pfefferland, vielleicht findet Er's dort!"

Ein anderer wäre bei dieser Abfertigung zurückgezuckt; aber Theobald von Lux galt nicht umsonst dafür, daß er mehr ver-

ſtehe als Hufappell zu halten; und ſeine Lage zwang ihn, alles auf eine Karte zu ſetzen, er konnte auf das herzogliche Wetter nicht Rückſicht nehmen. So gab er dem Gaul nochmals einen entſchloſſenen Schenkeldruck: „Pfefferland, herzogliche Gnaden? Wenn's als Chef eines Regiments wäre, möchte ich auf die Art wohl meinen Manichäern entrinnen und der herzoglichen Huld keine Schande machen!"

Karl Eugen maß ihn von oben bis unten. „Wenn Er etwas zu wiſſen glaubt, ſo red' Er los!" befahl er kurz. Oberſt von Lux ſpann ſein Garn ohne Beſinnen: „In der Armee herrſcht Beſorgnis, daß landesväterliche Rückſicht den Abſchluß eines für Land und Armee gleich günſtigen Abkommens erſchweren könne, — die Offiziere Eurer herzoglichen Durchlaucht leiden, wie bekannt, unter dem langſamen Avancement der langen Friedenszeit, — ſie brennen auf die Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, Karriere und Fortüne zu machen und ihrem Lande zum Ruhm zu dienen . . ."

„Sei Er ehrlich: wenn ich mit Holland abſchließe, wird man mich einen Seelenverkäufer ſchelten! — Wie kommt Er dazu, mir zu empfehlen, was niemand gutheißen wird?"

Das Geſicht des Oberſten nahm einen erſtaunten Ausdruck an. „Nicht gutheißen, hochfürſtliche Gnaden —? Ich bin wohl nur ein einfacher ſchlichter Reitersmann, kenne die Schmierereien über die Menſchenrechte nicht, von denen heutzutage ſoviel Aufhebens gemacht wird, ich diene meinem Fürſten mit Herz und Degen . . ."

„. . . und mit einer guten Portion Schlauheit, die ihre Schulden loswerden will! Weiter, Lux, weiter: Gründe für den Subſidienvertrag!" drängte der Herzog. Oberſt Lux ſah gutes Wetter durch das Gewölk ſtrahlen. „Die ruhige Lage unſres Kontinents macht dem Soldaten das Kaſernenleben verdrießlich, macht dem Lande den überflüſſigen Wehrſtand

zur Laſt; bei Ausleihung eines Regiments an Holland würde die Welterfahrung der einſt Heimkehrenden das allgemeine Wiſſen fördern, die Bildung anregen, der Zufluß der Mietgelder Handel und Wandel bereichern, dem herzoglichen Militär eine günſtige Karriere eröffnen und würde angeſichts der ruhigen Lage, die nach dem amerikaniſchen Kriege auf allen Ozeanen eingekehrt iſt, der Truppe keine Blutopfer auferlegen, ſondern nur ihre Tüchtigkeit fördern, — kurz, es würde ein ſolcher Vertrag im wohlerwogenen Intereſſe des Vaterlandes liegen!"

Karl Eugens Roß ging immer langſamer. Der Herzog erwog Punkt für Punkt; ſeinem ſcharfem Blick waren die Schwächen der Begründung des Schmeichlers keineswegs fremd, aber ebenſo ſchnell überblickte er die Möglichkeit, ſich mit dieſer Beweisführung, die ja nicht von ihm ſelbſt ausging, dereinſt aller Vorwürfe erwehren zu können. „Iſt Er bereit, dieſe Gründe auch vor dem Kriegsrat aufzuzählen und zu erhärten?"

Oberſt Theobald von Lux reckte ſich ſelbſtbewußt im Sattel: „Das Vertrauen meines Fürſten iſt mir heiligſter Befehl." Das hieß: ich beweiſe, was man verlangt! — Herzog Karl winkte ab, als verlaſſe er ein nebenſächliches Thema: „Sollten Wir Uns entſchließen, ſo mag Er ſich um die Kommandeurſtelle melden", ſprach er läſſig; aber der Oberſt hörte die Gewährung heraus: keine Schulden mehr! Heraus aus dem gottverlaſſenen Ludwigsburg und dem Hofbetrieb, wo die hochnäſigen Adligen ihn, den Glücksritter, doch nie für voll behandelten! — hinaus in die Welt als Herr eines ſelbſtändigen Regiments, über ſich nur den Herzog im fernen Schwaben und Gott den Herrn, der noch weiter wohnt, — Stellvertreter jeglicher irdiſchen Gewalt und eigenhändiger Inhaber der geſamten Wirtſchaftsführung für zweitauſend Mann! —

„warum blaſen die Kerle nicht?!!“ ſchrie er, im Sattel gewendet. Ernſt von Lux, ſein Neffe, der als Adjutant hinter ihnen ritt, gab das Zeichen weiter, der als Mohr geſchminkte Vorreiter der Muſikbande ſchlug mit beiden Armen auf die Keſſelpauke, gellend ſchmetterten die verſilberten Fanfaren den neueſten Reitermarſch, ein ſchrilles Ohrenpflaſter, das der welſche Hofmuſikus Chiari verbrochen hatte. — Herzog Karl ließ den Schimmel tänzeln, halblinks hinter ihm der Oberſt hielt ſein Roß feſt in der Hand, damit ihm kein Gläubiger, der von den Fenſtern der Schloßſtraße den Einzug beobachten mochte, ſeinen gefeſtigten Kredit an der Naſenſpitze abſehen könne, bevor er nicht alles verbrieft und geſiegelt hatte ...

Den Leutnant Winckelmann, der am weſtlichen Schloßtor die Wache präſentieren ließ, ſtreifte ein ſpöttiſch-zufriedener Blick des Herzogs. Aber der guten Laune des Herrn war keine Dauer beſchieden; als er, ſeine ſoldatiſche und landesväterliche Genauigkeit im Kleinſten zu beweiſen, die einreitenden Schwadronen hintereinander im Mittelhof hatte aufmarſchieren laſſen, um wie ein Rittmeiſter beim Appell zu fragen, ob jeder ſein Brot, Löhnung oder ſonſtiges Deputat richtig bekommen habe, — worauf natürlich nie einer vorzutreten wagte, weshalb Karl Eugen denn auch ſchon dem Oberſt das Zeichen zum Abrücken nach der Arſenalkaſerne geben wollte, — da erſcholl vom rechten Flügel, wo die Kutſchen der Gäſte hielten, dröhnendes Lachen und lief ſchnell die ganzen Fronten entlang. In ſcharfem Trab, hochrot vor Zorn, preſchte der Herzog hinauf zu der Stelle der Störung; — das ſollte ihm paſſieren, daß ſie ſich Witze erlaubten, ſolange er vor der Front hielt! Bald hatte er's aus dem Geſtotter des Nicolai heraus: Hielt da der Leutnant von Hiller, das unentwegte Schandmaul, im zweiten Glied bei der Huſaren-Eskadron, hatte ſich wohl durch die davor haltenden Grenadiers à cheval gegen den Blick des Ge-

bieters gedeckt vermeint und auf die Frage nach den Beschwernissen der Truppe wortlos den leeren Geldbeutel aus der Tasche gezogen und vielsagend in der Luft ausgeschüttet, und es war nichts herausgefallen.

Gebieterisch richtete sich der Herzog im Sattel auf: eine Standrede halten, wie man sie von dem Potsdamer Friedrich Wilhelm nicht besser gehört hatte, den sie den Soldatenkönig nannten! — Er wollte den Gästen schon zeigen, daß man ihm nichts vormachen durfte ... aber dann griff er jach zur Halsbinde; der Ärger des letzten Tages, der schwere Küraß, die Beschwerden, die sein Leibarzt Hoven schon lange sorglich verfolgte, ... er sah die bunten Fronten der Reiterei nur noch unklar durcheinanderflimmern, mühsam gab er den Lakaien einen Wink, saß schwerfällig ab und entschritt, auf den Arm des Leibarztes gestützt, ins Palais. Die Gäste schauten sich bedeutungsvoll an. Die Regimentskapelle aber schmetterte wieder los, und in Sektionen schwenkend schob sich die prunkende Reiterei in Staubwolken hinter ihrem Oberst zum Tor hinaus. Nach einer Weile lag der riesige Hof verlassen in der glühenden Mittagshitze, in den schattigen Wandelgängen aber drängten sich Hofchargen und Gesandte, Offiziere und Künstler, den Fall bemurmelnd; schon hielt mancher für gut, sich dem Bruder des Herzogs in empfehlende Erinnerung zu bringen oder wenigstens, da der müde Herr sich alsbald in seine Zimmer zurückzog, beim Prinzen Friedrich oder seinem Hofgesinde angenehm aufzufallen; um den Leutnant Scharffenstein, der als Komplice Schillers bislang am Hofe gemieden war, weil die Ungnade wider ihn stadtbekannt war, drängten sich Leute, die ihn stets ganz besonders geschätzt haben wollten, den Hiller neckten sie ob seiner dreisten Handlung, die von Herrn Friedrich von Mömpelgard unverhohlen belacht worden sei ... — dann, als ein Müßiggänger die ungewohnte Wache im

Corps de Logis vor Karl Alexanders Sterbezimmer entdeckte, gewann der Klatſch erſt recht Nahrung: geſpukt hatte es, ein Geſpenſt hatte dem Karl Herzog ſein Ende geweisſagt! — lächerlich und vermeſſen, mit einem Wachſoldaten Geiſter abſchrecken zu wollen! — Hier und dort machte ſich ſchon einige Kritik am Herzog und an ſeinem Herrſcherruhm wahrnehmbar, wenn auch erſt verſtohlen . . .

Dann, als der Schloßhauptmann und der Doktor Hoven aus dem herzoglichen Kabinett heraustraten und beſtätigten, daß ein kleiner Aderlaß dem blutvollen Herrn hinreichend genützt und daß Karl Eugen ausdrücklich den pünktlichen Beginn des Feſts befohlen habe, ſchlug die Stimmung ebenſo ſchnell wieder um. Vom Zimmer Karl Alexanders ward kein Wort mehr laut, Scharffenſtein ſah ſeine Popularität ſchwinden, und der Hiller fand ſich allein in ſeiner Fenſterniſche, um die ſich eben noch ein Dutzend gedrängt hatte. „Ob es ihm an den Kragen geht?“ fragte der holländiſche Oberſtleutnant vorſichtig; er hatte raſch überſchlagen, wohin er weiterreiſen müſſe, wenn den Herzog wirklich der Schlagfluß abberufen hätte; denn mit dem Nachfolger waren keine Handelsgeſchäfte zu machen!

Der Huſarengeneral Bouwinghauſen, an den die Frage gerichtet war, brummte grimmig: „Einen Reiterſtreich ſollte man anders auslegen! — zieht er ſich lauter Hofkavaliere, ſo verſagen ſie alle wie damals im großen Krieg.“ Der alte Haudegen war's gröblich unzufrieden: „. . . und wenn Er, Herr von Knecht, uns nun auch noch ein Regiment abmietet, ſo wehrt ſich erſt recht keiner mehr ums Württemberger Land, wenn es je einmal dem Franzoſen wieder einfallen ſollte, bei uns zu brennen . . . es iſt eine Schande, ſag ich als Chriſt und als Huſar . . .!“

Der alte Offizier Friedrichs des Großen ſah den Gegner

aus dem Siebenjährigen Krieg ſpöttiſch an. „Glaubt der Herr General, die Grenzen ſeien beſſer geſchützt, wenn alles Volk hier bliebe? — Die Zirkusreiter, die man uns heute vorgeführt hat, ſind nicht mehr wert . . .“

„Gott ſei's geklagt“, murrte der alte Kriegsmann. „Ich bin in Belgrad zur Welt gekommen, als mein Vater dort Gouverneur war unter Karl Alexander; da galt der Württemberger noch etwas als Soldat — und nun . . .“

„Es wird nicht mehr anders werden, ehe der Herzog die Augen ſchließt . . .“

4.

„Was haſt du ausgefreſſen, Winckelmann? Warſt doch bisher beim Alten leidlich angeſchrieben?“ forſchte Hoven, als er beim Verlaſſen des Schloſſes für einen kurzen Augenblick auf der Wache eintrat: „Er ſchimpft auf das halbe Offizierkorps, auf den Hiller vor allem, auf die Baſtarde, die ihm zu koſtſpielig werden, auf die ganze Schillerbruderſchaft und auf dich zumal . . .“

„Kennſt ihn ja“, wich Winckelmann aus: „Heute Ungnade, morgen Sonnenſchein!“

„Nehmt euch in acht!“ warnte der Jugendfreund, „der Groll ſcheint tief zu ſitzen, am liebſten würd' er alle verſchicken, ſcheut ſich nur noch vor dem Skandal, den ihm die beiden Fritzen machen könnten, der zu Sansſouci und unſer durchgegangener Schiller, die einzigen, von denen er ernſtlich Reſpekt hat! Sonſt hätte er ſchon die Verkaufsurkunde unterſchrieben.“

„Bravo!“ fuhr Kapf, der ſichs auf der Fenſterbank bequem gemacht hatte, tatenluſtig dazwiſchen; „ich fürchte nur, der Knecht bietet nicht genug!“

„Weiß nicht!“ erwog der Arzt, „ich kenn' mich in des Herodes Seelenzuständen aus: er schilt uns undankbar und will alle los sein; wären wir Türken, so ließe er den ganzen Karlsschuljahrgang pfählen und spießen, als Ersatz für den einen, der ihm entkommen ist . . .“

„Wenn der Sultan uns kaltmacht, hat er keine Janitscharen mehr zu verkaufen“, lachte der Mindelheimer. Hoven zuckte die Achseln: „Ich bin nicht Soldat, mir kann's gleichgültig sein, — aber wißt ihr einen besseren Reim darauf, daß die Luxe neuerdings in Gunst sind?“

„Das ist wegen der heutigen Parade, dem Affentheater . .“

„Schlimm genug, den konfiszierten Kerl hätt' man nie zum Obristen machen dürfen; und der Junge, der Ernst . . . was ist dir, Winckelmann?“

Der war aufgestanden und lief mit langen Schritten durchs Wachzimmer; sein Gedächtnis ging durch Wochen und Monate alle Feste durch, wo sich der Adjutant des Reiterregiments um Luise bemüht haben könnte; nein, es war nichts Auffälliges geschehen, — Ernst von Lux schaute wenig nach Frauen, war ehrgeizig, — oder vielleicht doch eben darum . . .?

„Wenn du's nicht erzählen willst, läßt es bleiben“, entschied Hoven, „hab keine Zeit mehr, muß mich um meine übrige Praxis kümmern, es macht nicht reich, über des Herzogs Leben zu wachen.“

„Meinethalben könntest ihn abkratzen lassen“, brummte Kapf gehässig. „Ist ja doch ein Hundeleben unter ihm . . .“

„Kann's nicht leugnen“, gab der Arzt zu, „wenn jetzt noch ein Tropfen das Maß zum Überlaufen bringt, gibt's wieder einen Ausbruch wie seit Jahren nicht. Man kann's nicht ändern bei großen Herrn“, schloß er, „an eurer Stelle würd' ich alles vermeiden, was ihn reizt . . .“

„Hat klug reden", brummte Kapf hinter dem Weggehenden drein. „Tu du heute etwas, das den Alten nicht aus dem Häuschen bringt! Bleibt's bei der Verabredung, Winckelmann?"

„Wenn ich nur über den Lux Beſcheid wüßte!" ſann der nach.

„Eins nach dem andern!" mahnte Kapf, „von der Wache kommſt du los?"

Ja, das würde klappen. Der alte Czabelizky wollte um ein Geringes die Mühe auf ſich nehmen, der arme Kerl, der mit jedem Avancement übergangen worden war, weil er ſich im Siebenjährigen Krieg von den Preußen hatte überfallen laſſen auf Torwache zu Fulda, und wenn er ſich dabei auch wacker gehalten und ein ſteifes Bein davongetragen hatte, das ihm verwehrte, anderswo Dienſt zu finden, — der Karl Herzog hatte ihm doch nie verziehen, daß er, jäh aus dem Schlaf geſchreckt, bei Nacht und Nebel ausreißen mußte, und da er ſeinen fürſtlichen Zorn nicht am Alten Fritzen zu rächen vermochte, vergalt er es dem Leutnant, der ſich als Sechzigjähriger immer noch mit der gleichen Gage durchſchlagen und davon ſich und ſeine vier unverſorgten Würmer ſtandesgemäß erhalten ſollte. Für eine halbe Stunde würde er einſpringen, bis dahin mußte es geſchehen ſein . . .

„Wir brauchen einen Dritten zum Schmiereſtehen", erwog Kapf bedächtig: „Wolzogen und Gaupp müſſen den Herzog im Auge behalten, — Scharffenſtein kann von dem dicken Mömpelgarder nicht los, — Simanowitz iſt nicht zu brauchen, der ſchmachtet wieder hinter der kleinen Ludowike Reichenbach her, die doch nur an Schillers Fritz denkt, — Koſeritz hat Innenwache, Hiller nur Unſinn im Kopf, — ich weiß von den ganzen Brüdern keinen, dem ich mich mit Hals und Kragen anvertrauen möchte . . ."

„Macht's dir etwas aus, Bruder, wenn's kein Offizier iſt?"

Der Mindelheimer wiegte zweifelnd den Kopf: „Wenn wir honorige Soldaten hätten, nicht dies ſündhaft zuſammengepreßte Söldnervolk, ſo möchte mir's gleich ſein."

Winckelmann ſtieß das Fenſter der Wache auf; ein Sergeant vom Regiment Werneck war draußen von ungefähr ſtehengeblieben, um die Pfeife zu ſtopfen, die erſt vor dem Tor angebrannt werden durfte; er ſchaute ſich kurz um und betrat dann, als er ſich unbeobachtet ſah, ſchnell die Wachſtube. Das offene Geſicht des ſtattlichen Menſchen weckte Vertrauen, aber ſo leicht war Kapf nicht zufrieden: „Soll ich meinen Halskragen mitſamt dem Zopf riskieren, ſo will ich immerhin wiſſen, was euch zuſammenbindet", forderte er.

Winckelmann machte ſich's in ſeinem Stuhl bequem: „Erzähl Er, Kanzler: was wär' geweſen, wenn ich ihn damals zur Meldung gebracht hätte, als ich ihn beim Deſertieren abfing im Bietigheimer Wald?"

„Dreimal Gaſſenlaufen und degradiert, ich hätt's nicht überlebt, die Schande", meldete der Angeredete.

„Warum hat Er durchbrennen wollen?" miſchte ſich Kapf ein.

Die ſtramme Haltung des ſtarken Mannes ließ nach, er ſchaute zu Boden, als ſuchte er den Fluß einer Erzählung zu finden, die ihm heute noch ſchwer ward, obwohl ſeine Geſchichte Jahr und Tag zurückliegen mochte. „Hab mich recht und ſchlecht als Bauernknecht durchſchlagen müſſen, aber das Mädchen vom Hofe, die Liſebeth, war mir gut und war die einzige Tochter, der Alte vernünftig, alles konnte gut gehen, — bis ich in die Fänge unſeres gnädigen Herzogs geriet: hatte ein Jagen dort am Fürſtenſtand, und ich war als Treiber angeſtellt wie hundert andre auch, aber mich mußte mein Unglück

in Sereniſſimi Nähe bringen, er ſprach etwas von ſtattlichem Kerl, den er gern in ſeinen Dienſten hätte, drückte mir zuletzt einen blanken Dukaten in die Hand ... kaum war er ein paar Schritt weitergeritten, ſo packten mich ſeine Häſcher: ‚ich hätte ſein Handgeld genommen, ſei ſein Soldat!‘ — und da ich mich wehrte und ſchrie, war ich das Geld los und die Freiheit dazu. Seither trag ich dieſen Rock der Ehren, meine Liſeberh hat gewartet und gewartet — ich weiß, ſie ſitzt heute noch ...“

„Das hat der Herzog nicht gewollt!“ rief Kapf, „er mag manches Schlimme getan haben, aber das iſt ihm zu unwürdig, perſönlich Rekruten mit Werberſtreichen hereinzulegen!“

Der Gepreßte lächelte ſpöttiſch. „Mag wohl ſein, — aber wenn's geſchehen iſt, mag er's nicht ändern: ein halbes Jahr ward ich geſtrichen und geſtripſt, bis ſie mich müde gemacht und halbwegs zum Soldaten abgerichtet hatten, da kam er zum erſtenmal vorbei, als ich auf Wache ſtand —“

„Und?“ rief Kapf geſpannt, nach ſeiner Gewohnheit rittlings auf den Stuhl geworfen, die Arme über der Lehne gekreuzt —

„Ich warf ihm mein Gewehr vor die Füße und ſchrie ihm meinen Jammer und das Unrecht ſeiner Knechte ins Geſicht ... er kannte mich wieder, wahrhaftig, damit verblüfft er ja immer die Dummen, die dann von ſeiner Leutſeligkeit ein groß Geſchrei machen, — aber geändert hat er's nicht: ‚geſchehen, iſt geſchehen‘, lachte er, ‚werd' Er erſt ein beſſerer Soldat, ſonſt macht's mir Unehre, wenn ich einen laufen laſſe, der auf offener Wache das Gewehr in den Dreck ſchmeißt wie eine Miſtgabel ...“

„Und dabei blieb's?“

„Dabei blieb's, — — das heißt, nun wurd' ich ein guter Soldat, wollte ja den Beweis liefern, ich Idiot! — War nach zwei Jahren Sergeant, ſoll's mir einer nachmachen, beim

Himmel! — und dann, als er mal Appell hielt, trat ich vor ihn mit dem Lob meines Kompaniechefs, und bat um mein Recht — ‚Hol Er ſich ſein Recht im Himmel!‘ ſchrie er mich an, ‚meint Er, ich hätte die guten Soldaten, um ſie herzuſchenken?‘“

„Ja, verkaufen iſt beſſer“, brummte Winckelmann grimmig dazwiſchen.

„... am ſelben Abend ging ich über die Kaſernenmauer.“

„... und ich hatte das Vergnügen, ihm nachzureiten, denn ich hatte ja die Szene mit angeſehen und konnte mir denken, daß er das Allerdümmſte machen würde“, ergänzte Winckelmann, „ſchließlich ſah er's ein und war noch vor Morgengrauen wieder mit mir zurück, ich ſelbſt ritt zu dem Brautvater hinaus, um für das Mädel anzuhalten ...“

Kapf hatte die Augen nicht von dem Soldaten gelaſſen. „Ja, wenn du ſoviel für deine Leute tuſt“, begann er langſam, „dann läßt's ſich wohl wagen, — aber was ſagt die junge Frau dazu?“

„Kann keine was ſagen“, ſchloß der Sergeant bitter, „denn der Alte hat ſie mir nicht gegeben: ‚lieber alte Jungfer als ein Soldatenweib,‘ hat er geſagt, obwohl er mich gut leiden mochte, — aber ein herzoglicher Soldat in einem anſtändigen württembergiſchen Haus, das gibt's nicht. Soll ſie in Ludwigsburg Soldatenwäſche waſchen mit aufgeheirateten Kaſernenhuren und abgelegten Lakaienliebchen? Und wenn die hübſche Sergeantin dem Herrn Hauptmann gefällt, kann man nicht bei ihr Poſten ſtehen, wenn der Mann Dienſt hat und die Herrn Offiziere nicht, — dabei iſt's halt geblieben ...“

Die Kameraden ſahen ſich an; wahrlich, auch ſeinen Herren Offizieren machte es der Herzog nicht leichter! Doch Kapf war nicht der Mann, gar zu lange ſeiner Rührung nachzugehen: „Mit Gott, Kamerad! Half dir der Franzkarl damals, ſo

gehſt du heute mit uns! — mög's uns beſſer gelingen als in deinem Handel . . .!" Und nun ging mit zuſammengeſteckten Köpfen das Planen los, wie man heute abend an das Mädel herankommen wollte. „Entführen mußt du ſie!" riet Kapf großartig. „Durchgehen nach Mannheim wie der Schiller, das wird den Sultan am meiſten ärgern!"

Franzkarl Winckelmann lachte gezwungen. „Meinſt, ich wär' heute noch hier, wenn ich nicht müßte: ich wurde als Waiſenkind in ſeine Karlsſchule geſteckt, habe nichts als meinen Degen, — ein deſertierter Offizier kann kaum ſich und erſt recht kein Mädel durchbringen . . ."

„Mut! Schreib dicke Bücher! Biſt doch nicht der Dümmſte, brauchen ja keine ‚Räuber' zu werden", ermunterte Kapf.

„. . . und wo der Schiller als Einzelgänger am Verhungern iſt, ſoll ich ſelbzweit durchkommen?" fragte der andre trübe.

„Mann, ſei nicht ſchlapp", ſchrie Kapf, „hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! Wer wird denn gleich rechnen wie ein Familienvater!"

„Denkſt du, ich könnte das Mädel ſo ins Blaue hinein ſchleppen? Mach mir ohnehin ſchon Vorwürfe, daß ich das alles nicht früher bedacht . . ."

„Menſch, Vorwürfe? Wenn ſie dich liebt, muß ſie barfuß mit!"

„Weil ich ſie liebe, will ich ſie nicht ins Elend bringen, — würdeſt du's in meinem Fall anders tun?"

„Ich?" ſchrie Kapf. „Erſt mal müßte ſie mit, das könnte einem nachher kein Kaiſer und kein Herzog mehr nehmen, was man da an ſchönen Tagen haben kann, die Nächte nicht zu vergeſſen . . ."

Er meinte es ernſt, ſo war er. — Winckelmann biß ärgerlich die Lippen zuſammen, — Joſef Kapf aus Mindelheim

änderte ſich nun mal nicht, war ja ſchließlich auch kein ſchlechterer Kerl als andre mit all ſeinem Leichtſinn, und hatte mit ſeinem unbekümmerten Genießen vielleicht mehr recht als einer, den die Verantwortung ſchier totdrücken wollte.

„Mann!“ munterte der Leichtfertige auf, „denk an die Möglichkeiten, die für kluge Leute überall ſind: kannſt mit einem Theſpiskarren ziehen, kannſt am Spieltiſch über Nacht dein Glück machen, kannſt als Prinzenerzieher durch die Welt fahren, wohnt ja alle paar Meilen in Deutſchland eine Durchlaucht, die von gebildeten Schulmeiſtern durch die große Welt geführt werden will ...“

„... wozu man dann ausgerechnet einen verheirateten Durchgänger auswählt!“ ergänzte Winckelmann hoffnungslos. Der Rieſe ſah ihn naiv an; ihm machte das Heiraten ſo wenig Gedanken, daß er die Sorgen des andern wahrlich nicht verſtand. — „Ja, wozu willſt du ſie dann heute überhaupt unter Lebensgefahr beſuchen?“ fragte er kopfſchüttelnd.

„Sie ſehen, — ſie fragen, ob ſie mich liebt, — ob ſie fliehen will? — ob ſie warten wird, bis mir der Herzog eine Kompanie gibt? — Weiß ſelbſt nicht, was werden ſoll“, bekannte Winckelmann mutlos.

„Liebeswahnſinn in der Potenz! — aber Joſef Kapf hat ſein Wort gegeben, — heute abend am Corps de Logis!“

Die Nordſeite dieſes früheſten Hauptbaus der ungeheuren Schloßanlage hob ſich, anders als die von den großen Alleen zugänglichen Längsflügel, ſteil aus der kleinen Senke heraus, die den Schloßgarten vom Luſtpark des Favoriteſchlößchens trennte; die hier mühſam angelegte Waſſerkunſt war ungepflegt verfallen, ſeit der Herzog ſich nach Hohenheim abgekehrt hatte, und die Außengalerie, die nach dieſer Seite das erſte Stockwerk umgab, war ſelten begangen. Der Platz hätte

beim Verteilen der Wachtposten wohl begehrt sein können, da es hier kein Präsentieren und kein Aufpassen gab, — aber das Geraune verstummte nie, daß die Galerie nicht geheuer sei, und so mußte sich auch heute der Grenadier durch Gesang Mut machen, als die drei Kameraden, sich gegenseitig unterstützend, sich zur Galerie hinaufschwangen. Aus guten Gründen hatte sich der Posten weitab von dem verrufenen Zimmer gestellt, er hatte das Gewehr an die Brüstung gelehnt und schaute mit aufgestützten Armen auf das Brackwasser hinab; er summte eine halblaute Liebesklage von Klee und „Badenken", wie man dortzulande die Schlüsselblumen nennt, — dem Leutnant Winckelmann war's, als werde die schwermütige Melodie vom Fenster her mitgesungen, vielleicht mochte es auch ein unterdrücktes Weinen sein . . .

„Macht ihr euch ans Fenster 'ran, ich werde den Kerl schon in die Kur nehmen", unterbrach Kapf sein Lauschen; der Goliath drückte sich an der Mauer in den Schatten und holte unter seinem langen Umhang ein weißes Laken heraus, das er sorgsam vom schwachen Mondlicht abgekehrt hielt. Kanzler blieb zurück, einen Rückzug zu sichern und die Umwelt zu beobachten. Jetzt schlich Winckelmann dem Fenster näher, wo sich nach Wolzogens Bericht die Eingeschlossene finden mußte. „I han ja koi Schätzele meh . . ." klagte der Posten; — dem Winckelmann stockte der Puls: diesmal war oben halblaut mitgesungen worden. „Luise!" flüsterte er; es mochte kaum hinaufgedrungen sein, — „Luise!" noch einmal; jetzt erkannte er ihren Schatten am Fenster. „Luisle, gib Antwort! — ich bin's . . ."

Sie suchte das Dunkel zu durchdringen, beugte sich vor, erkannte die Gestalt, suchte nach der von unten heraufastenden Hand zum ersten Händedruck nach einer Trennung, die endlos geschienen hatte durch die Leiden und Kämpfe der letzten Stun-

den, weil, ja weil ... mit jähem Ruck zog ſie die Hand zurück: weil er geplaudert hatte, ſich hatte ausfragen laſſen vom Herzog und ſofort zugegeben, ſtramm wie ein Soldat beim Appell, ſoviel der Alte nur wiſſen wollte ...

„Luiſe!“ klang es beſtürzt von unten, „was iſt mit dir? — Sag ein Wort! — was ich tun ſoll? — was du nur haſt?!“

Keine Antwort; es war wie ein Zittern, wie wenn da oben jemand bitterlich weine, — die hinauftaſtende Hand fand keine Antwort.

Der Poſten hatte ſchon wieder ein anderes Lied angefangen, von dem Kavalier, den ſein Mädchen beim Stelldichein ausſperrte, weil er vor andern renommiert hatte:

„Geh du nur immer hin, wo du geweſen haſt,
und binde deinen Gaul an einen dürren Aſt ...“

ſang er mit zufriedener Schadenfreude: ihm, dem tüchtigen Soldaten Pfeffer aus Stetten im Remstal, würde ſo etwas nicht paſſieren!

„Luiſe!!“ drängte Franzkarl Winckelmann noch einmal. Jetzt hatte ſie ſich gefaßt. „Da hörſt es!“ klang es zornig, vom Schluchzen noch halb erſtickt, zu dem Verwirrten nieder —

„Denn wer ein Mädel hat und ſagt es jedermann,
der klopfet auch wie du mit Recht vergebens an ...“

johlte der Grenadier.

„Da ſprachen die Herrn Hausknechte:
dem Kerl geſchieht ganz rechte ...“

Jetzt begriff der Leutnant: alſo auf die Art hatten ſie ihm das Mädchen abſpenſtig machen wollen ...? Eine Laſt wich ihm vom Herzen, — mit einem Schwung ſaß er oben auf dem Fenſterbrett und hielt ſie in den Armen, küßte ſie ab, ſo ſehr ſie ſich ſträubte, bis der Widerſtand wich, bis ſie ſich

an ihn klammerte, halb überzeugt und ohne ſich weiter quälen zu wollen, ob er nun zuviel geſagt hatte oder nicht, — einfach nur ſelig in dem Gedanken, ihn wieder halten zu können ...

„Mädchen, Mädchen!“ ſchalt er zärtlich zwiſchen den Küſſen, — „und dieſen Unſinn haſt du dir weismachen laſſen?!“ — War er zu laut geweſen? Ein Warnruf wie von einer ärgerlichen Amſel, die ſich mit Spatzen zankt, pfiff von Kanzlers Platz herüber. Der Poſten hatte ſein Lied beendet und nahm ſein Gewehr wieder auf.

„Liebe, nur raſch: es wird einer kommen, vom Herzog geſchickt, dir Flattuſen zu machen, dich am Ende gleich mitzunehmen —“ flüſterte er haſtig und beugte ſich ſchnell wieder über ihren Mund, als beraube er ſich mit jedem Wort, das er zwiſchen den Küſſen ſpreche; und diesmal mußte es wirklich zu kräftig geweſen ſein, denn der Poſten horchte auf und trat einen Schritt vor —

„... und wenn der Kerl kommt, merk' ihn dir ...“

„Franzkarl, der Soldat ...! Nimm dich in acht ...!“

„Wenn der kommt, ſag ich: den muß ich kennen, der iſt's, der uns verraten hat ...“ — ſie hörte kaum hin. „Der Soldat!“ flehte ſie, „er wird ſchießen ...!“ —

„Außer meinen Jägern trifft kein Soldat in Württemberg mit den roſtigen Feuerrohren!“ lachte der Fachmann ſtolz. Jetzt war für den Mann unten kein Zweifel mehr: „Wer da?!“ rief er — vielleicht lag etwas Angſtlichkeit in der Stimme, und die ward nicht Lügen geſtraft: denn als er jetzt mit geſpanntem Hahn näherſchlich, ſtand wie aus dem Boden gewachſen eine rieſige weiße Geſtalt vor ihm. Mit gellendem Schrei ließ der Soldat Pfeffer die Waffe fallen, krachend entlud ſich der Schuß, — jetzt war keine Zeit zu verlieren: der letzte Kuß traf nur noch die Haare, als Franzkarl Winckelmann eiligſt vom Fenſterbrett hinunterglitt.

„Abrücken! Abrücken!“ mahnte Kanzler halblaut von drüben: „An der Hauptwache iſt was los, ſie ſchlagen den Wirbel!“ — Und wirklich, nochmals und noch einmal: das dreimalige dumpfe Rollen, das Trommelſignal für alle Wachtruppen, hallte durch die Platanen.

Den langen Kapf, der ſein harmloſes Geſpenſterſtückchen durch den Schuß gefährdet ſah, hatte die Wut gepackt; weit auslangend ruderte er mit ſeinen rieſigen Armen auf den Grenadier zu, der ſich ängſtlich an das Gemäuer drückte, — erſt hatte der Mann in der Angſt vor der überirdiſchen Erſcheinung im Zurückweichen beide Arme vors Geſicht geſchlagen, jetzt ließ er ſie für einen Augenblick ſinken — und ſah recht menſchliche Figuren über die Mauer klettern; ein Ruf des Staunens brach über ſeine Lippen, übertönt vom Schreckensruf einer Frauenſtimme, denn in Luiſens Zimmer war aus dem Palaſtinnern unvermerkt eine fremde Geſtalt eingetreten . . .

Ein Blick zeigte dem Eindringling, daß neue unbekannte Ereigniſſe auf der Galerie vor dem Fenſter ſeiner Rolle als Werber und Befreier unerwünſcht zuvorgekommen waren; mit zwei Sätzen war er von der Tür vorgeeilt und hielt ein Terzerol in der Hand; doch ebenſo ſchnell hatte das Mädchen danach gegriffen, und eh noch das Ringen um die Waffe zu Ende war, ſahen beide — nicht ohne etwas abergläubiſches Erſchrecken — wie der lange Grenadier von einer noch gewaltigeren, im Dunkel ſich zu ungeheurer Größe abhebenden weißen Rieſengeſtalt in die Höhe gehoben und unter Strampeln und Geſchrei über die Galerie in die ſumpfigen Reſte des alten Prachtſees hinabgeſtoßen wurde. „Es iſt nicht tief, er wird keinen Leibſchaden nehmen“, brummte Kapf, von ſeiner athletiſchen Leiſtung aufatmend, hinter dem Geſtürzten drein; dann raffte er gemächlich die weit herabhängenden Zipfel

seines Lakens zusammen und hob ein Bein nach dem andern über das Gemäuer; sein Kopf verschwand aus der Sicht eben rechtzeitig, als der Schuß aus der Waffe krachte, die der Kavalier am Fenster endlich freibekommen hatte; doch gleich darauf knallte noch etwas: die Ohrfeige, die Luise von Berner-din dem ungebetenen Betreuer und Helfer gegen Gespenster blitzschnell mitten ins Gesicht schlug ... eine Sekunde später sah sie sich allein, die Tür war wieder von außen verschlossen, draußen im Flur aber stand der Regimentsadjutant Ernst von Lux, hielt in der einen Hand die rauchende Pistole und rieb sich mit der andern die brennende Backe; der Mißerfolg war nicht zu leugnen, — fragte sich nur, wie man's dem Karl Herzog zu melden hatte, ohne zum Schaden noch den Spott zu bekommen; aber verschweigen durfte man diese heillose Spukgeschichte nicht.

An Geister glaubte er keine Sekunde; doch beim Zeus, wem war dann eine solche Verwegenheit zuzutrauen? — Der Winckelmann hatte Wache, man konnte nachprüfen, ob er da war, — es mußten andere mit von der Partie sein, — blitzschnell ging er das ganze Offizierkorps durch, all die desperaten Burschen, denen keine Maskerade zu verwegen und kein Unfug zu derb war, heute bei einer Ludwigsburger Bürgerstochter einzusteigen und morgen im „süßen Löchle" oder sonst einem verrufenen Ausschank um eine Soldatendirne zu raufen ... natürlich die „Schillerbrüder"! — der lange Kapf vorneran, sie steckten gewiß mit dahinter, die Genialitätshuber, die ewig rebellischen! Sofort zum Herzog!

Doch als er spornstreichs zum Festsaal zurückeilte, waren es nicht nur *seine* Schritte, die auf den breiten Steinfliesen hallten; ein staubbedeckter Staffettenreiter, der den Türsteher hastig zur Seite schob, kam ihm in der Pforte zuvor und drängte sich rasch durch die Schar der Masken; — was war

das? Der Tanz hatte ausgeſetzt; mit ſchreckensbleichen Geſichtern ſtand alles erſtarrt — was raunten ſie da von Mund zu Mund? — alſo doch, was heute mittag ſchon getuſchelt wurde! Soeben hatte es der General von Nicolai bebend dem Herzog ſelbſt berichtet: der Geiſt des ermordeten Herzogs ſei auf der Terraſſe des Corps de Logis erſchienen, — noch nie zuvor hatte jemand gewagt, ſo offen die Urſache von Karl Alexanders ungeklärtem Abſcheiden zu nennen, jetzt aber entriß der blaſſe Schrecken dem Parkettgeneral das allbekannte Geheimnis, was man raunte oder zu wiſſen glaubte ... Wie war er erſchienen? was hatte der Spuk getan? geſprochen? — einen rieſigen Grenadier der Gardelegion die Treppe hinuntergeworfen? unglaublich! — doch! — Unheil bedeutet's — es ſtirbt jemand ... eine fürſtliche Perſönlichkeit ...! Und noch ehe der Adjutant des Regiments Lux mit ſeiner eigenen Botſchaft ſich durch das Gedränge hindurch zu dem von Wut, Unglauben und doch einiger Furcht hin und hergeriſſenen Herzog durchgewunden hatte, ſtand der atemloſe Kurier, — es war Wilhelm, der älteſte der Wolzogens, — vor den hohen Herrſchaften und keuchte ſeine Meldung: „Des Königs von Preußen Majeſtät iſt durch einen ſanften Tod zu ſeinen Vätern abberufen ..."

Wieder ging die Kunde geflüſtert von Mund zu Mund; in Ehrfurcht und Bangen verſtummte die bunte Geſellſchaft. Wer bis jetzt noch an dem Geſpenſt zu zweifeln gewagt, ſchlug an ſeine Bruſt und bekannte, wie wenig ſein Mutterwitz den übernatürlichen Dingen gewachſen ſei: ein Großer war dahingegangen, — kein Wunder, daß ein Kriegsmann wie Karl Alexander aus der Ewigkeit erſchien, der ihn als jungen Thronfolger von Preußen einſt in ſeinem erſten Feldlager zu Philippsburg geküßt hatte, unterm gewaltigen Prinzen Eugen ... möge ihnen allen die Erde leicht werden! ...

Bis im entlegenſten Saal die Tanzmuſik abgewinkt, die ſchreiende Zahl der Kerzen geziemend abgedunkelt, der Mummenſchanz entlaſſen und dem preußiſchen Geſandten in Eile die notwendigſte Teilnahme geſagt war, — bis ſich die Säle geleert hatten und Ernſt von Lux endlich Gelegenheit fand, dem Herzog ſeine Nachricht zuzuflüſtern, war eine gute Weile verſtrichen. Herzog Karl maß erſt mit einem wütenden Seitenblick den Störenfried, der ihn aus ſeinen politiſchen Gedanken riß, die der Tod des Großen mit ſich brachte, — aber er fuhr jäh auf, als er den Bericht zu Ende gehört: dieſe Kunde, und dazu der Spuk ſeines Vaters im Corps de Logis, dieſe Frechheit ſeiner Offiziere ging über alle Grenzen! Auch er kannte ſeine Leute, er wußte von einem ähnlichen Karlsſchülerſtreich, wie ſie einem gehaßten Aufſeher einen geſpenſtiſchen Labutzelmann hatten erſcheinen laſſen; der Schiller war dabei geweſen, Kapf, Scharffenſtein und wie ſie alle hießen, — wehe, wenn ihm einer ähnlich mitſpielen wollte! ... die Strafe ſtand ſchon feſt, als er, den Adjutanten am Arm faſſend, mit herriſchem Schritt zur Schloßwache hinabeilte ...

Aber der da laut: „Wache raus!“ kommandierte und dem Herzog mit feſter Stimme rapportierte, war wirklich der Leutnant von Winckelmann, kein Doppelgänger und kein Geiſt, und als der Herzog, der Sache auf den Grund gehend, das Wachlokal betrat, ſaß da keiner von der verhaßten Kumpanei herum, nur der alte Czabelitzky trank da ein Schöppchen, das er wohl nicht ſelbſt bezahlt hatte. Daß ſich der Hungerleider für ein paar Stunden Erſatzwache verkaufte, hörte der Herzog heute nicht zum erſtenmal; an dem ließ er die erſte Wut aus: ‚was er da verloren habe, als übelſter Schandfleck der ſchwäbiſchen Armee, den man doch lieber gleich nach der Affäre zu Fulda aus dem Dienſt gejagt

hätte!' — Und da der arme alte Kerl, auf dieſen Beſuch nicht mehr gefaßt, nichts zu antworten hatte, ging's über den am wildeſten her. Daß der Winckelmann nicht die volle Zeit da geweſen, wußte der Herzog nun ſchon, doch die Mannſchaften redeten ihrem Leutnant zu Gefallen: ob er ein paar Minuten fort war oder kürzer, hätten ſie nicht nachgeprüft, — vielleicht war's nur, um den Kurier zu geleiten, der die Kunde brachte vom Tod des Königs von Preußen —, „dem Gott' genade!" ſagten ſie.

Karl Eugen ſah ſich wütend in ſeiner Wache um: das hatte man davon, wenn man die Kerle zwanzig Jahre lang fütterte (wie er es nannte, daß er ſie lebenslang bei ſeiner Fahne gepreßt hielt) — Spitzbuben wurden ſie, abgefeimte, ſtatt ehrliebende Soldaten, logen ſchon aus Gewohnheit, beim Appell, auf Wache, beim Mädchen, beim Becher, ſogar vor dem Fürſten, — fort mit der ganzen Bande, keinen mehr ſehen! Nur den einen ließ er noch herholen, den Augenzeugen, der mit dem Geſpenſt zu tun gehabt: ein himmellanges Laſter, der Herzog kannte ihn ſchon zum Überdruß. Wenn es in Potsdam noch die Rieſengarde gegeben hätte, ſo hätte er ihn längſt dorthin verſchenkt, denn von den ganzen unſauberen Tröpfen war er der ärgſte: faul, feig und gefräßig! Einmal hatte ihn der Herzog ins Pfefferland gewünſcht nach ſeiner Gewohnheit ... „Da komm ich ja her", hatte der Kerl dreiſt erwidert, „zu Stetten im Remstal wächſt der Pfeffer ſechs Schuh hoch ..." — denn Karl Pfeffer hieß er ſelbſt, der ſechs Schuh lange Lulatſch; — aber wenn's an die Courage ging, dann greinte er und verſchwor auch jetzt ſeine ewige Seligkeit, ihn habe der Geiſt des verſtorbenen Herzogs genommen und über die Baluſtrade geſchmiſſen.

„Um ſolch einen Waſchlappen wird ſich Unſer hochſeliger Vater wohl ſchwerlich bemüht haben", ſpottete Karl Eugen

bitter, dann wandte er sich mit einem Ruck zu Winckelmann herum. „Wo ist der Kapf?“ schrie er.

„Schon vor einer Stunde nach Hause verfrachtet“, meldete Gaupps helle Stimme, „durch völlige Trunkenheit bis zur Unkenntlichkeit entstellt.“ Der Gedanke, eine gröbliche Maskerade nicht entlarven zu können, steigerte den Zorn des Gebieters. Eben wollte er sich erneut an Winckelmann wenden, als draußen ein neu Getöse losging: „Wache rans! — Gauner und Spitzbuben . . .!“ brüllte einer wie ein Stier. Der Leutnant sprang zur Tür, draußen drängte sich mit Rufen und Streiten ein wirrer Haufen im Halbdunkel. Karl Eugen durfte, da unter seinen Gästen ein Tumult entstanden war, die Wache bei der Herstellung der Ordnung nicht aufhalten. Als er selbst in den Hof hinaustrat, erblickte er, von Schadenfrohen und Neugierigen umdrängt, den Malefizschenken, mit den Händen fuchtelnd und brüllend gleich einem Türken. Der Herzog liebte ihn nicht, der sich da von allerlei kleinen Reichsständen eine Gerichtsbarkeit zusammengehandelt hatte und die Gauner mit dem Recht eines großen Potentaten hängte, — fast gönnte er, der Dutzendfürst, dem Vorkämpfer der Rechtseinheit den kräftigen Ärger!

„Diesmal ist er selbst der Reingefallene“, sprach einer neben ihm; es war der holländische Gesandte. „Der Graf Schenk ist von denen bestohlen, die er sonst zu packen pflegt; sein ganzes Spielgeld, viele tausend, ist ihm durch Diebe abhandengekommen, und daß er so auf seinem eigensten Gebiet geschlagen ist, bringt ihn so völlig aus dem Häuschen . . .“

„Auf seinem eigensten Gebiet geschlagen . . .“, prüfend schaute der Herzog den andern an: wußte der Schleicher etwas, daß dem Herzog seine eigenen Offiziere einen tollen Streich ge-

ſpielt hatten, wo er ihrer einen mit einer ſauber gefädelten Intrige hatte treffen wollen . . .? Fort mit der ganzen Geſellſchaft!, dachte er wieder. Was konnte bei einer Unterſuchung herauskommen? Der Pfeffer als Belaſtungszeuge hatte ſchon jetzt die Hoſen voll, der Czabelitzky war mit ein paar Vierteln Wein zu kaufen, die andern hielten zuſammen wie Pech und Schwefel, — den Ernſt Lux, wenn er den ausſpielte, ſtachen ſie beim nächſten Anlaß über einem beim Becher oder Würfel hergeholten Streit im Duell zuſammen . . . fort mit allen, und dieſe ſtumpfſinnige Soldatenbande dazu!

„Des Königs von Preußen Majeſtät iſt tot, falls herzogliche Durchlaucht nach deſſen Meinung über unſer Geſchäft hätten fragen wollen", begann der Holländer vorſichtig, als könne er Gedanken leſen.

Der Herzog fuhr auf. „Her damit, Er hat recht! Wo hat Er ſeinen Vertrag?"

„Ich kann ihn in fünf Minuten ſchaffen, herzogliche Durchlaucht; mit einer kleinen Änderung nur: meine Edle Kompanie kann jetzt nur noch 65 000 Gulden zahlen, — die Lage Europas mag ſich nach dem Tod des Königs ändern, man kann nie wiſſen . . ."

„Man kann nie wiſſen, ob Ihr morgen nur noch ſechzigtauſend gebt", ſchrie der Herzog, „her mit dem Wiſch, wie er iſt, die ganze Meutergeſellſchaft muß fort!" — Wenige Minuten ſpäter war unterſchrieben, entſchieden für fünf Jahre über ein volles Regiment, dazu Grenadier- und Jägerkompanie, Quartiermeiſter, Feldprediger beiderlei Konfeſſion, Chirurgiemajor und Profoß, weiterhin Artillerie mit 186 Köpfen, alles in allem 1982 Mann — „lauter Deutſche", wie der Vertrag ausdrücklich bemerkt . . .

5.

Ein paar Wochen dauert's noch, bis alles genau abgemacht ist, bis alle kleinen Wünsche bereinigt sind, nachdem man im großen einig geworden; dann gehen die Werber an die Arbeit, den Mannschaftsbestand zusammenzubringen; man kann über keinen besonders Schlechtes sagen, sie tun ihren Dienst, aber Fuchs und Has muß man gleichzeitig sein, damit einem kein andrer zuvorkommt, denn die großen Militärstaaten sind schon vorher auf dem Plan und werben mit Erfahrung für ihre Fremdenregimenter: der französische König und der von Preußen und neuerdings auch der Kaiser wieder für die Türkengrenze. Manche sind darunter, die's aus Jagdeifer tun, rechte Seelenverkäufer, die mit den ausgesuchtesten Kniffen die Leute auf den Leim locken, — der Derbere mit sattem Lachen, wie man sich über einen guten Witz freut, — der Schlauere mit der Vorsicht und dem kalten Genuß des erfahrenen Fallenstellers: da wird dem tumben Bauernburschen der Werbetaler in die Tasche praktiziert, da hilft ihm kein Schreien mehr, er hat das Handgeld, mit muß er! — andere kirrt man mit den Bildern der schönen Uniform, bei besonders stattlichen Leuten wird bis dreißig Gulden im Preis gegangen, manchmal kommt es gar auf lichter Straße zu Überfall, Knebeln und Menschenraub, auch ein bißchen Bruch des Stadtfriedens bei den benachbarten Reichsstädten wird in Kauf genommen, im Ulmer Archiv liegen meterhoch die Prozeßakten um solch einen Fall, — den armen Teufel selbst macht keine Klage mehr lebendig!

Die Kesselflicker, Aushäuser und alles lästige Gesindel haben die tüchtigen Vögte und Schultheißen als erste aufgegriffen, dazu kennen die Förster und Wildmeister manchen, der von früher etwas auf dem Kerbholz hat, doch neben den

echten Vagabunden und Wilderern wird auf die Art mancher mit unter die Trommel geſtellt, der nichts anderes geſündigt, als daß er's irgendwann mit einem Gewaltigen vertan hat, wie in einem Städtchen die jungen Burſchen, die beim Jahrmarkt auf den durch die enge Gaſſe ſtolzierenden Herrn Amtsbürgermeiſter einen wildgemachten Geißbock losließen, ſo daß die ganze Stadtherrlichkeit in der Pfütze lag; — der Schultheiß war klug und ſchwieg zu dem Spaß, aber als die Werber kamen, waren die paar Sünder von damals auf einmal mit von der Partie, wußten ſelbſt nicht, wie ſie ſich hatten ſo beſoffen machen laſſen und wer ihnen das eingebrockt, — mochten ſie dann auf der Fahrt nach Afrika die Fauſt ballen und ſchreien: „Mir iſt zuviel geſchehen . . .!"

Wer ſoll's denn wehren? die Landſchaft vielleicht? Die iſt längſt zufrieden, ſeit der Herzog mit ſeiner Franzel ein ſolides Eheleben führt, ſeit nicht jedes Stadtkind mehr in Gefahr iſt, für Sereniſſimi gehabten Genuß ein für allemal mit einem Pauſchale von fünfundzwanzig Gulden abgefunden ſeinen Schimpf durchs Leben zu tragen; — ſeit Karl Eugen das Treiben der wilden Jugend ablegte, ſieht der Bürger in ihm einen Biedermann ſeinesgleichen, einen großen Gutsherrn oder Schulvorſtand, der ſich gemeſſenen Alterswandels befleißigt; — großen, mächtigen Herren wird viel vergeſſen und vergeben im getreuen Württemberg, ſolange es dem Bürger nicht an den Säckel geht . . .

Da iſt der alte Landſchaftskonſulent Moſer, der einſt den Kampf geführt hat, daß der Herzog das Gut des Landes nicht ganz vergeuden dürfe, wacker hat er das alte Recht vertreten bis zum Kaiſer hinauf, auf dem Hohentwiel hat er im Kerker geſeſſen und iſt ſchließlich doch als Sieger hervorgegangen — aber das iſt lange her, jetzt iſt er ein müder, lebensſatter Mann und weiſt die jungen Streithähne der Bürgerſchaft,

die etwa auf neue Lorbeeren im Verfassungskampf erpicht sein mögen, mit Bibelsprüchen zur Ruhe, spricht von Joseph, der zu seinem Heil verkauft ward, und von der Obrigkeit, die von Gott verordnet, — und da einer der Jungen nicht nachgeben will und von Idealen redet und Menschenrechten, da fährt der alte Landschaftslöwe auf, schickt seinen Schreiber an die Lade, wo er die uralten Consulten säuberlich in Abschrift verwahrt, und läßt nachschlagen, wie in den Regentschaftsjahren nach 1737, als Karl Eugen noch unmündig war und das Parlament der Landschaft die größte Macht in Württemberg ausübte, binnen fünf Jahren gleichfalls außer Landes verkauft wurden: drei Regimenter Infanterie und eins Dragoner an den Kaiser nach Ungarn und Böhmen, die Kürassiere Maria Augusta aber und das Infanterieregiment Erbprinz an den König von Preußen, so daß die Schwaben hernach in den beiden Armeen im schlesischen Krieg aufeinander schießen konnten, ob sie wollten oder nicht — „denn das", lehrt der alte Landtagsmann den Grünschnabel, „das ist zu allen Zeiten landständische Politik gewesen, die Armee nicht zu groß werden zu lassen; ob nun damals der Bürger oder heute der Herzog die Soldaten verkauft, so lungern sie wenigstens nicht im Land herum und spielen die Hochnäsigen, die den ganzen Tag flanieren und die Ehrbarkeit vom Bürgersteig in den Rinnstein hinabstoßen; — werden die Kosten vom fremden Staat bezahlt, so kommt Geld ins Land, ist wichtiger als die unnützen Fresser, die im Ernstfall doch nichts taugen . . ."

— Ja, aber die Landesverteidigung . . .? — O, das ist Sache des Reichs, dazu hat der schwäbische Kreis sein Kontingent zu stellen, hat mit des Herzogs privaten Haustruppen nichts zu tun, — und woher sollte auch Gefahr kommen: der Türk ist weit hinausgeschoben, des Königs Majestät in Frankreich ist friedlich gesinnt und hat genug mit seinen eigenen

Landſtänden zu tun; — und ein Feldzug innerhalb des Heiligen Römiſchen Reichs? Der alte Preuße hat die Augen geſchloſſen, der Bayer iſt froh, ſeine Erbfolge in Ordnung gebracht zu haben, — es mag höchſtens einen kleinen Streit geben wie zwiſchen Gotha und Meiningen, die ſich nicht einig werden konnten, ob der Landhofmeiſterin oder der Oberjägermeiſterin der Vortritt gebühre, was ein großes Truppenaufgebot und viel Geld und einem Soldaten verſehentlich das Leben koſtete, — aber ſolche Weibergeſchichten werden Württemberg in keinen Krieg ſtürzen, der Karl Herzog iſt bei der Franzel in guten Händen . . .

Alſo fort mit dem Militär! — Und hat der Herzog die Sünde auf ſich genommen, die Leute zu verſchachern, ſo trifft's die Bürgerſchaft nicht weniger, daß ſie ihm nicht widerſprochen! — wer ſoll da noch einem armen Soldaten helfen, der durchaus nicht von ſeinem Mädel und ſeinem Heimatboden weg will?

O, man weiß widerbellige Charaktere zu zähmen in Württemberg, da gibt es ungeheizten Arreſt oder ſtundenlanges Stillſtehen im Winter, immer den Korporal mit dem Stock dahinter, da ſind freiwillige Helfer genug, die, um eine gute Nummer beim Feldwebel zu haben, gern mittun, die andern zu ducken und anzugeben, wenn einer raiſonniert; Zeit iſt genug bis zum Abmarſchtermin, da tun die harten Schläge ihre Wirkung, mit denen eine unwillig gepreßte Soldateska ſchließlich doch zu einem Ganzen zuſammengeſchmiedet wird, bis alle klein ſind und nur noch den Willen haben, der der ganzen Maſchine innewohnt, „rechtsum und linksum, zum Schuß macht Euch fertig, und Gewehr in Ruh . . .!" Und dann kann man verkünden, daß keiner gezwungen mitmarſchiert, ſondern von jedem liegt eine ſaubere Unterſchrift vor, daß er korrekt und ohne Zwang geworben ſei, und ſo kann

man es wagen, beim Abmarsch zu fordern, daß ein jeder, der nicht freiwillig hinausziehe, noch jetzt vortreten könne. Aber was aus den wenigen, die das taten, hernach geworden ist, als man sie aus Reih und Glied beiseite führte, — darüber hat man in den Chroniken nichts gelesen und wird wohl kein Mensch etwas erfahren; diejenigen, die erst über dem Rhein auf dem Marsch durch Frankreich massenhaft durchbrannten, werden klüger gewesen sein, sind aber alle dort unters Lilienbanner geworben worden, und wer auf die Art sein Leben nicht in Afrika verlor, hat's also nachher auf die andre in der Schlächterei der Revolution, und was danach kam, gleichfalls nicht sparen können ...

Vor der Front dieses bunten Haufens von Abenteurern, Elenden und dummen Teufeln aber stehen beim Marschappell im Ludwigsburger Schloßhof die Offiziere und legen nacheinander die Hand auf die gekreuzten württembergischen und oranischen Fahnen; auch sie sind genau so bunt gemischt wie ihre Leute: fröhlich steht der Kapf bei den Sechspfündern seiner Artillerie, neugierig auf ferne Länder und Abenteuer, daneben so mancher Hasardeur, Duellant oder Schuldenmacher, dem nichts anderes übrigblieb, dazu die ganzen unehelichen Söhne Karl Eugens, die Franquemonts und die Ostheims, weiter die Schillerbrüder fast ohne Ausnahme, der alte Czabelitzky auch, — keiner ist vergessen, der sich je als Fleisch und Blut oder als Gespenst wider den Herzog versündigte. Karl August Wolzogen steht da, denn er kann Mutter und Geschwistern nicht länger auf der Tasche liegen, — neben ihm Gaupp, der draußen wie der Vater sein Glück zu machen denkt, — und am rechten Flügel der Jägerkompanie Franzkarl Winckelmann, der sich lange laut verschwor, daß ihn kein Befehl vom Heimatboden wegbringen könne. Aber als ihm seine Dame aus ihrer Haft zu Schloß Grafen-

eck auf der Alb auf die ungezählten Botſchaften, die er mit allen Schlichen an ſie ſchickte, nie eine Antwort zuteil werden ließ, da hat auch er ſich gemeldet; ein friſcher Wind um die Naſe wird doch das beſte ſein! Nur der Scharffenſtein hat ſich geweigert wie ein Klotz, in Afrika zu dienen, da er als Soldat den franzöſiſchen Nachbarn ſeiner mömpelgardiſchen Heimat viel weniger traue als den Schwarzen, die ums Kapland hauſten.

Oberſt Lux, der vor dem Regiment hält und die huldvolle Anſprache des Herzogs hört, könnte ſich wohl freuen, da er all ſeine Ziele erreicht hat und wie ein Paſcha ſelbſtändig mit ſeinem Kriegsvolk in die Welt ziehen darf, — doch er macht ein Geſicht wie nach einem Eimer Reutlinger Wein, den man vom Elefanten aus den Beeren ſtampfen laſſen muß: denn beim Abſchiedsmahl vor drei Tagen, als mancher Major und Stabskapitän ſchon unter dem Tiſch lag, hat es in tiefer Nacht unter den Leutnants Späne gegeben, die Worte ſind locker geſeſſen beim Wein und die Klingen bald darauf auch, da haben ſie ſich bei Fackellicht drüben im Favorite-Park um Weibergeſchichten geſchlagen, und ſein Neffe Ernſt, der als Adjutant mitziehen ſollte, liegt mit einem tiefen Stich im Garniſonlazarett. „Das Leben wird's nicht koſten", haben die Ärzte geſagt, der Hoven und der andere alte Karlsſchüler, der Lieſching, der ſeine Praxis zu Münſingen an den Nagel gehängt hat, um als Regimentsarzt mit ans Kap zu ziehen, „aber mit Afrika iſt's aus, die Lunge wird die Seereiſe und das Klima nicht ertragen, auch wenn er davonkommt ..."

Nun, was ſchadet's dann, da der Karl Herzog huldreichſt verheißen hat, für den Verwundeten zu ſorgen und ſeine Beſtrebungen um die Hand des Fräuleins von Bernerdin tunlichſt zu fördern! Der Junge kann vielleicht ſein Glück machen auf dieſe Art, den Obriſten aber ärgert's, daß er ſich an einen

andern Adjutanten gewöhnen muß, den er ſich aus einer der Kompanien holt, wo dann wieder ein Offizier fehlt ...

Doch nein, die Lücke ſchließt ſich. Aus der Gruppe der Zurückbleibenden tritt ein Leutnant verſtohlen hinüber zu einem hübſchen dunklen Mädchen, das abſeits von der andächtigen Schar ſchluchzender Bürgersleute, als wolle ſie ſich das bunte Bild mit Maleraugen einprägen, an eine breite Kaſtanie gelehnt ſteht. „Ludowike", flüſtert er haſtig, „Du haſt mir Antwort zugeſagt: iſt dir der Schiller mehr als ich?" — Sie winkt ärgerlich ab: „Weißt du keinen beſſeren Augenblick? Sieh deine Kameraden! — weißt nicht, ob es das letztemal iſt!"

Der Leutnant Simanowitz iſt blaß vor Spannung und Entſchloſſenheit: „Eben deswegen, Ludowike — gib mir die Antwort, gib ſie mir auf der Stelle, du weißt nicht, was für mich daran hängt!" — Ludowike Reichenbach ſchüttelt ungeduldig den Lockenkopf: „Schiller würde jetzt nicht an ſich ſelbſt denken in der Stunde, da die Freunde über See ziehen ..."

„Schiller!" Damit weiß Simanowitz Beſcheid; und dagegen kann er nicht kämpfen; wenn's ein anderer wäre! — aber gegen den Freund, den er bewundert wie keinen! Und Ludowike Reichenbach iſt kein Menſchenkind, um das man wetteifert wie die Hirſche um die Kuh, ſie ſoll ſelbſt entſcheiden, und nun iſt das Los gefallen! —. Das Mädchen zuckt zuſammen, als es den heißen Kuß auf der Hand fühlt ... und ſchon iſt der Offizier verſchwunden. „Der tut ja, als ob er ſelbſt noch mitgehen wollte ...?" Doch ſchon ſieht ſie ihn drüben wieder neben Scharffenſtein auftauchen und iſt beruhigt: dort ſtehen die, die daheim bleiben. Sie ſchaut wieder nach den Reihen der Kapleute hinüber, es gibt ja noch ſoviel Namen zu nennen, den zur Abſchiedsfeier herübergekommenen Stuttgarter Ver-

wandten zu erläutern, ſo manchem nochmals zuzuwinken, — ſie hat ja alle gekannt, die Schillerbrüder zumal, mit denen der weit entfernte Jugendgeſpiele ſo oft im Reichenbachſchen Haus zu einem Glas Moſt oder einem Spiel eingefallen war ... Sie weiß nicht, daß Hans Simanowitz nur raſch ſeinen nächſten Freunden noch einmal die Hand gedrückt hat und, während vor aller Augen der Karl Herzog die Front abreitet, beim Oberſtleutnant Knecht an der Stelle, wo durch den Ausfall des jungen Lux ſeit drei Tagen ein Offizier vakant gemeldet iſt, ſeinen Namen in die Liſten ſchreibt, während ſein Burſche hinten bei der Bagage die für dieſen Entſchluß ſchon im voraus gepackten Sachen auf den Packwagen ſchmeißt, und daß er ſich in kürzeſter Friſt bei den Abrückenden einreihen wird. Ludowike ſchaut, wie alle die Tauſende, nur nach dem Regiment hinüber ...

Einen Augenblick verhält Karl Eugen ſein Roß, als er den Winckelmann bei den Jägern ſtehen ſieht. „Da gehſt du nun doch!“ ſagt ſein triumphierender Blick; die Luiſe wird ſchon mürbe werden eines Tags, Grafeneck iſt in guter Hut, die Liebestauben ſind alleſamt abgefangen, und eines Tages wird ſie lieber den andern nehmen als gar keinen! Der Herzog lächelt ſpöttiſch: er ahnt, warum die Burſchen ſich duelliert haben, unmittelbar nachdem er huldreich dem Ernſt Lux zugeredet, die verheißene Braut bleibe ihm gewiß, auch wenn er ſich noch in der Welt umſehen wolle, — einer der Schillerbrüder muß zugehört haben, eine Stunde ſpäter ſtanden ſie ſich ſchon mit dem Degen gegenüber; — Karl Eugen wird nicht nachforſchen: mag der Winckelmann nach dem Pfefferland ziehen! Da er durch ſeinen guten Degenſtich den Lux zum Verbleiben in der Heimat gezwungen, wird dem Herzog die Eheſtiftung nur um ſo ſchneller gelingen! Noch einmal faßt Karl Eugen den Leutnant ins Auge. Der ſieht ſtarr durch

ihn hindurch: die Luiſe hat nie geantwortet, nach dem Duell war nur noch die Wahl zwiſchen Asperg und Afrika, alſo fort in die Ferne, das Mädel iſt ja doch verloren, Gott mag's ſchlichten —! Zufrieden klopft Karl Eugen ſeinem Schimmel auf den Hals und reitet wieder vor die Front zurück.

Jetzt ſprengt Oberſt Lux vor und bittet um Erlaubnis für das Kommando. Die Trommeln wirbeln, die Truppe nimmt Feldzeichen und Gewehr auf, dann ſchwenken die Kompanien ein zur Marſchkolonne auf die Eglosheimer Chauſſee, wo der Weg unterm Asperg vorüber nach Baden führt, durch Frankreich nach Holland an die See und von da weiter „über Land und Meer ins heiße Afrika . . .". In aller Mund iſt es, das Abſchiedslied, das die vorderſten jetzt anſtimmen — dem Schubart hat es heute die Freiheit verſchafft, zehnjährige Feſtungshaft hat ihn mürbgemacht, nun iſt er dem Herzog gehorſam und hat auf Sereniſſimi Wunſch den Reiſeſegen gedichtet: „Auf, auf, ihr Brüder und ſeid ſtark, der Abſchiedstag iſt da . . ." Fahr wohl, Heimat, Jugendliebe, Elternhaus! — um fünfundſechzigtauſend Gulden im Jahre — lebet wohl! Alles um den einen Mann, der da auf ſeinem Schimmel ſitzt und den vorbeimarſchierenden Reihen nachſtarrt, bis der letzte Helmbuſch unter den hohen Linden der Allee verſchwunden iſt . . .

Noch hält Karl Eugen allein auf dem Revueplatz vor allem Volk; Schluchzen und Tränen, wohin er ſchaut; ſein Gefolge hat weit hinter ihm Aufſtellung genommen, als wollten ſie den Abſtand wahren von ihm und ſeiner Tat. Haben ſie nicht dazu geraten?! Der Herzog fährt wild auf, die vorderſten Bürger weichen ſcheu zur Seite, als er den Schimmel wendet. Durch eine breite Gaſſe reitet Karl Eugen langſamen Schrittes aus der Mitte ſeines Volkes in ſein ödes Schloß zurück.

6.

In der Hafenſchenke zur „vlamſchen Vierkleur“ zu Vliſſingen ging es an dem letzten Tage, da die Württemberger an Land lagen, mehr als unfeierlich zu. Wer da von der Straße aus, dem wilden Gejohle folgend, Einlaß ſuchte, vermochte in der niederen getäfelten Stube im Qualm aus einem Dutzend langer Holländerpfeifen faſt nichts zu erkennen und mochte leichter nach dem Gehör als mit den Augen ſeinen Mann entdecken, ſo ſchrie und tobte und wetterte das durcheinander. Der Mindelheimer Kapf führte wieder das große Wort.

„Für ein Naſenwaſſer hat man uns verkauft!“ ſchrie er. „Wenn mich der Herzog nicht auslöſt, kann ich von hier mit meinen Schulden als Lump entlaufen; des Herzogs Räte hätten wohl wiſſen können, daß man hierzulande für den Gulden nur halb ſoviel bekommt wie zu Ludwigsburg — um dieſen Schandlohn hätten wir können zu Württemberg bleiben.“

„Bleib' im Lande und nähr' dich redlich, iſt ein gutes Wort“, ſpottete Simanowitz, „konnteſt dir doch gar nicht genug tun unterwegs, Deſerteure zu fangen und das Lager zu bewachen, damit keiner auskomme von den armen Teufeln, — biſt für beſonderen Eifer außer der Reihe Stabskapitän geworden, — nun ſpürſt du doch auch, warum die Burſchen keine Luſt auf Afrika hatten, — du biſt der Letzte, der's merkt.“

„Biſt nur neidiſch auf meine Kapitänslitzen“, ſchalt der Kapf gereizt zurück, „hätteſt gern zu Hauſe bleiben mögen! — ich an deiner Stelle hätte deinem Mädel ſchon den Katechismus beigebracht, und wenn ſie zehnmal den Schiller im Kopf hat —.“

„Kameraden, keinen Streit!“ rief Wolzogen energiſch und

drückte den wutsprühenden Simanowitz energisch auf den Stuhl zurück. „Morgen ist der letzte Tag, wollt ihr euch wirklich nur zanken bis auf Nimmerwiedersehen? — Wer weiß, wie uns die Seefahrt glückt!"

„... und wie man aufeinander angewiesen ist in dem engen Schiff, wochenlang zusammengepfercht, da tut Freundschaft doppelt not!" ergänzte der seebefahrene Gaupp. „Am selben Tisch, ewig aufs gleiche Zimmer, fast auf den gleichen Napf angewiesen, das ist anders als eine schwäbische Garnison, wo man ausziehen kann, wenn einem das Schnarchen des Bubengenossen nicht gefällt ..."

„Wenn mein Schlafbursche schnarcht, hau ich ihm das Nasenbein zusammen", bramarbasierte Kapf.

„Hat sich noch keiner gefunden, der mit dir zusammenziehen möchte", warf Wolzogen trocken hin. Das schallende Gelächter der andern verdeckte nur schwach die bittere Wahrheit: er hatte auf dem kurzen Weg in der Fremde gar sehr an Kameradschaft verloren, der rauhe Mindelheimer. Die Unbeständigkeit, mit der er sich rasch an jedem Platz Freunde machte, in Saus und Braus lebte und beim Weitermarsch Tränen und Schulden zurückließ, hatte bei den Freunden nicht viel Beifall gefunden, noch weniger aber der Eifer, mit dem er sich im Dienst der Kompanie betätigt und bei jeder Gelegenheit den Spürhund gegen Deserteure gemacht hatte, während die andern Kameraden von der Schillerbude wie auf stillschweigende Vereinbarung keinem nachliefen, der sich seinen Galgen auf anderen Wegen suchte ...

Der grobe Klotz sah mit verglasten Augen im Kreise herum, als das Gelächter verhallt war; in seinem benebelten Gehirn haftete trotz des scharfen Zechens das Bewußtsein der Isolierung, das ihn erst recht in Trotz und Schlemmerei hineingetrieben hatte: Was? keiner wollte mit ihm zu tun haben?

keiner — mit ihm, mit dem Friedrich Schiller das Quartier geteilt?!! War er nicht bei jeder Gelegenheit der beſte? Der Winckelmann mußte es bezeugen! — wo ſaß der denn wieder, beim Kuckuck, der Eigenbrötler? Kapf drehte ſich mit dem Stuhl herum, daß er bei der jähen Schwenkung ſchier das Gleichgewicht verlor, dann ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Splitter der langen Porzellanpfeife umherſtoben: „Wo du ſteckſt, Winkel-menſch!! Und was du da rechneſt, will ich wiſſen! Und warum du tuſt, als ob du gar nicht zu uns gehörſt? Mithalten ſollſt du!“ ſchrie er den Kameraden an, der drüben am Schanktiſch die Kreide ergriffen und ſich, vom Gelage der Kameraden unberührt, an einer großen Tiſchplatte ans Rechnen gemacht hatte.

Jetzt drehte ſich der Angerufene gemächlich um: „Die Kreide iſt zu mehr nutz, als deine Schulden zu buchen: — ich rechne holländiſche Kurſe für meine Kameraden, die da brüllen wie's liebe Vieh.“

Voll böſer Erwartung ſahen ſie ihn an: es hatte Tage gegeben, wo er keine hundert Worte geſprochen hatte auf dem Marſch hierher, hatte niemals ſeine verlorene Liebe erwähnt und mit keinem den Becher geſchwungen, weder im kleinen Kreiſe der alten Bruderſchaft noch bei den großen Banketten, die von den Garniſonen zu Nanzig und Lille den durchmarſchierenden ſchwäbiſchen Kameraden gegeben worden waren; — ein wortkarger, pflichterfüllter Offizier war aus dem frohen Hofleutnant geworden, faſt wie ein Preuße, — nur um ſeinen Dienſt hatte er ſich gekümmert und um ſeine Leute, die ihm anhingen wie einem Heiligen neben all den Prüglern und Fluchmäulern, die ſonſt über ſie geſetzt waren; — wenn er jetzt etwas zu verkünden hatte, mußte es gründlich ſein, aber ſchwerlich etwas Gutes!

„Die paar Gulden hin oder her, die das Leben in Vliſſin-

gen teurer iſt, ſind ein Pappenſtiel gegen den Rieſenſchwindel, der unſer in Afrika harrt", begann er langſam. „Der Reichstaler, nach dem der Holländer rechnet, wird im Kapland zu einem ſchlechteren Kurs gezahlt als hierzuland. Ihr ſeid dadurch, ſowie wir die Kolonialwährung nehmen müſſen, um den vierten Teil eures Soldes ärmer ..."

„Dazu koſtet alles das Doppelte als bei uns daheim ..." — „Alſo glatt um die Hälfte beſchummelt!" — „Das nennt man ein Geſchäft!" — „Eine E d l e Kompanie!" — ging es durcheinander — „Herr des Himmels, wie konnte unſer Herzog das machen!"

„Unſer Herr wird ſo bezahlt, wie das Geld in Europa kurſiert", erklärte Winckelmann mit bitterer Sachlichkeit, „ob wir über See fünfzehn oder zwanzig Stüber für den Rixdaler bekommen, kann i h m gleichgültig ſein ..."

„Er wird's nicht gewußt haben", wandte Friedrich Franquemont ſchüchtern ein, der ſeinen Erzeuger in dieſem furchtbaren Handel doch in Schutz zu nehmen ſuchte.

Winckelmann brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. „Ich ſprach den holländiſchen Unterhändler, den Knecht; der hat, obwohl es den Intereſſen ſeiner Handelsherren zuwiderlief, dem Herzog aus Mitleid angeraten, eine Klauſel in den Vertrag aufzunehmen, durch die wir drüben mit den Geldkurſen menſchenwürdiger geſtellt worden wären. Aber davon wollte der Karl Herzog nichts wiſſen: ‚Was nicht in meine Schatulle geht, kümmert mich nicht ...' hieß es."

Sie ſahen ſich betroffen an. Alle Lockungen des Auslandsdienſtes, fremde Länder zu ſehen um beſſeren Sold als die nie bezahlten Ludwigsburger Hungergehälter, alle Luftſchlöſſer gerieten ins Wanken; der letzte Zauber des Unbekannten wich: um ein Spottgeld verkauft ſaßen ſie wehrlos im fremden Land. Nur der Gaupp ſah einen Hoffnungsſchimmer: „Die ſchweize-

riſchen Soldregimenter der Handelskompanie können einen Teil ihrer Löhnung zu Amſterdam ſtehenlaſſen, den bekommen ſie dann bei der Heimkehr in gutem europäiſchen Kurſe bezahlt, — das können auch wir verlangen."

Winckelmann preßte die Lippen zuſammen. „Nein", ſagte er mit ſchwerer Betonung. „Wißt ihr, was der dreiſte holländiſche ‚Bewindhebber' — der zu befinden hat über unſer Schickſal — dem Oberſt auf dieſen Wunſch zur Antwort gab? ‚Was Schweizern gewährt wird', ſprach der Seelenverkäufer, ‚gilt für Ihr Regiment nicht, denn ihr ſeid ja bloß Deutſche!'"

„Bloß Deutſche!" — wie das brannte! Unterwegs hatte man ſie noch mit Achtung behandelt als Truppe eines europäiſchen Souveräns, — jetzt, hier am Hafen zur Ferne, gab es nur noch einen Unterſchied: „Schweizer" waren freie Leute, die aus eigenem Entſchluß in die Welt gingen, in aller Herren Länder geſucht und gut bezahlt wurden; — „Deutſche" aber, das war Herdenvieh einiger böſer Herren, die mal hier mal da in der Klemme ſteckten und dann ein paar tauſend Untertanen verſilberten — und gegen den einzigen, der dem deutſchen Namen eine andere Achtung hätte ſchaffen können, gegen den gewaltigen Brandenburger, waren ſie gleich Todfeinden zu Felde gezogen, hatten aber ſchmählich das Feld räumen müſſen; — das war's, was man von den Deutſchen zu halten hatte auf dem Kurszettel des Soldatengeſchäfts, darum brauchte man ihnen kein Stüberlein mehr einzuräumen als ihr erlauchter Verkäufer verlangte; und der hatte nur aufs bare Geld für ſich ſelbſt geſehen, nicht auf den Soldkurs für ſeine Leute.

Winckelmanns Eröffnung löſte eine wilde Raſerei unter den Halbtrunkenen aus. Kapf hatte den Säbel zur Hand genommen und rannte fuchtelnd in der Stube auf und ab — krach, ratſch, krach! — einen nach dem andern hatte er die

langweilig blauweißen Delfter Teller von der Wand gefegt, als könne er damit das ganze Holland und seine Handelskompanie zu Boden schmettern; Wolzogen und Simanowitz drehten in gekünstelter Ruhe die Becher zwischen den Fingern, Gaupp kaute ärgerlich auf seinem Pfeifenrohr, ohne das rechte Wort zu finden, — am untersten Ende des Tisches saß der alte Czabelitzky und starrte auf die Platte: „Ich hatte gedacht, vom Sold meinen Kindern etwas heimschicken zu können . . .“ murmelte er; die Tränen liefen ihm über die Wangen; wozu nun die Plackerei, die ihn mit seinen sechzig Jahren schon unterwegs bis hierher schier ins Grab gebracht? Er würde die Strapazen der Seefahrt nicht überstehen, jetzt nicht mehr, wo ihm der letzte Sinn seines Dienens und seiner Beteiligung an dieser verzweifelten Fahrt genommen war.

Kapf war von seiner Zerstörungswut zu sich gekommen, als der letzte Teller am Boden lag. „Der heult da!“ schrie er mitleidlos, auf den Alten zeigend. „Und ihr sitzt da wie die Olgötzen! Auf, seid Kerle! Schlagt Allarm! Wir weigern uns, zu Schiff zu gehen, — wir ziehen nach Ludwigsburg und drehen dem Wolffskehl, dem Nicolai und dem Kniestedt den Kragen um!“

„Und dem Karl Herzog selbst!“ schrie Koseritz.

„Dem auch!“ brüllte der Trunkene. „Und vorher muß er uns verraten, wo er dem Winckelmann sein Liebchen versteckt hat . . .“

Er verstummte jäh vor der grimmigen Gebärde, mit der ihm der Kamerad auf diesen Verrat seines Geheimnisses antwortete; mochte auch der eine oder andere erfahren haben, wer die verschwundene Luise Bernerdin geliebt und den Ernst von Lux im Favoritepark niedergestochen hatte, — darum brauchte es noch lange nicht hier in dem johlenden Haufen herumgeschrien werden, der heute wider die Obrigkeit tobte und sich doch morgen

wieder wegen einer Kompanieführer- oder Adjutantenſtelle um die Gunſt des Obriſten drängen würde! Und wenn Oberſt Lux genau erfuhr, was er vielleicht unklar ahnen mochte, ſo war dem Duellanten das erſte Urias-Kommando ſicher, wo ein Kaffernſpieß mit all den alten Geſchichten aufräumen konnte; auch das war dem Leutnant Winckelmann egal, wie alles, was ihn jenſeits der See erwartete, — aber dieſer beſoffene Stier ſollte nicht auf den alten Wunden herumtrampeln!

Wolzogen griff hilfreich ein: „Bin nur neugierig, unter welcher Parole ihr gegen den Karl Herzog losgehen wollt!“ ſpottete er. Der Goliath ging ihm ſofort ins Garn: „Sieht man wieder die intelligenten Herren?“ ſchrie er entrüſtet, „die vor lauter Geiſt und Bedenken ſich nicht zurechtfinden; bei jeder Gelegenheit führt ihr euren Schiller im Munde, habt die ‚Räuber‘ unter dem Kopfkiſſen und ſucht nun eine Parole? ‚Freiheit!‘ — ‚Räuber und Mordbrenner‘ wäre noch beſſer, — ganz und gar muß aufgeräumt werden!“

„Menſch, es iſt Kriegsrecht hier im Lande!“ warnte Wolzogen. Kapf lachte höhniſch: „Da hat man den wahren Helden! Was gehen uns die Händel der holländiſchen Demokraten mit ihrem Erbſtatthalter von Oranien und ſeiner hochnäſigen Frau an?“

„Da die Erbſtatthalterin nun mal als preußiſche Prinzeß geboren iſt und ihr Heimatland ſeine Macht für ihr Anſehen eingeſetzt hat, mußt du dich wohl auch damit abfinden, daß hier preußiſche Straßenpatrouillen gehen und jeden einſperren, der auf den Gaſſen ‚Freiheit‘ ſchreit — ob du nun als verkaufter Schwabe oder als Parteigänger der Revolution gebrüllt haſt. Nehmen ſie dich hier in Haft, ſo kommſt du nicht aus dem Schuldturm heraus, und deine Kapitänsſtelle biſt du auch los!“ redete Gaupp beſchwichtigend auf ihn ein.

Noch wollte es der Riese im Eigensinn der Betrunkenheit nicht wahrhaben, daß irgendwer dazwischen treten könne, wenn er wider Karl von Württemberg wegen ungünstigen Soldkurses Krieg führen wolle, — aber auch er verstummte, als die Tür aufgerissen ward und ein preußischer Jägerhauptmann über die Schwelle trat, zwei seiner Leute hinter sich, durch das blanke Brustschild als Offizier vom Ordnungsdienst ausgewiesen. Mit verächtlichem Lächeln maß er die regellose Tafelrunde, die Scherben auf dem Boden: „Der Wirt hat mich zu Hilfe gerufen, weil hier Räuber oder Demokraten ihr Stelldichein hätten", begann er schneidend, „ich bitte, die Störung zu verzeihen, sehe erst jetzt, daß es sich um ein Liebesmahl der Herren Württemberger handelt . . . darf ich empfehlen, daß sich die Herrn um ihre Soldaten kümmern? An Bord randalieren sie wie die Paviane, — es grenzt an Meuterei . . ."

Wolzogen und Gaupp erhoben sich hastig. „Aufbruch!" mahnten sie die langsameren Kameraden. „Zu Schiff! Wir müssen uns ja vor dem Preußen schämen!" drängten sie vor allem den Mindelheimer, der sich's trotzig wieder auf seinem Stuhl bequem gemacht hatte.

„Vor dem Preußen?" lallte er. „Kommt . . . gar . . nicht . . in Frage . . . nicht in Frage, verstanden? Die haben hier gar nichts verloren! — was geht's euch an, wenn die Holländer nach der Erbstatthalterin mit faulen Eiern schmeißen . . .! faule Eier, haha! Hätte dem Karl Herzog auch gut getan . . ."

Der preußische Jägerhauptmann stieß die Degenscheide klirrend gegen den Boden: „Meine Herren, sorgen Sie für Ihren Kameraden! Die Frau Erbstatthalterin ist die Nichte Friedrichs des Großen — jeder preußische Offizier wird für sie eintreten, wenn hier unflätig geredet wird . . ."

„Ja, Preußen läßt mit seinen Leuten nicht umgehen wie mit einem Stück Mist, — das kann man nur mit uns Württembergern machen!“ flüsterte Wolzogen dem Kapf zu, um den Raufbold abzulenken; doch der, wenn ihm einmal die Gedankenschärfe abhanden gekommen war, sah nur noch darauf, ob einer mit ihm anbinden wolle oder nicht, und der lange Preuße mit dem hageren, von der Tropensonne verbrannten Gesicht, aus dem zwei klare Blauaugen herausfordernd den Trunkenen anblitzten, schien gerade der Rechte zu sein. „Wo stehn Sie mir zur Verfügung, Herr . .?“ schrie er.

„Yorck!“ nannte sich der. „Sie irren sich: ich schlage mich nicht mit Betrunkenen und zumal nicht im Dienst; ich kann Ihnen heute nacht nicht dienen, — morgen aber lichtet Ihr Schiff die Anker nach Afrika . . .“

„Oho, ausweichen gilt nicht!“ brüllte Kapf gleich einem Gewaltigen. Aber Kapf, der große Kapf verstummte, trat sogar einen halben Schritt zurück und griff mit der Linken hinter sich, um an dem Eichentisch eine Stütze zu finden, als der Fremde mit den unheimlichen harten Augen dicht vor ihn hintrat: „Ich werde Ihm stehen noch über Jahr und Tag, wenn Er wiederkehrt; seine Satisfaktion entgeht Ihm nicht . . . aber — Er wird nicht zurückkommen!“ Sprach's und wandte dem Verdutzten den Rücken, dann trat er rasch auf Winckelmann zu, der, mit gekreuzten Armen am Kamin lehnend, der sonderbaren Szene gefolgt war. „Herr Kamerad führt die Jäger?“ begann er in seiner knappen Sprechweise. „Die beste Truppe Ihres Regiments!, — darum ein Wort im Vertrauen: schaff Er seine Herren zu Schiff, der Skandal ist riesengroß und macht dem deutschen Namen wenig Ehre!“

Winckelmann zuckte die Achseln. „Von Ehre ist blutwenig die Rede: die Leute sehen sich schändlich um ihr Recht betrogen.“

Der preußische Hauptmann Yorck verzog kaum den Mund. „Für den Soldaten gibt es kein Recht außer der Disziplin! Auch ich habe früher anders gedacht, warf einst meinem Oberst das Sponton vor die Füße, weil er im Kriege unrecht Gut genommen hatte. Aber der Alte Fritz hat mich dafür aus dem Dienst gejagt, weil die Disziplin verletzt sei, — gnädig war's nicht, und doch hab' ich gelernt, daß der Alte recht hatte."

„Er hat Sie wieder aufgenommen?" fragte Franquemont dazwischen, dem das Soldatenwesen im Blut steckte und der nie genug hören konnte vom Großen König und von Feldzügen in aller Welt. Der preußische Kapitän schüttelte den Kopf: „Der Alte? Nein — ich mochte betteln und flehen; jetzt, sein Nachfolger hat's gutgemacht wie so manches, wo der Oheim zu hart war; und doch, nur s e i n e m Namen dient noch heute jeder in der preußischen Armee. Ihr armen Schlucker habt ja nicht einmal, wofür ihr euch schlagen könntet!" schloß er mitleidig.

„Sie waren draußen in holländischem Dienst?" forschte Winckelmann. „Wie sollen wir Ihre Prophezeihung deuten?"

Der Preuße warf einen raschen Blick auf den großen Schreier, der seit der bösen Voraussage stumpf, als verstünde er nicht, was ihm geschehen, am Tisch sitzengeblieben war und ins leere Glas starrte. „Maßlos im Guten im Bösen", erklärte er kurz, „die Art verbraucht sich draußen am schnellsten — zumal wenn ihr in die bösen Gegenden kommt. Enthält euer Kontrakt, was die Schweizer sich stets säuberlich ausbedingen: daß man euch nicht in die ungesunden Landstriche verlegen darf?"

„Das . . das steht freilich nicht im Vertrag", rief Franquemont bestürzt. Der Hauptmann Yorck nickte ernst. „Dachte es wohl: das ist schlimmer als der Reichstalerkurs. Java ist

das Grab der Menſchheit, — laßt ihr euch dorthin ſchaffen von der Edlen Kompanie, ſo ſeid ihr für dieſe Welt erledigt . . Gott mög's zum Beſſeren wenden!" Dann nahm er den Degen auf. „Mein Dienſt! Ein Hetzer hat ſich hier verſteckt, war Rädelsführer bei dem Angriff auf die Erbſtatthalterin, — er ſoll ſehen, was es heißt, ſich an einer Preußin zu vergreifen!" Mit kurzem Gruß ſchritt er klirrend aus der Tür.

„Da ſeht ihr, wie Preußen für ſeine Ehre einſteht — das hat der Alte Fritz geſchaffen! Wir aber ſind arme Nullen . .", ſtellte Gaupp mißmutig feſt.

„Ein Kerl wie Eiſen, hat den Teufel im Leib", brummte Franquemont hinter dem Hauptmann Yorck drein. „Der erſte, an dem unſer langer Kapf ſeinen Meiſter fand!" Der mochte fühlen, daß er nicht die rühmliche Rolle geſpielt hatte, die er ſonſt am Tiſch der Kameraden mit dem Wort zu führen pflegte; auslachen ſollten ſie ihn nicht, ſollten doch ſehen, daß er nicht ſo leicht aus dem Konzept zu bringen war, daß die Drohung der Zukunft ihn noch lange nicht lähmen konnte . . „Wer geht mit zum Mädchen?" rief er, als er den Degengurt umſchnallte.

„Menſch, tritt kurz!" warnte Wolzogen. „. . . wir müſſen gemeinſam zum Schiff mit dem gleichen Paſſierſchein", erinnerte Winckelmann.

Aber der Mindelheimer war nicht zu bändigen; war er heute mit ſeiner Raufluſt an die falſche Adreſſe geraten, ſo wollte er auf dem andern Gebiet, das dem Bramarbas wohl anſteht, um ſo weniger zurückſtehen: „Menſch, monatelanger Seetransport und kein Mädchen!"

„Schäm dich! Willſt ein Vorbild deiner Leute ſein, die's auch nicht beſſer haben . ." zürnte Winckelmann.

„Pfeif' aufs Vorbild, heute will ich noch mal was haben, weiß der Kuckuck, wann man wieder dazu kommt! Der Preuße

hat mir's vorausgeſagt; — wenn er nun recht hätte — und du hätteſt mir dieſe letzte Stunde hier verpfuſcht, Winckelmännchen?" begann er wieder, zwiſchen Toben und Betteln abwechſelnd. Sie waren an der „Naſſauiſchen Gracht" angekommen, von der ſie die Lichter der draußen liegenden Schiffe ſehen konnten; hundert Schritte landeinwärts lockte Kapfs altes Quartier. Winckelmann packte den Ungebärdigen mit feſtem Griff am Arm. „Du kommſt mit!" befahl er mit ſchlecht verhehlter Ungeduld; aber der Rieſe war bockbeinig wie ein dreijähriger Hengſt . . .

„Das iſt deine Dankbarkeit?" ſchrie er. „Hals und Kragen hab' ich für dich riskiert, mit den Geiſtern der Verſtorbenen Schindluder getrieben, alles damit du dein Mädchen ſehen konnteſt! — und jetzt, umgekehrt — das nennt ſich Kameradſchaft . . ." — Noch lockerte Winckelmann den Griff nicht. „Eins kann ich dir ſagen", ziſchte er dem Tobenden ins Ohr. „Niemals hätte ich deine Hilfe angenommen, wenn ich gewußt hätte, wie wenig du das Maul halten kannſt! Lauf in drei Teufels Namen deinem Menſch zu! — Aber zum Entgelt ſchwör', daß wir quitt ſind allezeit, daß du mich nie mehr an Dank erinnern wirſt, ſo wenig wie ich ihn heute von dir verlange . . ."

Der Goliath, da er ſich frei fühlte, zauderte noch, ob er nicht doch lieber die Freundeshand ergreifen ſolle; aber ſein Eigenſinn war ſtärker; er wandte ſich und ſtolzierte mit gewollt feſtem Schritt, die Hand auf dem Degenkorb, gleich einem Pfau mit hallenden Sporen in die dunkle Seitengaſſe . . ihn würden ſie doch immer wieder brauchen, ihn den Großen, Starken, den Helfer in allen Nöten — trotz der dummen Weiber daheim. Ach was! Jetzt ſollten ihm alle gewogen bleiben — nicht zu weit rechts und nicht zu weit links . . . er verſchwand im Schatten der kleinen Häuſer.

Verſtimmt gingen die Freunde auf dem dunklen Weg zur Hafenwache weiter; der größere Trupp war während ihres Hin- und Herredens mit dem widerſpenſtigen Trunkenbold vorausgegangen, hatte ſich untergehakt und wieder einmal das Kaplied angeſtimmt, das ſeit dem Abmarſch von der Heimat jedes Zechgelage beſchloß; mächtig hallte das Gegröhl zu der Flotte aufs Meer hinaus: „Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark . .“

„Jetzt hätte der Karl Herzog den größten Triumph“, begann Gaupp. „Was ihm daheim nie glücken wollte: die Eintracht der Schillerbrüder iſt geſprengt.“

Winckelmann ſeufzte. „Wenn's euch leid tut, müßt ihr wählen: ich kann's nicht mehr ertragen, wie er bei jeder Gelegenheit gleich einem Elefanten auf alten Wunden herumtrampelt, kann nichts dafür, daß ich ſolche Geſchichten nicht ſchneller verwinde, — dazu ewig dieſer Anſpruch auf Dankbarkeit, den er mit Zins und Zinſeszinſen eintreiben möchte . .“

„Darin iſt er Karls rechter Schüler“, ſpottete Gaupp, „die Art hat er dem Herzog ſelbſt abgeguckt.“

Wolzogen drückte dem Kameraden die Hand: „Laß dich's nicht anfechten: die Fremde zeigt die Menſchen anders als im engen heimatlichen Rahmen; wie er den miles gloriosus ſpielt, dazu in jeder Hafenſchenke auftritt, als ſei er mit Kroaten zur Schule gegangen und nicht mit kultivierten Offizieren! — laßt ihn laufen, es mußte wohl ſein!!“

„Und darum können wir nun womöglich die Nacht am Kai verbringen, unſer Paß lautet auf zwölf und der Kapf iſt nicht dabei; die Wachen ſind hölliſch ſcharf mit ihrer Demokratenriecherei“, erinnerte Gaupp. Aber als die drei ihre Kameraden am Schlagbaum der Torwache einholten, fanden ſie alles geordnet:

„. . zehn . . elf . .zwölf Herren", zählte der Posten, „es ist gut . . passiert!" Die Freunde sahen einander stumm an: so glatt? Hatte auch die Wache getrunken? — aber nicht doch: als sie jetzt das Beiboot ihrer Fregatte heranpfiffen, blieb kein Zweifel mehr, daß sie komplett waren . . . „Hören Sie, Winckelmann — ich bin doch nicht so besoffen", flüsterte der alte Czabelitzky. „aber der da, im dunklen Mantel, der gehört nicht zu uns . . . auf einmal war er da und der Posten hat ihn nicht belästigt, — der bringt Unglück . .", den alten Mann hätte es nicht mehr gewundert, wenn sich der Gottseibeiuns höchstselbst in der Schaluppe eingestellt hätte, seine künftigen Gäste zu besehen . . .

Winckelmann drängte sich unauffällig neben die unbekannte Gestalt. „Wir gehen zu Schiff, mein Herr, — für blinde Passagiere ist keine Möglichkeit, unentdeckt zu bleiben . ." flüsterte er streng.

„Wenn ich nur von diesem Festland wegkomme, — ich werde Ihnen nicht lange zur Last fallen", gab der Fremde vorsichtig zurück.

„Sie werden von den Oraniern und Preußen gesucht?"

Der Fremde nickte. „Ich bin Hermann Willem Daendels, der Advokat."

Dem Jägeroffizier entfuhr ein Ausruf der Überraschung. „Der die Revolte im Haag leitete . .?"

„. . gegen das Weiberregiment der Preußin", ergänzte der Demokratenführer hitzig. „Die Rechnung ist noch nicht beglichen: wegen eines Straßenkrawalls das Heer ihres Herrn Bruders in unser friedliches Land zu ziehen, — ehrbare Bürger ins Gefängnis zu werfen, — den Korporalstock in unsrer freien Republik regieren zu lassen, als ob es kein Menschenrecht gäbe . . !"

„Menſchenrecht?“ ſpottete Franzkarl von Winckelmann, „Sie ſehen um ſich die Beweisſtücke, wie hoch das in Holland im Kurs ſteht: holländiſche Käufer haben uns erſchachert, holländiſchen Beſitz ſollen wir drüben behüten, wo aus Eurem Lande ſelbſt kein einziger zur Waffe greift . . .!“

Hermann Willem Daendels zuckte die Achſeln: „Warum ſoll's der Holländer tun, wenn ſich fremde Kräfte um billiges Geld finden? — Wollt Ihr uns vorwerfen, daß man nimmt, was Euer Landesherr ſo leicht hergibt? — Hättet Euch ja wehren können.“

„Wie weit man damit kommt, habt Ihr ja ſelbſt geſehen“, gab der Offizier zurück: „Ein paar Freiſcharen habt Ihr gegründet, jetzt müßt Ihr Euer Haupt bergen vor der militäriſchen Maſchine, die mit den Fürſten iſt . .“

„. . und immer ſein wird?“ fragte der Volksmann kühl dagegen. Winckelmann hob gleichgültig die Schultern: „Wer will's ändern?“

„Wir!“ rief der Holländer feurig; von den Kameraden, die zum Teil ſchon das Boot beſtiegen hatten, ſchauten einige erſtaunt herüber; doch der Seewind pfiff durch die dunkle Nacht, und die ſchweren Köpfe hatten genug gedacht für heute, — wäre geſcheiter von Winckelmann, einzuſteigen, damit man in die Koje kam!

Der Jägeroffizier ſchob den Fremden ins Boot. „Eilen Sie ſich und wecken Sie keinen Verdacht!“ drängte er; doch der Zukunftsglaube des ſeltſamen Flüchtlings hatte ſeine Neugier geweckt: „Wie können Sie, in dieſer Stunde des Mißerfolgs, jemals hoffen, die großen Dynaſtien und ihre Macht zu ſtürzen?“

„Ich bin nicht allein“, rief der Revolutionär, „das Volk wird ſich wieder erheben und immer wieder: in Belgien gärt es

gegen den Österreicher, ganz Frankreich murrt. Euer Deutschland seufzt unterm Druck seiner hundert Tyrannen, die preußische Maschine läuft ohne Sinn noch den gleichen Gang, obwohl der große Mann geschieden ist, der sie allein zu bedienen verstand; — lassen Sie es so fortgehen! Sie werden es noch erleben —."

Wenige Ruderschläge trennten sie noch von dem dunkel aus dem Wasser ragenden Rumpf der Fregatte; der Auflauf der enttäuschten Söldner schien sich gelegt zu haben, schwer und sicher hallten die Schritte der Doppelposten über das Deck, nur gedämpft und schwermütig klangen aus der Tiefe des massigen Baues sehnsüchtige schwäbische Heimatlieder dem nahen Lande zu. Es mochten die unglücklicheren Naturen unter den Verkauften sein, die es nicht verstanden hatten, mit einem scharfen Trunk den letzten Tag leichter vergehen zu lassen.

Franzkarl von Winckelmann faßte einen raschen Entschluß: „Sie sollen in meiner Kajüte Unterkunft finden, bis . . . wie lange gedachten Sie unsre Fahrt mitzumachen?"

Hermann Willem Daendels drückte ihm dankbar die Hand: „Ich werde eines Tages von Bord verschwunden sein. Die Revolution hat unter den Seeleuten genug Anhänger, ich werde viele Hilfe haben . . . vielleicht hören Sie einst doch, daß diese verrottete Ordnung Europens ins Wanken kommt . ."

Von oben kam der Anruf des Postens, die Strickleiter fiel herab, einer um den andern kletterte hinan, die Zahl stimmte, keiner nahm Anstoß an dem Mann im Mantel, der wohl einer der Kameraden des Leutnants Winckelmann war. Als am andern Morgen, eben noch gleichzeitig mit dem Kanonenschuß, der das Ankerlichten ankündigte, in einer Schaluppe übernächtig und nach seiner Gewohnheit fluchend der Stabskapitän Kapf angerudert kam, war die Nachtwache abgelöst

und keiner hatte Anlaß zu fragen. Am selben Tage ging die Flottille in See; von dem Fremden, mit dem die Schillerbrüder, atemlos seiner Verheißung lauschend, in Winckelmanns Kajüte einen Abend lang wilde Schwüre wider die Tyrannen tauschten, erfuhr niemand, und tags darauf ging er im Nebel des Kanals von Bord in ein Fahrzeug, dessen Herkunft und Ziel keiner wußte.

Nach einer Fahrt von über vier Monaten kamen die einzelnen Schiffe nach und nach am Kap an; in dieser Zeit ist in den dumpfen schwimmenden Särgen von den 1900 Württembergern jeder zwölfte Mann gestorben und zu den Haifischen geworfen worden. Das war der Anfang.

7.

Fünf Winter waren seit dem Eintreffen des Schwabenregiments über das Kapland gegangen, als der Jägerhauptmann Winckelmann wieder einmal von der Blockhauskette, die in weiten Zwischenräumen die Kapkolonie nach Norden gegen die Jagdgründe der Hottentotten und Kaffern abgrenzte, in die Niederung hinabritt, hinter der zwischen Tafelbucht und Falscher Bay die Tafelberge der Guten Hoffnung steil über der Kapstadt gen Himmel ragen. Der Offizier war lieber im Außendienst, die Büchsflinte über dem Rücken, tagelang von einem Posten zum andern unterwegs und genoß so das fremde Land auf seine Art, anders als die vielen, die drunten in der großen Garnison im Wachdienst, beim Becher oder am Spieltisch kein anderes Leben führten als in einem deutschen Nest. Franzkarl von Winckelmann nahm es gern in Kauf, daß ihm nachgeredet wurde, er sei der gleiche Sonderling wie jener preußische Yorck, den sie einst bei ihrer Ausfahrt in Vlissingen getroffen; den rauhen Preußen hatte eines

Tages die unglückliche Liebe zu einem Kapmädel, das er als armer Offizier nicht heiraten konnte, wieder nach Europa zurückgetrieben, — das gleiche Schicksal, das den Württemberger in die Ferne geführt hatte . . .

„. . und dennoch schlug die Liebe mir ins wilde Jägerblut!" summte der Hauptmann Winckelmann leise. Je mehr er sich der Kapstadt näherte, um so stärker wachten die Heimatbilder auf, die einst so unerreichbar geworden und nun doch wieder so nahegerückt waren.

Wohl zeigten sich heute, da er dies Land zu verlassen dachte, Bergesschroffen und Meeresbuchten im Sonnenglanz prächtig wie nie zuvor, — aber eines war doch schöner: der Schwabenwald und die Heimat! Rascher trieb der Reiter sein Pferd an. Nie hatte er Nachricht von der Einen bekommen, mit der sich für ihn alle Sehnsucht nach Deutschland verband; lange genug hatte es gedauert, bis wenigstens ein Brief von Scharffenstein berichtet hatte, daß sie zu Grafeneck streng gehalten und erst neuerdings in Gnaden wieder in die Umgebung der Franziska zugelassen worden sei — „neuerdings", ein Jahr war auch dieser Brief schon alt! So schnell war alles vergangen, — auch die Zeit in der Fremde war nicht so schlimm gewesen, da die Kaffern Frieden hielten und zur See kein Feind drohte; die paar Toten, die das Klima wegraffte, hätten auch anderswo kein ewiges Leben gehabt, voran der Czabelitzky, der arme Kerl, der schon in den Stürmen der Biscaya-Bucht einen Schlaganfall erlitten und das Kap nur mit der guten Hoffnung auf ein Grab in christlicher Erde noch erreicht hatte. Friede mit ihm, — Gräber gab es überall in der weiten Welt! Der Hauptmann mochte heute nicht daran denken, da ihm der Sinn nach Glück und Heimat stand: reifer und härter hatte ihn die Zeit in der Fremde gemacht, zäher würde er heute kämpfen, wo er einst zu leicht hatte nachgeben müssen. Jetzt,

da die Heere Europas von der französischen Revolution und ihren Wirren gegeneinandergehetzt wurden, konnte man seine Erfahrung überall brauchen, anders als damals den jungen Hofleutnant, der zu Ludwigsburg am Verzweifeln gewesen war!

In flottem Trabe hatte er die Bannmeile der Stadt erreicht; jedesmal war es doch zum Verwundern, wie schnell die fleißige Arbeit der holländischen Buren das Gesicht der Landschaft veränderte; hier und dort zeigte die Anlage eines Gartens nach heimatlichem Brauch, die Bekränzung eines Zauns mit buntem Wuchs, daß ein schwäbischer Arbeiter mit Hand angelegt hatte. Denn die Garnisonkompanien taten in den friedlichen Zeiten, soweit sie nicht in den Forts lagen, nur in halber Stärke Dienst, und manch einer nutzte die Gelegenheit, zu dem jämmerlichen Sold etwas als ehrlicher Handwerker hinzuzuverdienen und vielleicht schon ein Nest zu suchen, um nach Ablauf der Dienstzeit ganz als Ansiedler hier heimisch zu bleiben, da ihn das Vaterland so leichten Kaufes ausgestoßen hatte. Hier und da vernahm der Hauptmann vertraute Zurufe und schwäbisches „Grüß Gott", als er durch die langweilig abgezirkelten Straßen zur Anhöhe hinaufritt, wo, über die Flachlandhitze erhaben, die Landhäuser der Würdenträger und Großhändler, die Offiziersquartiere und der Regimentsstab ihren Ort hatten.

Beim Hallen des Hufschlages winkte ihm aus dem Fenster des Stabsquartiers sein alter Sergeant entgegen: Martin Kanzler hatte am Kap sein militärisches Glück gemacht, dem zuverlässigen Mann war das Rechnungswesen der Truppe mit Offiziersrang anvertraut worden. Wohl war es ein Kreuz mit der Würde, denn der Redliche mußte froh sein, wenn es ihm glückte, eine noch größere Ausbeutung des Regiments zu verhindern. Bis in Winckelmanns Einsamkeit war die Em-

pörung hinausgedrungen, daß der Kommandeur mehr noch als die Holländer ſeinen Profit auf Koſten ſeiner Leute ſuche bei jeder Beſchaffung, die durch ſeine Hand ging. Der Hauptmann hatte kaum für Pferd und Packung, ein Löwenfell und etliches Antilopengehörn, geſorgt, als er auch ſchon nach der Meuterei fragte, die entſtanden war, weil Oberſt Lux zu den Soldatenhemden den ſchlechteſten Stoff geliefert und dazu noch am Stück eine Elle geſpart hatte, als hätte er Waiſenkinder auszuſtatten und keine ausgewachſenen Soldaten. „Iſt's wahr, daß zwei Rädelsführer erſchoſſen werden mußten?"

Der Quartiermeiſter verneinte: der Gouverneur hatte ſich ins Mittel gelegt — hart genug war's dennoch: verurteilt und auf den Sandhaufen geſtellt, und fünfzehn Schritt davor das Exekutionspeloton und das Kommando „legt an!" . . und dann, als die verlorenen Kerle ſchon die Todesangſt erſtanden und ihr letztes „Jeſus!" oder „Mutter!" oder einen grimmigen Fluch als Abſchied in die Zeitlichkeit hinausgeſchrien, war die Begnadigung gekommen ſtatt der Schüſſe und hatte zwei ſchon Geſtorbene dem Leben wiedergegeben . .

„Pfui Teufel!" ſagte Franzkarl Winckelmann aus tiefſter Bruſt; „nur zum Abſchied noch gute Miene! So Gott will, ſchwimmen wir in wenigen Wochen auf der See und ſchauen, was aus unſern Mädchen im Vaterland geworden iſt? Herrgott, wieder eine richtige ſchwäbiſche Blumenwieſe, und dann ſein Mädel neben ſich und zur Alb hinüberſchauen, wenn die Abendſonne den Neuffen vergoldet . . .!" plauderte er los, was ſich in der Einſamkeit des Wüſtendienſtes angeſammelt hatte an Sehnſucht nach Liebe, Heimat, Muttererde . . .

Der Quartiermeiſter Kanzler lächelte; wozu hätte er dies Amt mit all ſeiner Schererei übernommen, wozu nächtelang hier am Kap mit aller Gründlichkeit die Tugenden des ſchwäbiſchen Schreibertums hochgehalten, wenn nicht unter denen,

die nach Vertragsablauf mit den erſten heimbefördert werden ſollten, auch ſein eigener Name ſtünde? Die Liſebeth hatte geſagt, daß ſie warten wolle, — und wenn er nun heimkäme, durch eigene Kraft und Redlichkeit als Offizier, ſo ſollte ihm, bei Gott, keiner mehr dazwiſchentreten! „In Kapitän Kapfs Quartier wird das Neueſte zu hören ſein!“ berichtete er. Winckelmann zog unwillig die Stirn kraus. „Ausgerechnet Kapf?“

Freilich, in der Kapſtadt galt es ja nicht als ſchlimm, daß Kapf mit einer Schwarzen zuſammen lebte und liebte, hundert angeſehene Holländer taten's und zumal Offiziere, denn wenn man heute an die Kafferngrenze verſchickt werden konnte und morgen nach den Molukken, ſo mochte man nicht an chriſtlichen Hausſtand denken. — „Kapitän Wolzogen, der nach Java verſchickt war, iſt mit der ‚Erfprins‘ eingelaufen, ſie lagen neun Tage gegen ſchlechten Wind vor der Bay —“ berichtete der Quartiermeiſter, „er hat die Kameraden zuſammenbeſtellt . . .“

„Wolzogen dort?“ rief Winckelmann lebhaft. „Dann will ich auch des Joſefs ſchwarze Hexe in Kauf nehmen!“ Mit der Wiederſehensfreude nach langer Trennung traf die Begier zuſammen, durch den Freund gewiß die beſte Kunde aus der Heimat zu erhalten; kaum hörte er hin, wie ihm Kanzler auf dem kurzen Weg zu ſchildern ſuchte, daß auch in der Kapſtadt, wie allerwärts, durch die große Pariſer Revolution zwei Parteien geſchaffen ſeien — die einen, die laut von der Freiheit ſchwärmten und nun auch alle anderen Throne Europas zu ſtürzen gedächten, und ebenſo verbiſſen die andern, die einen Beſitz zu verteidigen hätten, den die große Umwälzung bedrohe. Seit endlich der Kaiſer zu Wien und der König von Preußen am Rhein gegen die welſchen Empörer aufmarſchierten, ſei für

einen guten Deutschen kein Zweifel, wem er den Sieg zu wünschen habe . . .

„Wird für uns wenig Wert haben", brummte Winckelmann; „der Karl Herzog wird deshalb noch lange keine deutsche Politik machen, und wenn das Schwabenland darüber selbst zum Kriegsschauplatz wird."

„Vorerst sendet er regelmäßig Ersatzmannschaften für die durch Tod Abgegangenen herüber", berichtete der pünktliche Rechner, „er wird sich also aus den europäischen Händeln heraushalten wollen . ."

„Heraushalten!" zürnte Winckelmann. „Als ob er danach gefragt würde, wenn die Welt gegeneinander tobt! Und da sendet er gar noch Soldaten über See! Wird sie bald genug drüben nötiger haben! Wer verteidigt dann die Heimat?"

Der Quartiermeister berichtete eifrig weiter von dem ganz unleidlichen Hochmut des Schweizerregiments Meuron, dessen Söldner jetzt, da ihre Landsleute im Pariser Königspalast als einzige Getreue vom Pöbel niedergemetzelt worden waren, darauf pochten, daß es Treue überhaupt nur in den Alpentälern gebe und daß sie darum mit allem Grund von der Edlen Kompanie besser gehalten werden müßten als beispielsweise die Schwaben . . . Schon wieder sei der Herr Oberst vorstellig geworden, auch wegen der leidigen Vorrechte der Schweizer, den Sold zu dem besseren europäischen Kurs anzulegen; — der Gouverneur aber habe andere Sorgen, denn während die Pflanzer und Handelsherren an der bisherigen holländischen Verfassung mit der erlauchten Erbstatthalterei aus dem Hause des Wilhelmus von Nassauen festhielten, sei bei Kaufleuten und Handwerkern viele Sympathie für die Sache der Neufranken, die sich in Belgien gar nicht schlecht gegen die zopfigen Fürstenheere schlügen; auch ein holländisches Freikorps sei da-

bei, das der Hermann Willem Daendels führe, und wenn der siege, werde Gerechtigkeit und Gleichheit auch in den Niederlanden einziehen, statt der Ausbeuterei durch die paar Geldsäcke, denen Handel und Wohlstand bisher allein gehöre . . .

Den gleichen Zwiespalt fanden sie auch im Kameradenkreis in Kapfs Behausung: alles Landsleute, fast alle schon Jugendkameraden aus den Schillerjahrgängen, und doch zerrissen in dem Streit, der in der ganzen Welt die Geister schied, in dem Kampf der alten Ordnungen gegen die neuen Ideen; am lautesten war der Hausherr selbst dabei, der trotz der frühen Tageszeit bereits wieder die Flasche vor sich hatte und dazu seine schwarze Abigail auf den Knien; zum Anbeißen sah sie wahrlich aus in der blau und weißen Schokoladenmädchentracht — aber sie wußte es auch, das rabenschwarze sechzehnjährige Ding, und versuchte eine Machtprobe, wollte sich von der Besprechung der Männer nicht wegschicken lassen, klammerte sich an ihren langen Josef, strich ihm den Bart und lamentierte, die ganze Kapstadt sei voll von Gerüchten, sicher wolle er fort wie so viele; seine Freunde dürften ihn nicht beschwatzen, sie müsse wissen, was beschlossen würde . . .

„Er hat sich ungut ausgewachsen in der Fremde", flüsterte Karl August Wolzogen dem Jägerhauptmann zu, während der Riese hilflos die wilde Katze streichelte und beschwichtigte, „— bei anderen weckt das Ausland den Eifer, der Heimat Achtung zu verschaffen, — er aber ergibt sich zügellos allem, was ihm die Unsitte der Fremde gestattet!"

„Wer weiß, ob bei seinem wilden Temperament nur schneller die Haltung wich, die wir Ruhigeren noch bewahrten, weil wir ein baldiges Ende dieser Zeit erwarten", gab Winckelmann vorsichtig zu bedenken, „ginge es noch länger, so könnten auch wir verspießern oder so genialisch verludern; Schiller hat's ihm immer prophezeit!"

„Und jener Preuße damals . .“, erinnerte Wolzogen, „und doch hat er, wie die meiſten, dieſe fünf Jahre überſtanden. Alſo auch du willſt heimkehren, obwohl . . .?“ er ſtockte.

„Mit dem nächſten Schiff!“ ſprach Winckelmann unbefangen; jetzt erſt fiel ihm das Zaudern des Kameraden auf. „Obwohl . . . was?“ drängte er. „Du haſt Nachrichten? Nachrichten von Luiſe?“

Doch ehe Wolzogen antworten konnte, polterte Kapf dazwiſchen: „Laß ſie laufen und nimm dir eine Schwarze! Wer hat, der hat!“ und zog den Kopf ſeines Mädchens zu ſich.

Hoffnungsloſer Fall! ſagte Wolzogens ärgerliche Miene; wortlos drückte er Winckelmann einen Brief in die Hand und wies ihm die Stelle: Bruder Wilhelm berichtete, daß das Fräulein von Bernerdin ſich ſchließlich den vielerlei Gewalten ergeben und dem Hauptmann Ernſt von Lux die Hand gereicht habe, wie der Herzog es befahl. „Von dem Zweikampf mit eurem Winckelmann ſcheint ſie nichts erfahren zu haben“, las der Jägeroffizier wie durch einen Nebel, „Scharffenſteins Botſchaften haben ſie nie erreicht, auf ſeine Berichte nach Afrika kam nie eine Antwort . . .“

„Das Schiff, das ſie brachte, mag untergegangen oder gekapert worden ſein“, hörte Winckelmann den Freund wie aus weiter Ferne ſagen; er faßte es nicht. Vor Monaten war der Brief, der das Unabänderliche meldete, in Stuttgart geſchrieben worden, und heute morgen noch war er in hellem Jubel heimatfreudig in die Ebene herabgeritten. „Alte Liebe roſtet nicht“, ſprach er mit verzerrtem Lächeln, als könne er ſich und den Freund darum betrügen, wie tief der Schlag gegangen war. Dann raffte er ſich auf. „Du haſt Heimweh, Simanowitz?“ rief er mit gekünſtelter Munterkeit. „Ich räume dir meinen Platz auf der Heimkehrerliſte!“

Doch auch für Hans Simanowitz blieb nichts zu hoffen: „Laßt mich in der Fremde!“ bat er. „Ich fände eine, die nur an Schiller denkt, nur seine Dramen liest, nur für Schiller ihre Skizzen zeichnet und für einen simplen Leutnant in Afrika keinen Gedanken hat . .“

„Schiller —“, wiederholte Winckelmann, „enthielt der Brief nicht auch davon etwas? . . .“ Er hatte nur das Eine gelesen.

„Schiller, — ja freilich“, rief Kapf eifersüchtig, „wenn man Wolzogen heißt und eine schöngeistige Mutter und hübsche Schwester hat, wird man auf dem Laufenden gehalten. Unsereins hat doch auch allerhand für den Genius getan, als er noch der krummste Feldscher von Stuttgart war, — aber das wird für nichts geachtet.“

„Kapf!“ rief Wolzogen erregt.

„Wolzogen!“ äffte der angetrunkene Riese.

„Du weißt noch nicht, daß der letzte Brief meines Bruders mir den Tod der Mutter berichtete“, sprach Karl August von Wolzogen mit erzwungener Ruhe, „ich war ein halbes Jahr über See verschickt, ehe ich hier die Nachricht vorfand . .“

Kapf trat einen Schritt zurück; er blinzelte verlegen und ungläubig. Doch als der Kamerad stumm nickte, schlug in jäher Ernüchterung seine Stimmung wieder in gerührte Herzlichkeit um: „Bruderherz, armer, armer Freund!“ rief er unter fortgesetzten Umarmungen. „Wie kann dein Josef diese Härte wieder gutmachen . . .?“

Wolzogen schob ihn ruhig zurück. „Lästere nicht mehr über Schiller!“ verlangte er. „Er ist ein besserer Soldat gewesen als du ihn schilderst.“ Er zog eine Schrift aus der Tasche, eine der letzten Sendungen von Schillers verstorbener Gönnerin:

„Abfall der Niederlande!“ las Kapf begierig, und: „Belagerung von Antwerpen!“, fast ein militärisches Werk!

„Ob er bei Bearbeitung der niederländiſchen Dinge an ſeine verkauften Freunde gedacht hat?“ fragte Gaupp halblaut.

„Freilich doch“, rief Kapf blätternd, „die Schilderung der Belagerung zeigt, daß der Autor die Weisheit eines gewiſſen Kameraden Kapf mit Nutzen beachtet hat — hier!“ ſchrie er entzückt. „Die Geſchichte von den Branderſchiffen, die hat er erſtmals von mir gehört! Iſt doch mein genialer guter Fritz, der ſeinen Joſef nicht vergeſſen hat! — Geh weg, Katze, das verſtehſt du nicht!“ ſcheuchte er die Abigail, die ihm neugierig über die Schulter zu ſehen ſuchte, und ſchlug ihr den Abfall der Niederlande aufs Stumpfnäschen. Fortan war er, bis auf ein legentliches ſchmatzendes „Ah!“ und „Oh!“ und „Süperb!“, mit dem er die Lektüre begleitete und ab und zu das Glas ergriff, für die übrige Geſellſchaft nicht mehr zu ſprechen.

Wolzogen war mit den andern ans Fenſter getreten. „Noch etwas ſchrieb mir mein Bruder, und das ſoll euch nicht vorenthalten ſein“, begann er, das Schreiben wieder entfaltend: „Unſer Schiller hat am 10. Februar zu Wenigenjena Lotten von Lengefeld heimgeführt . .“. Er warf über das Blatt einen Blick auf Simanowitz, der mühſam ſeine Bewegung bemeiſterte. „Es wird mancher durch Schillers glückliche Heirat beruhigt ſein“, ſchloß er mit leiſem Humor.

Hans Simanowitz griff nach dem Blatt ſo haſtig, daß er es faſt zerknitterte. „Laß mir's, ich muß es ſelbſt leſen!“ bat er. Karl von Wolzogen öffnete ihm ruhig die Finger: „Mir gehört der Brief als Erinnerung. Für dich iſt die Zukunft, die du dir ſelbſt erobern magſt!“

„Ich werde ſie erobern!“ rief Simanowitz feurig. „Ludowike, Ludowike! — Winckelmann, jetzt gib deinen Platz auf der Liſte!“

„Und wenn du eine Enttäuſchte findeſt?“ warnte Wolzogen.

„Schiller iſt kein Mann, den ein Mädchen ſo leicht vergißt.“

„Soll ſie auch nicht“, rief der Glückliche, „denkt ihr, ich wiſſe nicht, daß ein Mädchen, das ihn geliebt hat, noch genug Koſtbares zu vergeben hat, daß ich dankbar ſein müßte, ſelbſt wenn ſie ſeine Geliebte geweſen wäre . .!“ Sie kannten ihn nicht wieder in ſeiner Leidenſchaft; alles, was er durch fünf Jahre ſtill in ſich getragen, blühte auf in einer einzigen überwältigenden Seligkeit.

„Das iſt Liebe!“ ſprach Karl Auguſt Wolzogen ſtill. Neben ihm der Winckelmann zuckte zuſammen: Das war Liebe — auf und ab! — der Simanowitz ſah die Hoffnung vor ſich, — auch drüben auf den Kanzler wartete eine, — dem einen das Glück, für den andern der Schatten! —

„Schritte im Garten!“ Gaupp horchte auf: „Kapf, bring deine Friſur in Ordnung: der Oberſt iſt draußen!“

Jetzt flog aber die Abigail die Treppe hinauf in die Schlafräume, die Offiziere drängten ſich vor dem Spiegel, hier und dort wurden Kiſſen und Stühle zurechtgerückt, die Flaſche freilich blieb ſtehen, ja es kamen noch etliche Gläſer hinzu, denn Oberſt Lux galt nicht dafür, daß er einen guten Tropfen Kapwein verſchmähe, — aber als er jetzt eintrat, ſtand eine Wolke von Sorgen auf ſeiner Stirn. Von den Worten des Hauptmanns Winckelmann, der ſeine Anweſenheit meldete, nahm der Geſtrenge kaum Notiz, nicht einmal von der bitteren Dreiſtigkeit, mit der ſich der Jäger entſchuldigte, daß er noch nicht zur Verehelichung des Herrn Neffen mit dem Fräulein von Bernerdin gratuliert habe, wovon er erſt heute glaubwürdig Kunde erhalten. Die Augen des Obriſten ſchoſſen einen böſen Blitz: „Laß Er das alte Zeug!“ herrſchte er heiſer. „Der Satan hat uns am Kragen, meine Herren: es iſt Befehl ergangen, die Bataillone einzuſchiffen, eins nach Ceylon, das andre nach Java!“

„Wir dürfen nicht zerriſſen werden! — Auf Java ſterben jährlich Tauſende an der Peſt! — Unſre Kapitulationszeit iſt abgelaufen!“ ging das Murren durch den Raum. Oberſt Lux ſchaute keinem ins Geſicht: „Der Gouverneur hat mich eiſern abgewieſen: von all dem ſtehe nichts im Vertrag. Weder ein Ortswechſel noch eine Trennung der Truppe iſt ausgeſchloſſen, wenn die Intereſſen der Edlen Kompanie es verlangen; und dieſe Intereſſen, meine Herren —“, er ſtockte. „Sie wiſſen, wie ſehr durch die Kriegswirren in Europa der Handel allenthalben geſtört iſt, die Handelsgeſellſchaft kämpft mit ernſtlichen Schwierigkeiten, ſo daß der militäriſche Aufwand dem hohen Rat zu teuer ſcheint. Die Verlegung des Regiments nach den ungeſunden Landſtrichen kann — kann, meine Herren! — den Zweck verfolgen, das Regiment zugrunde zu richten, weil es zu koſtſpielig iſt.“

„So fahren wir heim! Sollen wir bis zum Sankt Nimmerleinstag bei den Kaffern bleiben?“ ſchrie Kapf ungebärdig. Der Oberſt ſah beklommen zu Boden; zum erſten Male bereute er, zu dem Abkommen geraten zu haben, bei dem er ebenſo wie der Herzog und die Räte die abgefeimten Kaufmannsklauſeln nicht beachtet hatte: „Die Verpflichtung, die unſer durchlauchtigſter Herzog unterſchrieb, iſt zeitlich nicht begrenzt; ohne ſeinen Befehl darf ich das Regiment nicht nach Hauſe führen, wir haben keinen Anſpruch auf Schiffsraum an die Edle Kompanie; nur der Vertrag der einzelnen Soldaten läuft ab . . .“

„Alſo ziehen wir einzeln heim“, riet Wolzogen klug. „Freie Rückfahrt iſt zugeſichert.“

„Wohl, aber nicht der Zeitpunkt“, belehrte Friedrich Franquemont. „Zwar kann jeder kündigen, aber man läßt ihn hier auf die Reiſegelegenheit warten, bis er am Verhungern iſt! Der Transport eines Menſchen nach Holland nimmt den

Frachtraum für so und so vieles Handelsgut weg; sie stellen uns kein Schiff, wir sind am billigsten, wenn wir nach Indien geschafft werden und dort . . . verrecken."

Ein tödliches Schweigen folgte. So freundlich hatte eben noch der ganze Aufenthalt in der Fremde sich angesehen, so nahe die Rückkehr, — lange schon war vergessen gewesen, wieviel Betrug und Falschheit einst bei der Abfahrt mitgespielt hatte, — jetzt hatte sich ein Abgrund aufgetan und keiner sah einen Weg. In die Stille klirrte der Ruck, mit dem der Hauptmann Winckelmann seinen Degen auf den Boden stieß. „Herr Oberst, ich bitte meine Kompanie herzubeordern, wir schlagen in acht Tagen los!"

Oberst Lux warf einen mißtrauischen Blick auf den Sprecher: dieser verwegene Bursche, der mit seiner Jägerkompanie immer etwas Besonderes hatte, — dieser Teufelskerl, der den Ernst, der doch wahrlich seine Klinge zu führen verstand, im dritten Gang auf den Rasen gestreckt hatte, — der wollte auf Meuterei sinnen? „Unserm Herzog ist das Subsidiengeld lieber, als daß wir ihm die Kapstadt erobern. Wie sollen wir die Kolonie behaupten gegen alles Volk?"

Winckelmann schüttelte den Kopf; fand er die rechten Leute, so ging es hier um anderes: langsam sprach er das entscheidende Wort, das Wort, das alle Throne Europas erzittern machte: „Die Revolution!"

Jählings ward Oberst von Lux lebendig: „Ich befehle Ihnen zu schweigen!" schrie er. „Ein Offizier meines Regiments darf sich mit solchen Ideen nicht befassen, — ich will dies Wort nicht gehört haben, Herr von Winckelmann!"

Revolution? Handelseins werden mit den Unzufriedenen, den Unbemittelten der Unterstadt, wider die Grundbesitzer und Großhändler, in deren Palästen am Berg der Oberst täglich ein- und ausging? — Und wenn die auch jetzt das Regiment

ins Elend zu ſenden beſchloſſen, ſie ſtanden dem Herrn von Lux doch zehnmal näher als das, was ſich im Augenblick einer Volksempörung zuſammenrotten mochte. Würde der Pöbel vor dem haltmachen, was der Oberſt in jahrelangem Eifer für ſich ſelbſt angeſammelt hatte? Bei der Ankunft hatte er nichts beſeſſen als ſeinen Degen, nun war er einer der vermöglichſten Herren, — lieber den Holländern in allen Stücken willfährig ſein, als jene Geiſter der Tiefe rufen!

„Lieber Winckelmann", begann er beherrſcht von neuem, „im Augenblick einer Rebellion würden dem Herzog die holländiſchen Gelder geſtrichen. Wir ſind an unſern Fürſten durch Eid gebunden, dürfen ihm als treue Diener ſolchen Schlag nicht zufügen." Er ſchien das höhniſche Lächeln auf Winckelmanns Geſicht nicht zu ſehen. „Die Schweizer Söldner ſind uns todfeind", fuhr er fort. „Sie würden die Kolonie verteidigen, unſer Aufſtand iſt von vornherein zum Scheitern verdammt."

Der Jägerhauptmann ſchaute reihum; er hätte es doch gewagt! Aber keiner nickte ihm zu: nicht Wolzogen und Gaupp, die Beſonnenen, — nicht Koſeritz und Hiller, die beiden Verwegenen, die ſchon auf der Heimkehrerliſte ſtanden und im aufgeregten Europa andere Lorbeeren erwarteten als am ſtillen Kap, — auch Simanowitz nicht, der gar nicht mehr bei der Sache war, — ſelbſt Kapf nicht, der Bramarbas, dem nur raſch durch den Kopf gegangen war, welcherlei Federbuſch er ſich als Kriegsminiſter der kapſchwäbiſchen Republik bauen wolle. Einer nur war's, der alle aufgewogen hätte: Friedrich Franquemont, in dem nicht die Unbeſtändigkeit Karl Eugens, ſondern der württembergiſche Soldatengeiſt ſeines Großvaters Karl Alexander lebte: „Mit Mut geht alles, Winckelmann", flüſterte er, „aber ſie werden nicht mitmachen: ſchimpfen, aber nicht das Leben riskieren, — lieber ins ſichere Elend

nach Indien reiſen, aber gehorſam . . . mit ſolchen Soldaten gewinnt man keine Revolution, die ſind zu ſehr ans Kuſchen gewöhnt."

„Meine Jäger nicht!" erwiderte Winckelmann ſtolz.

Der Sohn Karl Eugens lächelte: „Achtzig Männlein!"

Jetzt miſchte ſich der Oberſt ein: „Da Sie ſchon lange zum früheſten Termin den Kontrakt gekündigt haben, um heimzukehren, ſo ſind Sie, Herr von Winckelmann, der Entſcheidung enthoben, vor die wir andern durch die Pflicht geſtellt ſind."

Winckelmann ergriff Simanowitz bei der Hand: „Reiſe du glücklich, Hans — grüß' Ludowike und die Freunde zuſammen!" flüſterte er, dann meldete er dem Kommandeur: „Ich bleibe bei meinen Jägern."

Oberſt von Lux hob die Schultern: er brauchte niemanden zu ſeinem Glück zu zwingen, den Winckelmann ſchon gar nicht! „Ich werde einen Bericht an den Herzog ſchicken!" verhieß er. „Bis dahin haben wir als gehorſame Soldaten unſere Pflicht zu tun — hie gut Württemberg allewege!"

„Wie gut, daß Alt-Württemberg noch andere Leute hat!" brummte Winckelmann grimmig zu dem ſtolzen Wort, mit dem ſich der Oberſt zum Gehen wandte. „Bericht an den Herzog? der ſich um nichts kümmert, was nicht in ſeine Schatulle geht . . .!"

Jetzt wurden neue Flaſchen aufgefahren und es ward kein geringes Zechen an dieſem Abend, da zum letztenmal an einer Tafelrunde von den alten Schillerbrüdern das Kaplied geſungen wurde. Das eine Bataillon mit dem Regimentsſtab, mit Winckelmanns Jägerkompanie und Franquemonts Grenadieren, ſollte Ordre nach Ceylon bekommen, das andre, bei dem Wolzogen und Gaupp ſtanden, hatte mit Kapfs Geſchützbedienungen nach Java in See zu gehen, — Simanowitz

würde mit Koseritz und Hiller die Heimfahrt antreten, — keiner konnte sagen, wann man sich wiedersehen mochte.

„Grüße mein Lottchen, Freund!“ lachte der Jägerhauptmann mit schwerer Zunge, als er zu später Stunde neben den Quartiermeister Kanzler zu sitzen kam. „Ach so, — Lisebeth heißt sie, — also, Kanzler, jetzt wird heimgefahren und geheiratet, wenn sie noch frei ist, — die meine hat mich versetzt — ein froheres Gesicht, bitte, wenn's auf die Freite geht!“

Der Quartiermeister hob den Kopf. „Es geht nicht dahin“, sprach er leise. „Der Oberst hat mir die Heimreise abgeschlagen: ‚wozu hab' ich Ihn zum Offizier gemacht‘, schrie er mich an, ‚ich brauche Sein ehrliches Gesicht für meine Abrechnungen‘, — ich mag wollen oder nicht, Herr Hauptmann, ich muß mit nach Ceylon . . . Ich weiß zu viel, daran liegt es!“ flüsterte er. „Die Lux'sche Wirtschaftsführung im Regiment ist ein Kapitel für sich . . . denken Sie nicht auch, daß so einem unerwünschten Heimkehrer allerlei zustoßen könnte? Ein Kommandeur mit guten Beziehungen zum Gouvernement und zum Großen Rat hat mancherlei Wege — und in Stuttgart ist der junge Herr in Gunst, wir kennen ihn ja . . .“

„Armer Teufel, wenn Ihm das auch noch schaden würde, daß Er damals die Tour am Corps de Logis mitgemacht hat!!“ rief Winckelmann mitleidig.

Kanzler sah sich scheu um. „Der Oberst ahnt es nicht, — er hätte mich sonst niemals in seine Umgebung gezogen. Sowie er Verdacht schöpft, bin ich ein erledigter Mann. Was denken Sie, wie leicht in Stuttgart ein Bericht vorgelegt werden kann, ich hätte am Kap Unterschleife begangen? — Man wird in Haft gesetzt, und was die Aussagen von hier ergeben, braucht man nie zu erfahren . . .“

„Mensch, alle Gerechtigkeit ist denn doch nicht verschwunden zu Württemberg!“ suchte Winckelmann zu beruhigen.

Kanzler ſchüttelte den Kopf: „Ich finde erſt meinen Schlaf wieder, wenn ich mich vor den Rechenkünſten des Oberſten ſicher weiß und vom Herzog ſelbſt Entlaſtung habe für alles, was ich für's Regiment buchen mußte. Das wird mein erſter Schritt ſein, wenn ich jemals die Heimat wiederſehe —"

Franzkarl Winckelmann ſtieß grimmig das Glas auf den Tiſch. „Jeder Tag bringt uns der Heimkehr näher!" rief er mit verzweifeltem Spott und ſchenkte ein. Aber er trank nicht. Ein neues Bild erſchien in der Tür: den Kameraden, die in der Stadt ihre ſchwarzen Mädchen hielten, hatte es an der Zeit geſchienen, ihre Gefährtinnen herbeizurufen; Kapfs Abigail voran, kam das bunte Dunkelvolk mit Lachen und Zwitſchern herein, das Bacchanal zu vervollſtändigen. Karl Auguſt Wolzogen ſchob angewidert den Stuhl zurück, und erhob ſich; was blieb, war der Kreis der Spielratzen und Schuldenmacher, die am Kap das Leben nicht geändert hatten, das ſie ſchon in Ludwigsburg führten. Winckelmann gegenüber hatte der Kapf ſchon wieder ſein Mädchen auf den Knien, er winkte dem Jägeroffizier zu, ſeine Worte waren nicht zu verſtehen, aber die Situation machte den Inhalt deutlich. Noch hielt der Hauptmann ſein Glas in der Hand. Die Erinnerung ging ihm durch den Sinn, wie ſie mit Fritz Schiller von idealen Zielen geſchwärmt hatten; damals war derſelbe Kapf der lauteſte geweſen; und Schiller, der ſonſt ſo vertrauend Gläubige, hatte ſo ſeltſam dazu gelächelt. Auch Franzkarl von Winckelmann lächelte. „Ehret die Frauen —", begann er bitter —

„Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
himmliſche Roſen ins irdiſche Leben . . ."

ja — himmliſche Roſen, ſchwarze! . . .

„. . . und Dornen dazu!" johlte Kapf höhniſch. Da flog ihm das Glas des Kameraden an der Stirn vorbei. Die

Abigail kreiſchte auf und klammerte ſich an ihn; er wollte aufſpringen, aber das Mädchen ließ ihn nicht; bis der Wilde ſich losgemacht hatte, war der Jägerhauptmann ruhigen Schrittes aus der Tür gegangen. Wenige Minuten ſpäter klapperte der Hufſchlag die Straße hinab und hinaus in die Ebene, den Bergen zu, wo die Jägerkompanie lag.

Als einige Jahre ſpäter die Engländer die Hand auf die Kapkolonie legten, war der holländiſche Widerſtand ſo gering, daß man denken dürfte, es hätte wohl auch den Schwaben gelingen können. So aber waren ſie in ihr Verderben gefahren.

8.

Achtzehn Schritt in die Länge, zwölf nach der Breite, einmal um den Großmaſt herum, das war der Spielraum, in dem ſich der Oberſt Lux auf der „Zeeland" Bewegung machen konnte, wenn er nicht über Taue und Gerät, Fracht und Soldatenbeine hinwegſteigen wollte, die ſich auf dem ganzen übrigen Deck des großen Kompanieſchiffes fanden; auf der ſchwülen Fahrt am Aquator drängte alles nach ein bißchen Luft, was noch irgend ſeefeſt geblieben war auf der weiten Reiſe vom Kapland herüber, wochenlang unter dem mitleidsloſen grellen indiſchen Himmel.

Ein troſtloſes Herumſpazieren ohne jede Tätigkeit, zumal der Schiffskapitän von ſeiner Bordgewalt nicht das geringſte herzugeben dachte; noch verhaßter ward dem Obriſten der kurze Weg dadurch, daß ihm zu jeder Stunde auf jedem Gang der Schweizer Oberſt vor den Füßen herumlief, den er von allen Menſchen zu Kapſtadt am wenigſten hatte ſehen mögen. Oberſt Lux hatte gehofft, daß die Schweizer dort verbleiben

würden, nun wurden zur Verstärkung der Garnison von Colombo gerade auch die nach Ceylon geschickt, und ausgerechnet mit ihm zusammen, auf demselben Schiff, auf demselben engen Offiziersdeck!

Graf Meuron, Aristokrat von einem uralten Waadtländer Herrensitz, hatte den derben Kommandeur der Schwaben nie gereizt; daß die Schweizer schon bei der Ankunft des Württemberger Regiments höher im Wert standen, hatte zur Eifersucht genügt, und dazu seine verletzende Vornehmheit, der Oberst Lux mit aller angelernten Korrektheit nicht nahe zu kommen vermochte. Graf Meuron schien nicht zu merken, daß jeder der offiziellen Grüße des Kameraden von einem Dolchblick begleitet war, — er grüßte bei jeder Begegnung in ungezwungenster Höflichkeit zurück, — wenn Lux linksherum ging, nahm er seinen Weg rechtsherum, und pünktlich immer nach fünfzehn Schritten mußten sie sich begegnen, Minute um Minute, Stunde um Stunde, Tag für Tag ...

Als es wochenlang weiterging und Ceylons Pic Adam immer noch nicht über den Rand des Meeres heraufsah, war es freilich unvermeidlich, daß die Herren zum Morgen und Mittag dies und jenes Wort tauschten, über den Wind und das Kreuz des Südens, über die Lage in Europa und über Berufliches, mindestens bei den Mahlzeiten, und das war das schlimmste; denn während die Gräfin eine jener graziösen Erscheinungen war, wie sie seit dem blutigen Ende des Rokoko immer seltener durch die Welt der Kavaliere schwebten, so hatte der Oberst in Afrika seinem alten Putzdrachen die Hand gereicht, den er von Ludwigsburg mitgebracht hatte, wo er ihn nicht hätte heiraten können; wenn dann der vielgewandte Schweizer bei Tisch zwanglos und selbstverständlich von der großen Welt plauderte, so führte er dadurch dem Schwaben den abgrundtiefen Unterschied zwischen ihren beiden Komman-

denſen vor Augen und brachte den verbitterten Mann erſt recht zum Rotglühen.

Eine unausgeſetzte Folter war dieſe Reiſe für den ſelbſtbewußten Jünger ſeines Herzogs, und das Bitterſte war, daß ſich ſein Gegner keine Blöße gab, wo ſich ein ſolider derber Krakehl hätte dranhängen laſſen. Bis ſchließlich das Allerſchlimmſte paſſierte, daß der Hauptmann von Böhnen von den Württembergern mit dem Schiffskapitän ins Hantieren mit Piſtolen geriet, — es war eine dunkle Geſchichte, jedenfalls hatte der Hauptmann einen Schuß in der Hand und der Kapitän als Herr des Schiffes gab blindwütig Befehl, ihn nicht im Lazarett der „Zeeland" verbinden zu laſſen. Doch da miſchte ſich ungerufen in ſeiner kurzen, ſehr beſtimmten Art der Schweizer ein; der ungeſchlachte Patron mußte parieren, der verletzte Hauptmann bekam den Arzt und Oberſt Lux mußte ſich für die Hilfe bei dem Grafen bedanken mit dem liebenswürdigen Lächeln, das der Offizier machen muß, wenn ihm ſtatt eines Curacao ein Schluck Eſſig ſerviert wird.

Graf Meuron war weit entfernt, Genugtuung zu zeigen, da der ſchwäbiſche Eigenbrötler ſich nun wohl oder übel zutunlicher geben mußte. Er ließ ihn ſo nach und nach erzählen, was ihn drückte, und als am Ende vieler Beſchwerniſſe auch die Geldkurſe zur Sprache kamen, erging ſich der Schweizer in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, daß das Regiment Lux ſich nach fünfjährigem Dienſt am Kap doch völlig den Schweizern gleich bewährt habe, und kaum war die Menſchenfracht in Colombo an Land gebracht, ſo erwirkte er von Gouverneur Angelbeck, daß auch den Württembergern die Soldüberweiſung auf ein Konto des Obriſten Lux in Amſterdam zu dem günſtigen europäiſchen Kurs verſtattet werde.

Merkwürdig nun, daß ſich im Regiment keineswegs ſo große Freude über die Neuerung zeigte; in den fünf Jahren

hatte sich der erste Ärger der Leute gelegt, und manchem war es gleichgültig geworden, ob er in Europa noch einen Spargroschen vorfinden werde, falls er überhaupt heimkäme. Unter der indischen Sonne lichteten sich die Reihen schneller als im Kapland; wer sich des Abends mit einem leichten Fieberschauer legte, konnte am andern Mittag schon hinübergeschlummert sein, und das war kein Antrieb, ans Schätzesammeln zu denken. Von dem Javaner Bataillon kam gar ein geharnischter Protest, denn dort wütete die Pest schlimmer als Kanonenkugeln, und es wollte jeder seinen Sold bei Lebzeiten verzehren, statt ans Sparen für die Erben zu denken; auch fragten sie keck an, wie es der Oberst mit den Groschen der inzwischen schon verstorbenen Kameraden zu halten denke.

Den Oberst versetzte das in nicht geringe Verlegenheit, denn er hatte kurzerhand auf sein privates Konto zu Amsterdam den vierten Teil des ganzen Regimentssolds angewiesen und kein Bedenken getragen, als Entgelt für seine Bemühung dies Geld bei der holländischen Bank nutzbringend für sich arbeiten zu lassen, hatte es also auf längere Sicht in Waren- und Wechselgeschäften angelegt; einzelnen Soldaten gegenüber war er dabei immer noch liquid genug, dagegen machte es ihm nicht wenig zu schaffen, daß nun das ganze Bataillon auf Java seiner Spekulation widersprach und also das halbe Bankguthaben zur Auszahlung heraushaben wollte. Zwar ging bei der weiten Entfernung zwischen Colombo und Batavia noch mancher Monat mit Schriftwechsel und Mißverstehen dahin; zuletzt fand er es angezeigt, den Murrenden, die laut über Unterschlagung schrien und unter denen natürlich der widerbellige Kapf das große Wort führte, durch einen vertrauenswürdigen Mann die Vorzüge des Geschäfts zu erläutern.

Der Quartiermeister Kanzler, den er dazu bestimmte, weil an seiner Rechtlichkeit auch die wildesten Zänker des entlegenen Bataillons nichts auszusetzen finden würden, wäre freilich lieber mit Kurs nach Europa abgesegelt, um zu sehen, ob nach weiteren fünf Jahren seine Lisebeth immer noch ans Worthalten denke; — aber der Oberst versprach, ihn nach günstiger Abwicklung dieses Handels ungesäumt mit einer Empfehlung für den herzoglichen Zivildienst und mit voller Entlastung von seiner Rechnungsführung in die Heimat zu entlassen. So ging der treue Mann mit allen Vollmachten und Hoffnungen in See, und wenn sie ihn drüben auch mit einem Teil des Mißtrauens empfingen, das alle Regimentsangehörigen ihrem Kommandeur, und was von ihm kam, bereitwilligst entgegenbrachten, so kam er doch nach und nach mit ihnen ins Reine; inzwischen freilich ging die Weltgeschichte ihren Gang, ohne auf das Regiment Württemberg und die Spekulationen seines Obristen groß Rücksicht zu nehmen.

In schlechter Laune ging der Oberst, als er die erste Meldung von Kanzlers kühlem Empfang aus Batavia erhalten hatte, unter den Palmen zum Gouvernementspalast hinauf. Er war häufig verstimmt auf Ceylon, das Klima machte ihn schlaff und müde, er hätte vorgezogen, in der Heimat das Seine zu genießen, nachdem er in seiner Regimentsbewirtschaftung so manchen Schnitt gemacht und nicht ganz wenig Geld daraus gezogen hatte. Es war kein unrecht Gut nach damaligem Denken, viele Obristen jener Zeit waren Unternehmer geschäftlichen Sinnes, und nur darauf kam es an, ob einer bescheiden nahm oder unanständig viel. Darin freilich war der Oberst seiner Sache nicht ganz sicher, ob man ihm daheim nicht schärfer auf die Finger sehen würde, denn schon Karl Eugen war ungemütlich gewesen, wenn ein anderer Geld scheffeln wollte gleich ihm, und der neue Herr, der ihm anno

93 gefolgt war, galt als Knauſer, der in den wenigen Regierungsjahren ſeines Alters hereinzuſparen dachte, was der glänzende Bruder in Jahrzehnten verjubelt hatte.

„So ernſt, lieber Oberſt?“ rief ihm von der ſchattigen Veranda der Gouverneur entgegen. Mynheer van Angelbeck war ein wohlgenährter lebensfroher Mann, mit dem zu leben war. Schon wie er die Soldüberweiſung genehmigt hatte, und wie großzügig er bei allen Reviſionen die Klagen über den Profit des Kommandeurs an Lazaretteinrichtung oder Mannſchaftsküche mit ſouveränem Vertrauen erledigte! Wer ihn ſo ſah, einen unbekümmerten Genießer des ſchönen Lebens, war gewiß, daß die Nachrede, er ſei der ſchmutzigſte Hai unter all den erwerbstüchtigen Geldraffern der Kolonie, nur von der Gehäſſigkeit ſogenannter Volksfreunde ſtammen konnte, die hier wie in aller Welt mit ihren Lügen gegen die Obrigkeit zu wühlen ſuchten.

„Sorgen um die Kriegsnachrichten?“ riet Oberſt Graf Meuron, gemütlich rauchend; — „bis hierher dringt das Raufen der europäiſchen Mächte nicht. Denken Sie ſich: für uns Schweizer hat England ein beſſeres Angebot gemacht, wir werden alſo bald aufs Feſtland verfrachtet werden. Dann iſt das Regiment Württemberg der beſte Schutz dieſer Inſel.“

Oberſt Lux warf ſich geſchmeichelt in die Bruſt: höchſter Offizier am Platz! Das war noch lockender als ſofortige Heimkehr ins Schwabenland, das jetzt von den Heeren der franzöſiſchen Revolution wieder in ſiegreichem Vorgehen drangſaliert wurde . . .

„Sie halten die Verteidigungsmacht der Inſel doch für ausreichend?“ erkundigte ſich Mynheer van Angelbeck.

„Es handelt ſich um Feſtungskrieg, und Herr Kamerad Lux iſt Kavalleriſt“, warf Graf Meuron leichthin ein. Der Württemberger blickte erſtaunt auf: ſollte das ein Nadelſtich

zum Abſchied ſein? Doch was ſollte dies verſtändnisfordernde Augenblitzen bedeuten? Er fühlte ſich dem Schweizer durch die Geldgeſchichte ſo verpflichtet, daß er keinen offenen Widerſpruch wagte. „Befeſtigungsfachmann bin ich nicht — doch die Truppe iſt gut", antwortete er.

Gouverneur van Angelbeck winkte zufrieden ab. „Das ſteht außer Zweifel", beſtätigte er liebenswürdig und wandte ſich erneut an den Grafen: „Es ſchmerzt mich zwar, in Ihnen einen lieben Freund zu verlieren, — doch da es an unſerm friedlichen Platz keine Lorbeeren zu ernten gibt ..."

In Lux regte ſich noch einmal das militäriſche Gewiſſen: ſuchte der Schweizer Lorbeeren? Gegen wen warben ihn die Engländer?

Meuron ſpielte nervös mit ſeinen Ringen: „Ich müßte ſchweigen, wenn nicht Sie, lieber Freund, dieſe Frage ſtellten: England kann nicht dulden, daß der Inderfürſt Tippu Sahib ſich als einziger ſelbſtändiger Herr inmitten des britiſchen Gebiets behauptet; Lord Wellesley will ihn in ſeiner Hauptſtadt Seringapatnam angreifen — und da wir hier entbehrlich ſind ..."

„Mein Hauptmann Winckelmann hat mir eine Denkſchrift vorgelegt, die den Engländern ganz andere Abſichten zuſchreibt", wandte Lux bedenklich ein, „er hat eine Reihe von Meldungen geſammelt ..."

„Lauter Theater, um von den wahren Zielen Englands abzulenken", beruhigte der Schweizer. „Ihr Hauptmann ſcheint auf anderm Gebiet brauchbarer zu ſein ...", lächelte er vielſagend und deutete in den Garten hinab: der Jägerhauptmann Winckelmann begleitete Carlotta Angelbeck unter den Palmen. Die Tochter des Gouverneurs hatte nicht das ſtrahlende Blond, das viele Holländerinnen in den Tropen auszeichnet, aber ſelbſt wenn ſie nicht ſchon durch ihre Abkunft

die Empfänge der Herrenfamilien von Colombo beherrſcht hätte, ſo hätte doch ihre hohe Geſtalt und ihr tiefſchwarzes Haar ſie immer zu einer auffallenden Erſcheinung in der Hauptſtadt machen müſſen. Dem Hauptmann, der eine lange Erkundungsreiſe nach den nördlichen Garniſonen hinter ſich hatte, ſchien es, als habe ein ernſter Zug, den er früher nicht an ihr gekannt, ihren Ausdruck noch vertieft. „Ich langweile Sie", unterbrach er plötzlich den Bericht von einer Tigerjagd, „ich bin aufdringlich mit meiner Mitteilſamkeit, — doch Sie ſind die erſte Frau, der ich dies viele Schöne berichten kann . . ."

„Erzählen Sie nur — natürlich — ich habe ſelten ſo viel Intereſſantes gehört!" entſchuldigte ſie ſich zerſtreut.

„Nie von Tigerjagden?" ſpottete Winckelmann. „Das tägliche Brot der Tiſchgeſellſchaften von Colombo, wenn die Kurſe und die Politik abgetan ſind? . . ."

„Nicht doch", wehrte ſie haſtig ab, „die weite Welt, die Natur — es tut ſo wohl, von anderem zu hören, als was man hier ſpricht . . ."

Der Hauptmann horchte auf. „Carlotta", bat er, „Sie ſind ſo fremd heute! Was ſpricht man? wenn Sie mir's ſagen wollten?"

Sie ſchaute ſich ſpähend nach der Veranda um. Die Herren ſtießen mit breitem Lachen auf die Zukunft der Schweizer Söldlinge unter der engliſchen Flagge und zugleich auf ein baldiges Wiederſehen an. Carlotta Angelbeck griff haſtig nach dem Arm ihres Begleiters. „Was halten Sie vom Krieg? Wenn ich Ihnen ſagen könnte, wie ich mich ſorge!"

Franzkarl Winckelmann lächelte. Sorge um den lieben Soldaten? Zwiſchen dem Heute und dem Ludwigsburger Spuk lagen neun Jahre, und es gab keinen Mann, dem es nicht wohlgetan hätte, daß ſich ein Mädchen wie Carlotta

Angelbeck um ihn ſchwere Gedanken machte. „Es muß nicht gleich das Leben koſten!“ tröſtete er.

„Sie wollen mich nicht verſtehen!“ klagte ſie. „Glauben Sie, daß ich mich fürchte? — Aber Sie ahnen nicht, was für Agenten hier ein- und ausgehen, — wie unter den großen Kaufleuten geſchimpft wird, ſeit daheim in Holland die Franzoſen über's Eis eingedrungen ſind und aus dem Land der Oranier eine „bataviſche Republik“ gemacht haben, die doch nur eine Sklavin der Pariſer Henkersknechte iſt! — ‚Lieber engliſch als welſch!‘ heißt es, ſeit der Erbſtatthalter nach London geflohen iſt, die ganze oraniſche Partei redet ſo, jeder, der etwas zu verlieren hat.“

Der Hauptmann Winckelmann legte ſchützend die Hand um ſie. „Carlotta“, bat er, „wäre es nicht der rechte Moment, uns um ganz anderes zu kümmern als um die Parteien, die ſich im Haag mit Steinen ſchmeißen?“

Sie kam von ihren Sorgen nicht los: „Werdet ihr allein Colombo halten? Sieh, wie euer Oberſt mit dem Schweizer zuſammenſteckt und wie er meinem Vater ſo vielfach verpflichtet iſt ...“ ſie ſtieß es weinend hervor. Der Offizier pfiff leiſe durch die Zähne; auch er traute den hohen Herren ſämtlich nicht viel Löbliches zu. Zwar hatte ihm der Oberſt nicht mehr nachgetragen, was er von jenem alten Duell ahnen mochte; wozu auch? Ernſt von Lux hatte ja doch die Braut und die gute Karriere bei Hof, — der Winckelmann aber war hier außen gut zu brauchen, hielt ſeine Kompanie in Ordnung und ließ dem Oberſt Zeit, ſich um ſeine Geldgeſchäfte zu kümmern; den Bericht des Jägerhauptmanns, daß der Gouverneur angeſichts drohender Zuſammenziehung engliſcher Truppen bei Madras keinesfalls die Schweizer aus dem Kontrakt entlaſſen dürfe, hatte Oberſt Lux freilich eben jetzt zum freundlichen Angedenken ſeinem Freund Meuron über-

reicht, der das Blatt ſchmunzelnd in die Bruſttaſche ſteckte ...

Carlotta hörte die Antwort aus Winckelmanns Schweigen. „Alle ſagen: ‚Lieber engliſch als unter dem Pöbel!‘ — Seit Menſchengedenken iſt England unſer Feind geweſen! Mein Urgroßvater iſt unter de Ruyter auf der Themſe gefallen — und wenn jetzt ...“, ihre Stimme ward vom Schluchzen erſtickt — „wenn unſer Name mit einem Verrat genannt würde ...“

Hier war es, wo der Jägerhauptmann von Winckelmann zum erſten Male ſeit dem Abmarſch aus Ludwigsburg völlig ſeine Soldatenpflichten vergaß. Gleichgültig waren ihm die Parteiungen der Holländer, gleichgültig das Haus Oranien und die bataviſche Republik, gleichgültig der Fürſt Tippu Sahib und die Abſichten des Schweizer Regiments, und ob Verrat geſponnen wurde oder nicht. Er war kleiner Kompaniechef, hatte ſeinen Bericht nach Eid und Pflicht gemacht und konnte nicht hindern, wenn ein großes Kolonialreich durch Parteiſucht und Verrat zuſammenbrechen ſollte; — er hatte ſchon zu viel geſehen, wie die Weltgeſchichte ein großes Kaufgeſchäft iſt und die Treue ein Wahn, — er fühlte nur das ſchöne Mädchen in ſeinen Armen und eine Flut von Vertrauen und Glück wie nicht wieder ſeit jenen Jugendtagen im Schwabenland, ein Jahrzehnt war's her und mochte verſchmerzt ſein ...

„Tut der Name Angelbeck nicht mehr gut, Lottchen, ſo mußt du dir einen beſſeren wählen!“ ſprach er zart und küßte ſeine Braut.

Wenige Tage ſpäter marſchierte das Schweizer Regiment zu den Schiffen, die es hinüberbringen ſollten zum großen engliſchen Waffenplatz Madras. Die Muſik ſpielte: „Marlborough zieht aus zum Kriege ...“, die Württemberger und

das holländiſche Regiment (wie man eine eingeborene Singaleſentruppe nannte), ſtanden mit präſentierten Gewehren Spalier, Graf Meuron wünſchte fröhlich ein Wiederſehen, als er ins Boot ſtieg. Der Gouverneur nickte mit feierlicher Amtsmiene; der Oberſt Lux freilich, der als Standortälteſter hinter ihm hielt, ſah zu Boden, als die Transportflotte beim Ankerlichten die britiſche Kriegsflagge, den „Union Jack“, in die Maſten hißte. Die Hauptleute blickten ſich bedeutſam an: „Ich will Stechpalmen mit Stachelſchwein freſſen, wenn das keine Teufelei nachzieht!“ verſchwor ſich Franquemont. Winckelmann zuckte die Achſeln: wer wollte es ändern? Die von ihm dringend erbetene Weiſung zur Verſtärkung der Feſtungswerke war immer noch nicht ergangen; wollte er ſich nicht wie auf jedem Inſpektionsritt ſinnlos ärgern, ſo war es beſſer, ſich im Gouvernementsgarten zu ergehen ...

Am vierten Sonntag aber erſchien wieder die Flotte, und als Parlamentär ging ein Offizier des bisher in holländiſchem Solde geweſenen Schweizer Regiments an Land. Er überbrachte dem Gouverneur die Aufforderung, Feſtung und Kolonie der britiſchen Macht zu übergeben, — aber nicht nur im Namen ſeines Generals, ſondern auch des bisherigen Erbſtatthalters der Niederlande, des Prinzen von Oranien, der vor der Revolution in England Zuflucht gefunden hatte und nun Alt-Hollands Außenpoſten anwies, ſich ſeinen Beſchützern gleichfalls anzuvertrauen. Der Gouverneur wies den Gaſt höflich an den ortsälteſten Offizier. Der Hauptmann von Winckelmann trieb in ohnmächtiger Wut die eingeborenen Arbeiter auf den Wällen der Außenforts an; es war vergebliche Mühe, in wenigen Tagen beſſern zu wollen, was in Jahren verlottert war. Der Oberſt ritt in betulichem Eifer die Werke ab und erſtattete Meldung, daß der Zuſtand der Befeſtigungen eine Verteidigung nicht erlaube; Gou-

verneur von Angelbeck neigte das Haupt und gab, wiederum ohne eine Miene zu verziehen, Befehl, die weiße Flagge der Kapitulation zu hissen. Carlotta Angelbeck saß mit verweinten Augen in ihrem Zimmer. Die Kompanie Winckelmann wurde von ihrem Fort hereingeholt und am Gouvernementspalast bereitgestellt. Hauptmann Franquemont war schon einige Tage zuvor auf seinem Außenposten zu Ostenburg durch Übermacht zur Waffenstreckung gezwungen worden.

Die ganze Nacht hindurch wogte die erregte Volksmenge vor dem Angelbeckschen Hause hin und her, sang die Marseillaise und schrie Pfui über den Gouverneur, über die Oranier und über die Edle Handelskompanie, von der sie an die Briten verkauft worden seien. Steine flogen, sogar ein paar Schüsse fielen gegen das Haus, dreimal ging Winckelmann mit seinen Leuten mit blankem Hirschfänger vor, in dunkeln Gassen floß Blut, eingeborene Schächer nutzten den Wirrwarr zu Plünderung und Schlimmerem, erst als am andern Tag die britischen Rotröcke einrückten, ward Ruhe.

Im Gouvernementspalast nahm der General Stewart Wohnung, Mynheer van Angelbek übergab die zivile Gewalt und erhielt einen Schutzbrief für seinen gesamten Besitzstand, mit ihm eine Reihe anderer Pflanzer; wer im Volke Unruhe stiftete oder republikanische Umtriebe anzettelte, wurde eingesperrt; in den Gefängnissen wurde geprügelt; damit waren die revolutionären Neigungen bald erstickt, England verstand Ordnung zu halten.

Der Graf Meuron war in englischem Sold mit seinen Schweizern wieder in Colombo eingezogen und hatte sich im alten Quartier niedergelassen, das er vor seinem Abmarsch bewohnt hatte und wo, wie man raunte, sogar seine Einrichtung unverändert zurückgeblieben war, als sei seine Wiederkehr eine sichere Sache gewesen. Als Herr van Angelbeck ihm

ſeinen freundſchaftlichen Antrittsbeſuch zurückgab, warf ihm auf dem Heimweg der Pöbel Steine und Unrat in ſeine Kutſche. Der Handelsherr wiſchte ſich das Zeug in ſeinem Palaſt gleichmütig von dem weißen Anzug und kleidete ſich um. Mochten die Leute toben, — ſie würden ſich beruhigen: unter der britiſchen Herrſchaft war gut wohnen, ſicher beſſer als unter dem Freiheitsbaum wegen zu großen Reichtums guillotiniert zu werden. Mynheer van Angelbeck rieb ſich zufrieden die Hände und fragte nach ſeiner Tochter. Der eingeborene Hausvorſteher übergab ihm einen Brief; darin ſtand mit kurzen Worten, daß ſich Carlotta van Angelbeck nach Feldbrauch unter den Fahnen des Regiments Württemberg mit dem Kapitän von Winckelmann habe trauen laſſen, um nicht länger den Namen des Verräters von Colombo tragen zu müſſen. Da ging der frühere Gouverneur von Ceylon hin und ſchoß ſich inmitten ſeiner Reichtümer eine Kugel durch den Kopf. —

Die Kunde traf erſt nach langen Wochen im Lager der Württemberger ein, mit denen nach der feierlichen Übergabe der Waffen und Feldzeichen an die Sieger ein ſchwieriges Hin und Her entſtanden war, bei dem die Briten alle und die Schwaben keinerlei Trümpfe in der Hand hatten: einer kleinen Anzahl Altgedienter hatte zwar der Hauptmann Winckelmann ſchnell vor der Kapitulation noch den Entlaſſungspaß geſchrieben, und es kamen auf dieſe Art einige wenige Schwaben doch noch heim, mit ihnen Friedrich Franquemont, der des Kriegsruhms in der Fremde gründlich ſatt geworden war. Er hatte dem Freund angeboten, ſtatt ſeiner mit der jungen Frau zu fahren, aber Winckelmann hatte abgelehnt: „Mich zieht nichts mehr nach der Heimat, — hier aber kann ich meinen Leuten etwas ſein . . .“

Denn wer bei der Kapitulation unter Waffen ſtand und

nicht alsbald englische Dienste nahm, um so abermals seinen Leib für weitere fünf Jahre zu verkaufen, ward als Kriegsgefangen ins Lager nach Madras geführt, und da die batavische Republik sowie die Liquidatoren der Edlen Handelskompanie im Haag sich weigerten, einen Stüber für die Auslösung der Gefangenen zu geben, so begann für die Schwaben ein sonderbares Leben, mehr in einer Siedlung als in einem Gefängnis, — denn wohin wollten sie fliehen ohne Schiffe, vor sich das Meer und hinter sich den Urwald mit seinen Bestien? Nur ihr Oberst führte neben ihnen eine eigenartige Existenz als freier Handelsherr, der sein Vermögen mit Eifer verwaltete und mehrte, ohne daß ihn die Engländer bei seinen Spekulationen störten; wenn Winckelmann namens der Gefangenen Rechenschaft über den Sold forderte, der indessen drüben in Holland auf des Obristen Bank angewiesen wurde, so erhielt er die bedauernde Auskunft, daß das isolierte Leben auf der fernen Insel leider jeden klaren Überblick und jede Verfügung ausschlösse; auch könne vor Abschluß der Feindseligkeiten unmöglich festgestellt werden, was der Bevollmächtigte Kanzler inzwischen mit dem andern Regimentsteil auf Java paktiert habe. Während die Wechsel des Obristen an der Börse zu Colombo honoriert wurden als die eines Herrn, der dafür bekannt war, daß ihm Millionen zur Verfügung standen, halfen sich seine gefangenen Soldaten in ihrem Lager recht und schlecht von Jahr zu Jahr weiter und verminderten sich auf dem natürlichsten Weg, da das Klima pünktlich seine Zinsen eintrieb und manch einer nach jahrelangem Warten schließlich doch die Urkunde unterschrieb, kraft deren er lieber für England durch die Meere fuhr, statt hier auf Auslösung zu harren, die doch nie Wahrheit wurde.

Als endlich, im fünften Jahre dieser Gefangenschaft, ein kurzer Friede zwischen den Weltmächten die Meere öffnete,

gab es um die Rechtsnachfolge der aufgelösten ostindischen Handelskompanie, deren Hab und Gut von der batavischen Republik eingesackt worden war, so manchen Streit, daß die Eingaben der schwäbischen Regimentsreste zu London, Paris und im Haag gleichermaßen als ebenso unklar wie gleichgültig grundsätzlich unter alle andern Aktenberge geschoben wurden und dort glücklich verblieben, bis der Krieg erneut losbrach und abermals die Verbindungen sperrte. Den Oberst von Lux, der gerade um diese Zeit seine Heimreise nach Europa betrieb, um in Ruhe die Ausbeute seines Lebens zu verzehren, fand die Kunde nicht mehr unter den Lebenden; er starb eines Tages plötzlich weg, wie es Leute seines Alters in den Tropen unvermutet antritt; daß ihn in den letzten Stunden sein Gewissen gedrückt habe, wie man sich im schwäbischen Lager erzählte, ist nicht verbürgt und braucht nicht geglaubt zu werden. Sicher ist, daß dem Hauptmann Winckelmann keinerlei Abrechnung über die Soldbestände hinterlassen wurde, sondern daß die englischen Behörden achselzuckend erklärten, sie könnten sich mit der Auseinandersetzung mit dem Alleinerben, dem Oberstleutnant Ernst von Lux in Württemberg, nicht befassen. Und von dort mochte nur ein Narr Antwort erwarten.

9.

„Mit etwas Geld ließe sich viel gewinnen, Kurfürstliche Gnaden", schloß der bevollmächtigte Minister Normann seinen Bericht über die Erfolge seiner Pariser Gesandtschaftsreise. Kurfürst Friedrich hatte sich, soweit es seine mit den Jahren immer mehr angewachsene ungewöhnliche Körperfülle gestattete, an den Tisch herangeschoben und betrachtete mit gierigen Augen die Landkarte des neuen Württemberg, wie es

nach dem Willen des franzöſiſchen Diktators aus dem Kuhhandel hervorgehen ſollte, den die Herren und Stände des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation durch ihre Pariſer Geſandtſchaften um die Wette betrieben. Noch ragten in das Gebiet etliche ärgerliche Zwickel hinein, wenn auch die ſcheckige Farbenſchachtel, in der einſt Abteien und Grafſchaften, Deutſchordens-Komtureien und Reichsſtädte durcheinandergelegen waren, dem ruhigeren Bilde großer gleichfarbiger Gebietsflächen Platz gemacht hatte. Friedrichs Blick blieb auf der Stickerei des Prunkſeſſels haften, über der ſich der Kurhut erhob, der neue Schmuck, der ihm von Napoleon Bonaparte, dem Konſul, General und Alleinherrſcher in Frankreich, verliehen war mit dem Recht, bei der Wahl eines deutſchen Kaiſers mitzuſtimmen. Das Auge des Kurfürſten ſtrich über die Wappenfelder hinweg: Schwabens altes Prunkſtück, die Reichsſturmfahne, wirkte wie Hohn, wenn er das Buhlen der Reichsſtände um die Huld des welſchen Kriegsgottes bedachte, — und doch reizte es ihn, dem Wappenbild, das gegenüber der Zeit Karl Eugens um manches Zeichen reichsſtädtiſcher oder kirchlicher Herrlichkeit bereichert war, noch die einen oder andern Inſignien hinzuzufügen; der Schatten des Deutſchen Reiches vermochte ſein Gewiſſen nicht zu belaſten, wenn er die Mehrung ſeiner Macht betrieb: es würden ſich doch nur ſeine Nachbarn mit doppeltem Eifer auf die letzten Biſſen ſtürzen, wenn er ſich zurückhielte! Hier Ulm und Biberach, die reichen freien Städte, waren Brocken, über die ſie ſich noch nicht einig waren, — da mochte noch Rat werden, wenn man nur als erſter den Weg zum Ohr des Franzoſen fand! — Und dieſer Weg mußte mit Dukaten gepflaſtert werden . . .

„Er hat noch nicht genug gegeben, Normann!“ tadelte der Kurfürſt. „Dies Hohenzollern ragt gar zu häßlich in Unſer Gebiet herein.“

Der Getreue hob warnend die Hand: „Bonaparte will Preußen nicht vor den Kopf ſtoßen!“

Kurfürſt Friedrich winkte verächtlich ab. „Pah, der Alte Fritz iſt längſt vermodert.“

Der Geſandte nickte. „Der Erſte Konſul will ſeine Gegner nacheinander erledigen, — Preußen wird erſt in zweiter Linie an die Reihe kommen . .“

„Wenn ſie einig wären“, wünſchte Friedrich, „ſo wären dieſe ganzen Bücklinge vor den Fremden nicht nötig!“ — Und doch ſtreifte er noch einmal mit verliebten Augen den Streifen des Zollernlandes: „Iſt's wahr, daß auch die Frau des Konſuls Geld nimmt, die Joſefine?“

Normann verneigte ſich beſtätigend. „Sie iſt unerſättlich wie alle . . .“

„Alſo richt' Er ſich danach ein!“ verlangte Friedrich gebieteriſch.

Der Geſandte zog bedauernd die Schultern hoch. „Kurfürſtliche Gnaden, — wenn es vom Gelde abhängt, ſo hat Württemberg die Grenzen ſeiner Größe erreicht: — es iſt nichts mehr flüſſig zu machen.“

Über des Kurfürſten energiſche Züge blitzte der Jähzorn. „Hat Er das Letzte darangeſetzt?“ forſchte er mißtraniſch. Normann ſah ihm offen ins Geſicht: „Das Äußerſte: den franzöſiſchen Miniſtern die Schoßhündchen zu tragen, wie ich es, Gott ſei's geklagt, im Salon des Herrn Talleyrand von deutſchen Geſandten ſah, habe ich freilich eines württembergiſchen Boten für unwürdig erachtet.“ — Er ſah Friedrichs kurzes, zuſtimmendes Nicken. „Was die Sache erſchwert“, fuhr er fort, „iſt der Umſtand, daß andere deutſche Geſandtſchaften uns entgegenarbeiten, ſo die vereinigte Reichsritterſchaft . . .“

„Denen will ich die Burgen mit Geſchütz brechen!“ drohte Friedrich.

„Die Reichsſtädte und die Geiſtlichkeit . .“

„Werden mir dereinſt Steuern zahlen nach dem Maße, das ſie jetzt an Frankreich verſchwenden!“ ſchwor der Kurfürſt.

„Schließlich muß ich zu meinem Schmerz melden, daß die Landſchaft als verfaſſungsmäßige Vertretung der getreuen Stände Württembergs eine wohlbeſtallte Kommiſſion nach Paris entſandt hat, die gleichfalls Dukaten von ſich gibt . . .“

„Wie der Eſel im Märchen!“ murmelte Friedrich grimmig. „Aber ich werde ſie ſtrecken, die Halunken! — Haben die Verräter etwas erreicht? Was ſagt der Erſte Konſul?“

Normann lächelte: „Es läßt ſich nicht ſehr fein auf deutſch ſagen: ungefähr das gleiche, was mein Kurfürſt darüber denkt.“

Kurfürſt Friedrich rieb ſich begeiſtert die Hände: die ganze Geſellſchaft zum Teufel zu jagen, ſowie die Verteilung des Reichs beſiegelt ſein würde, — dann die Verfaſſung aufzuheben und die Landſchaftskaſſe einzuſtecken, — das wollte er ſich nicht zweimal ſagen laſſen . . . aber vorher brauchte man Geld, beim Himmel!! Schwer atmend ſchob er ſich in ſeinen Schreibtiſch, der, um ſeinem abnormen Leib den nötigen Raum zu laſſen, halbkreisförmig nach innen ausgebuchtet war; mit raſchen Bewegungen, die man dem maſſigen Mann kaum zutrauen mochte, warf er Akten und Notizblätter durcheinander . . wahrlich, alle Möglichkeiten waren erſchöpft, ohne Raub und Landfriedensbruch war nicht zu Geld zu kommen, man hatte die Schraube ſchon ſtark genug angezogen — und doch kam nie wieder eine ſolche Gelegenheit, noch etliche Quadratmeilen hinzuzubekommen! Wie, wenn Bayern oder Baden noch Reſerven hätten, ihn bei der Verteilung der letzten Gebietsfetzen zu überholen . . !

„Noch etwas?“ fragte er unwirsch.

Normann schichtete die Akten über die Reform des Reiches zusammen. „Der Kurprinz befürwortet die Auszeichnung eines Majors von Scharffenstein, der sich im letzten unglücklichen Feldzug tapfer gehalten habe und sogar totgesagt worden sei. . .“

Kurfürst Friedrich runzelte ärgerlich die Stirn. Scharffenstein? Er entsann sich wohl: ein tüchtiger Offizier; vor dem letzten Franzoseneinfall war er für die Gründung einer Landmiliz eingetreten, eines allgemeinen Aufgebots, das Haus und Hof besser schirmen werde als eine Söldnertruppe. Mit diesem Augenblicke war in dem Fürsten das von Karl Eugen übernommene Mißtrauen wachgeworden: als ob nicht die Volksbewaffnung für einen Fürsten der gefährlichste Gegner sein müsse, das beste Werkzeug in der Hand jener Landstände, die gegen ihren Landesherrn nach Paris wallfahrteten! „Allgemeine Wehrpflicht!“ Friedrich lachte ob des Gedankens, der allen Fürsten seiner Zeit völlig revolutionär und unsinnig scheinen mußte. „Der Scharffenstein soll sich in seine Garnison begeben. An die Beförderung wollen Wir erst denken, wenn er sein Jägerbataillon in brauchbarem Zustand vorstellt“, entschied er ablehnend. „Ich will an diesen Feldzug durchaus nicht erinnert werden“, fuhr er fort, „es war falsch, auf Seiten Österreichs zu fechten, der Reichsgedanke ist tot! — Ohne die englischen Geldzuschüsse hätte ich schon früher mit Frankreich paktiert“, gestand er, halb im Selbstgespräch. „Dort ist die Macht, dort müssen wir uns anlehnen, durch Neubildung unserer Armee ein achtungswürdiger Bundesgenosse werden. Tun wir das nicht, Normann, so wird unser Land immer aufs neue von fremden Heeren verwüstet werden! Nur der Mächtige hat Anspruch auf Rücksichten, — das ist mein Ziel für Württemberg!“

Normann erhob die Glocke zum Zeichen für den Flügeladjutanten. Doch zum erſtenmal in Friedrichs Regierungszeit ward dem Ruf keine Folge geleiſtet. Erſtaunt horchte der Kurfürſt auf; der Oberſtleutnant von Lux hatte Dienſt, — wo blieb er? War da nicht ein heftiger Wortwechſel im Vorzimmer? — Friedrich von Württemberg hatte zu lange Jahre in Rußland verbracht und ſelbſt zu viele Schickſale rückſichtslos mit Füßen getreten, um nicht jederzeit auf das Schlimmſte gefaßt zu ſein, wenn auch bei den guten Württembergern der Tyrannenmord bislang nur in Verſen geübt worden war. Ungeduldig ſchob er den treuen Normann beiſeite und riß die Tür auf. Der Sohn des Miniſters, ein junger Rittmeiſter, der ſich vom öſterreichiſchen Regiment Radetzky zum Übertritt in die württembergiſche Reiterei melden wollte, ſchmetterte das „Habt acht!", da eine in hitzigem Streit begriffene kleine Offiziersgruppe das Nahen des Monarchen nicht bemerkt hatte. Staunend ſah Friedrich, daß ſein Flügeladjutant beinahe handgreiflich einem andern den Zutritt zu verwehren ſuchte, während der Major Scharffenſtein nicht minder hitzig dafür eintrat, daß der Fremde zur Audienz gemeldet werden müſſe; was aber des Kurfürſten Aufmerkſamkeit vor allem anzog, war die ſeltſame Uniform des Beſuchers, die keiner der Änderungen entſprach, die durch die Jahre der Revolutionskriege im ſchwäbiſchen Heerweſen eingetreten waren; es ſchien, als ſei eine der ausgeſtopften lebensgroßen uniformierten Puppen, die ſich der Kurfürſt zur Erinnerung an frühere militäriſche Bilder in ſeinen Schlöſſern aufgebaut hatte, in Bewegung gekommen: ein leibhaftiger Hauptmann in der Parade-Adjuſtierung aus der Zeit vor zwanzig Jahren ſtand da ſtramm in der veralteten Manier, wie ſie unter Karl Eugen üblich geweſen, und meldete ſich ſo vorſchriftsmäßig, daß der flüchtige Gedanke, ein armer Irrer könne zum Zwecke einer Petition

auf dieſe abſonderliche Verkleidung verfallen ſein, nicht aufrechtzuerhalten war . . .

„Hauptmann und Quartiermeiſter Kanzler von dem zur holländiſch-oſtindiſchen Kompanie abgegangenen Subſidienregiment Württemberg bittet untertänigſt um Anhörung ſeines Rapports und um Entlaſtung von der ordnungsmäßigen Führung ſeiner Regimentsgeſchäfte . .“

In den langen Jahren ſchwerer Regentenſorgen hatte Kurfürſt Friedrich manche Frage, von der für einzelne Untertanen Gut und Leben abhing, rückſichtslos beiſeite zu ſchieben gelernt. So war es ihm auch heute wenig um eine Audienz zu tun wegen eines Regiments, von dem ihm nur erinnerlich war, daß infolge der Umwälzungen in Holland die Zahlungen erſt ins Stocken gekommen und ſchließlich gänzlich ausgeblieben waren. „Warum will Er den Mann nicht anmelden, Lux?“ fragte er, mehr um einen Grund für raſchen Abſchluß der Affäre zu ſuchen. Der Flügeladjutant wies mit hochrotem Geſicht verlegen auf den unmöglichen Aufzug des Ankömmlings. Da faßte ſich der ein Herz: „Gerechtigkeit, Kurfürſtliche Gnaden! — es geht ja um ſ e i n Geld, über das der Landesherr entſcheiden ſoll . . .“

Kurfürſt Friedrich richtete ſich auf. Geld? Jetzt hatte der Fall ein anderes Geſicht. „Tret' Er näher und erſtatte Er ſeinen Bericht!“ lud er mit ungewohnter Leutſeligkeit den Quartiermeiſter ein. Ernſt von Lux ſtand mit zuſammengepreßten Lippen ſtramm, als der Gebieter mit dem Fremden in ſeinem Zimmer verſchwand. Der Major von Scharffenſtein näherte ſich mit betonter Höflichkeit: „Ich bitte, mich der Frau Oberſtleutnant angelegentlichſt zu empfehlen“. — Sie hatten ihm einſt den Weg zu Luiſe von Lux verſperrt, als er für ſeinen Kameraden Winckelmann einen letzten Verſuch unternommen hatte, — jetzt kam eine ſpäte Vergeltung.

Scharffenſtein ſah es nicht nur an dem ſtarren Geſicht des Oberſtleutnants, der den offenen Hohn gar nicht zu hören ſchien, — noch deutlicher ſprach der heftige, langanhaltende Schall der Audienzglocke, die den Flügeladjutanten vor das Auge ſeines grimmigen Landesherrn beſchied.

Scharffenſtein hielt den Miniſter auf, der ſich zum Gehen wandte: „Iſt keine Möglichkeit, meine Heimat Mömpelgard beim Reich zu erhalten?“ fragte er haſtig. Normann verneinte bedrückt: „Ausſichtslos: alles Land links des Rheins iſt dahin; ein Jammer, wie Deutſchland zerbröckelt, und daß es deutſche Hände ſind, die immer weiter daran abgraben. Wenn nur ihr Jüngeren beſſere Zeiten erleben möchtet!“

Scharffenſtein ſchüttelte zweifelnd den Kopf. „Durch wen? Auf Preußen iſt kein Verlaß, — und was ich vom kaiſerlichen Heer ſah: . . . wenn man bei den Öſterreichern nicht hinter jedem Regiment den Galgen dreinführt, halten ſie nicht ſtand . .“

„Oh, bei meinem Oberſt Radetzky war's anders!“ verwahrte ſich der junge Normann ſtolz.

„Wozu ſtreiten? Die Aufgabe iſt, den Ruf der württembergiſchen Armee zu Ehren zu bringen . .“, mahnte der Miniſter.

„Wäre ſchöner, für ein d e u t ſ c h e s Heer zu arbeiten!“ ſprachen die beiden Offiziere wie aus einem Munde. Angſtlich ſchaute ſich der Vater Normann um: „Ich rate, mit ſolchen Worten vorſichtig zu ſein“, bat er, „unſern ſtrengen Herrn macht nichts ſo raſend, als wenn er vom deutſchen Vaterland ſchwärmen hört.“

„Ganz wie der ſelige Sultan Karl!“ brummte Scharffenſtein.

„Heute ſcheint er aus anderem Grund zu toben!“ rief der junge Normann aufhorchend. Im Audienzzimmer erhob ſich

die gewaltige Stimme des Kurfürsten zu wütendem Gebrüll; schon verstand man einzelne Worte . . . Der Minister hielt inne; lauschen war nicht seine Sache, — aber jetzt öffnete sich das Gemach, — der Oberstleutnant Lux taumelte heraus, die Flügeladjutantenschnur hing, von einem jähzornigen Griff aus der Uniform gerissen, zerfetzt von der Schulter, — hinter ihm erschien der Kurfürst Friedrich in der Tür: „Bis morgen ist alles auf Heller und Pfennig abgeliefert, oder Er wird Seinen Fürsten kennenlernen! Sibirien ist für Euresgleichen noch zu gut!" Dann winkte er den Minister heran . . .

„Mach' Er sich reisefertig, Normann!" rief er und schlug ihn triumphierend auf die Schulter, ohne sich vor dem im Hintergrund stehenden Kanzler zurückzuhalten: „Morgen ist Geld da in Fülle, fahr' Er und spare Er nicht! Jetzt müssen die letzten schwäbischen Reichsstädte mein sein!"

Hastig, halb empört über die Eigensucht des Hauses Lux, halb erfüllt von Wonne über den unerhörten Glücksfall, sprudelte er die Geschichte heraus, daß der in Indien verstorbene Chef des verkauften Regiments eine ungeheure Summe vom Sold seiner Soldaten zusammengescharrt habe; selbstverständlich gebühre ihre Verlassenschaft dem Landesherrn und nicht jenem Leichenfledderer, dem Lux, der als Erbe die ganze Unsumme an sich gerafft und selbst heute noch seinem Fürsten zu verheimlichen versucht habe. .

„Wir sind wohl zufrieden mit Ihm!" wandte sich der Kurfürst an den Quartiermeister, der ob des wilden Auftritts der letzten Viertelstunde völlig verdutzt stand. „Hat Er einen Wunsch, so sag' Er ihn frei heraus . ."

Der Biedere fand die Worte nicht. Konnte er sagen, daß das Geld von seinen Kameraden in der Ferne keineswegs für die Gebieter Württembergs zusammengespart worden sei, die wahrlich genug an ihrem Fleisch und Blut verdient hatten . . ?

Mühſam ſtammelte er etwas von ihrer Hoffnung auf die Heimkehr. Kurfürſt Friedrich zog unwillig die Brauen hoch. „Nun, Er iſt ja da! — na, ein paar tauſend Gulden wollen wir Ihm in Verwaltung geben, etwaige Heimkehrer auszuzahlen; — werden ſchon nicht zu viele werden!“ ergänzte er augenzwinkernd, denn die Korruption, die er in Rußland geſehen hatte, traute er jedem Beamten zu, wie ſein Reſkript an einen um Unterſtützung bittenden Amtmann beſagt: „Ich hab' Ihn in den Hafer geſetzt, — warum hat Er nicht gefreſſen . .!“

Normann ſah, daß es an der Zeit war, den Mann aus der Fremde aus dem Geſichtskreis des Fürſten zu ſchaffen, wenn das Licht der Gnade nicht ebenſo ſchnell wieder verdunkelt werden ſollte. „Geh' Er und geb' Er ſich zufrieden!“ riet er wohlmeinend und ſchob den Quartiermeiſter zur Tür. Der hatte noch ſo vieles auf dem Herzen, was er ſeinem Fürſten ſagen wollte; in wochenlanger Seefahrt hatte er ſich's ausgedacht, nun war der Augenblick gekommen und faſt ſchon unwiederbringlich dahin . . .

„Entlaſtung für die Rechnungsführung?“ wiederholte der Miniſter lachend einen der ſchüchtern geſtammelten Wünſche. „Wenn Ihm ſein Landesherr in Gnaden einen Verwaltungspoſten im kurfürſtlichen Zivildienſt verleiht, wird Ihm ſchon kein anderer das Gewehr zu viſitieren wagen“, beruhigte er und ſchob den umſtändlichen Gaſt zur Tür hinaus.

Benommen ging der Quartiermeiſter ſeines Wegs durch die weiten Flure des Stuttgarter Reſidenzſchloſſes; der Bau war ihm fremd, das hochnäſige Lakaienvolk zu fragen getraute er ſich nicht, denn die Erhabenheit über einen aus Indien heimkehrenden Offizier ſtand jedem weithin ſichtbar auf dem Geſicht geſchrieben; erleichtert fand er ſchließlich den Durchlaß ins Freie, aber der führte nicht zur Planie gegenüber der alten Burg, wo er eingetreten war, ſondern er ſah ſich in dem großen

rückwärtigen Hof, um den ſich die Gebäude der alten Karlsſchule gruppierten. Jetzt waren die Räume der früheren Akademie militäriſchen Zwecken dienſtbar gemacht worden, die Rekruten der vom Kurfürſten planvoll vergrößerten württembergiſchen Heeresmacht exerzierten im Reihenmarſch um den baumumſtandenen Brunnen, an deſſen Rand einſt Schiller mit ſeinen Kerunden in ſo mancher Unterrichtspauſe diskutiert hatte.

Ein Oberſtleutnant, der mit unwilligen Zwiſchenbemerkungen die Abrichtung ſeiner Mannen begleitete, unterbrach ſich plötzlich mitten im Fluchen, als er die ſeltſame Uniform des befangen nach dem Ausweg aus der Kaſerne ſpähenden Fremden bemerkte; raſchen Schrittes kam er näher, dann brach er in eine rauhe landesübliche Begrüßung aus, die außerhalb Schwabens kaum in ihrer richtigen Herzlichkeit gewürdigt werden kann. Es war Koſeritz, einer der wenigen, die einſt rechtzeitig vom Kap zurückgekehrt waren.

„Kanzler? — Von den Toten erſtanden?“ rief er. „Mann, hier glaubt ja kein Menſch, daß es Euch überhaupt noch gibt! Das muß gefeiert werden! — meine Krummſtiefel hier können auch ohne mich dreſſiert werden: Oberſtleutnant iſt das Angenehmſte und Überflüſſigſte, was Gott jemals erfunden hat!“

Doch die frohe Stimmung ſchwand, als er beim Schoppen im Schwarzen Adler Kanzlers Bericht vernahm, der eigentlich, nach ſo vielen er auch fragte, nur eine Totenliſte war, die zwar am Kap erſt langſam mit ein paar Krankheits- und Unglücksfällen eröffnet worden, dann langſam angewachſen und ſchließlich zu einer entſetzlichen ſtetigen Verluſtkurve geſtiegen war. „Mann!“ ſtaunte der Oberſtleutnant wieder und wieder, „daß Ihr Euch nicht alleſamt längſt aufgehängt habt! Beiläufig, hier am Tiſch war noch am längſten von Euch die Rede, da hat der Schubart ſeine letzten Jahre verbracht, als

ihm der Herzog die Freiheit gegeben hatte; ist aber nichts Rechtes mehr aus ihm geworden, die meiste Zeit hat er hier gesoffen, und wenn sie voll waren, haben sie unser Kaplied gesungen, er und etliche lockere Burschen. Traurig, was der Herzog aus diesem Geist gemacht hat!"

Traurig, ja! — dachte auch der Quartiermeister aus Indien: das letzte Erinnern der Heimat bestand aus einem Gegröhl betrunkener Gesellen, bei den übrigen war man schon vergessen! Er fragte nach den andern, mit denen Koseritz einst gefahren war: „Der Hiller hat's weit gebracht in englischen Diensten, kreuzt irgendwo im Mittelmeer, aber er mag sich hüten, heimzukommen: der Kurfürst liebt es nicht, wenn einer Auslandsdienste nimmt, gerade umgekehrt wie der Karl Herzog; er will seine Soldaten selber brauchen! — Der Simanowitz hat Pech gehabt, ist früh invalide geworden, hat aber seinen alten Schatz geheiratet, die Reichenbach, und die verdient mit ihrem Pinsel das Nötige dazu, — ihr Schillerbild ist das beste, das ich kenne — wohin?" rief er, als Kanzler eilig aufstand. „Aha!" schalt er, als er den Grund erfuhr. „Von dem alten Schatz hätte ich nicht sprechen sollen, das beraubt mich meines Zechgenossen! Viel Glück denn, Er hat es sich reichlich verdient . . . viel Glück auch, daß ihn die Rachsucht des Lux nicht trifft!" setzte er leise warnend hinzu.

Der brave Rechner schaute sich ängstlich um: „Ich mußte doch meine Pflicht tun", wandte er beklommen ein; der Oberstleutnant nickte ernst. „Schon recht, — aber Sie haben sich einen Todfeind gemacht; Ernst Lux vergißt nichts: da war doch — erinnern Sie sich nicht? — war ein verwegenes Stück in der Nacht, da der Alte Fritz starb: — es ging um das Mädchen, das der Lux liebte, und als sein Rivale steckte der Winckelmann dahinter, war's nicht so? Ein Grenadier Pfeffer war der einzige Zeuge", fuhr er fort, als der andere

gespannt aufhorchte. „Der Kerl hat nie viel getaugt, und im unseligen Jahr 96, als die Franzosen unsre Schanzen am Kniebis überrumpelten, um sich den Weg zu bahnen für ihren Plünderungszug ins Schwabenland, da war der Pfeffer der erste nach rückwärts und brachte die Kolonne durcheinander: „Herr Hauptmann", schrie er, „die schießen ja mit Fleiß auf d' Leut . . ." — hinterher haben sie's als guten Witz weitererzählt, aber eine Schande war's für alle braven Soldaten! Und nun aufgemerkt, Kanzler! Als ich den Kerl gassenlaufen lassen wollte, — und hatte wahrlich meine kräftigsten Burschen mit den Ruten bereitgestellt, — da kam der Herr von Lux geritten, als Hofkavalier natürlich damals schon Major und fein geschmiegelt inmitten unsrer Deroute, und hat mir den Kerl pardonniert aus eigener Macht — warum?, frag' ich —, wo tausend anständige Leute ungefragt krepierten! — Weil er ihn als Zeugen aufsparen wollte, falls ihm je seine alten Gegner nochmals über den Weg liefen; vor dem mag sich jeder hüten! Sakrament ja, das ist seine Frau —", unterbrach er sich und deutete ungeniert hinter einer Dame drein, die leichten Schrittes von der Stiftskirche her den Platz zwischen der Hofapotheke und dem alten Schloß überquerte. „Die geht jetzt zum Hofdienst und hat noch keine Ahnung, welches Donnerwetter über ihren Herrn Gemahl hergegangen ist; schade ist's um sie", brummte er anerkennend, „doch was brauch' ich einem glücklichen Heimkehrer von andrer Leute Frauen vorzuschwärmen!" schloß er lachend. „Also Grüß Gott in der Heimat, und auf einen guten Ehestand!"

Wirklich befand sich Luise von Lux zu dieser Stunde auf dem gewohnten Wege zur Prinzessin Katharina. Die Tochter des Kurfürsten hatte in ihrem Wesen einen stillen innerlichen Zug, der wenig zu der lauten prunkenden Art paßte, für die sonst die Württemberger Herren bekannt waren; gerade

dadurch war der Hofdame der Dienſt bei dem liebenswürdigen Kind leicht und lieb geworden; zu Hauſe nahm ſie nicht teil an den Sorgen und Intrigen, mit denen ihr Mann zielbewußt ſeine Stellung in der Gunſt des Hofes ausbaute; war ihm auch einſt die Schwägerſchaft zur Reichsgräfin von Hohenheim gut zu ſtatten gekommen, ſo hatte der Ehrgeizige doch, als Franziska nach Karl Eugens Tod zu einem freudloſen Alter in ihren Witwenſitz nach Kirchheim verwieſen worden war, ſchnell andere Stützen gefunden, wobei er freilich das Amt ſeiner Gattin bei der Lieblingstochter des Kurfürſten in ſeinen Berechnungen keineswegs gering anſchlug. Je mehr ihre Söhne ihr zu entwachſen begannen, deren Älteſter nun ſchon ins kurfürſtliche Pagenkorps eingereiht wurde, um ſo inniger widmete ſie ſich der Prinzeſſin, in deren aufgeſchloſſenem Weſen ſie oft das Bild der eigenen Jugend wiederzuſehen meinte.

Zwiſchen dem Schloß und den weiten Parkanlagen, die der Kurfürſt ohne große rechtliche Bedenken aus dem Beſitz der Stadt Stuttgart an ſich gebracht hatte, war in einem kleinen Roſengarten Katharinas Lieblingsplatz, wo Luiſe ihren Zögling mit der deutſchen Dichtung vertraut zu machen hatte. Das kriegeriſche Gemälde des Wallenſtein mochte in die unruhige Zeit paſſen.

„Nie kann ich verſtehen, daß mein Oheim einen ſolchen Dichter nicht zu halten wußte!“ ſprach Katharina nachdenklich. „Ich empfinde es wie einen ſtändigen Vorwurf für Württemberg . . .“

„Kind, Sie müßten dieſe Zeiten geſehen haben; Schillers ſtürmiſcher Geiſt konnte ſich darein nicht finden: da galt nichts als der Wille des Herrſchers! — Schließlich iſt es in aller Welt ſo“, ergänzte die Freundin haſtig, als habe ſie ſchon zu viel geſagt.

„Warum kann er dann in Weimar hochgeehrt leben?“ widerſprach das Fräulein. „Bei uns freilich . . .“

„Wollen wir nicht lieber zum Drama zurückkehren?“ ſchlug Luiſe beſorgt vor. „— Wir ſahen, wie der Fürſt über die Liebe der Tochter und des treuen Freundes hinweggeht . . .“

„Wie er ſie ſeinem Eigenwillen aufopfert“, beharrte Katharina, „wozu, da nur Unglück daraus wird?“ drängte ſie heftiger. „Mein Bruder ſchreibt immer beſorgter von ſeiner Reiſe . . . glaubſt du wirklich, Liebe . .“, jetzt kamen ſchon die Tränen, „glaubſt du, daß ſie auch mich eines Tages ſo hergeben . . . ? Nur für ein bißchen Macht . . ſo als Kaufpreis . . ins Unglück ſtoßen?“

Luiſe von Lux ſchaute an ihr vorbei. Sie ſah ſich wieder in dem Zimmer von Ludwigsburg: das gleiche Schickſal, immer und immer wieder, alles lebenslange Unglück, nur um dem fürſtlichen Willen zu genügen . . „Kind“, ſprach ſie leiſe, „haſt du vergeſſen, was Schiller von der Frau ſagt: das harte Dulden iſt ihr ſchweres Los . . .“ — flach und unecht ſchienen ihr die Worte des Meiſters, arm und hilflos kam ſie ſich vor mit ihrem falſchen Troſt angeſichts der Seelenangſt des erwachenden Menſchenkindes . . .

„Du, Luiſe —?“ ſtaunte Katharina. „Biſt denn auch du . . .“ — ſie fuhr erſchreckt zuſammen, als die Gefährtin zu tiefem Hofknicks zuſammenſank. Der gefürchtete ſchwere Schritt ihres Vaters knirſchte über den Kiesboden. Haſtig wiſchte ſie ſich die Tränen vom Geſicht, während auch ſie in die gehorſame Haltung niederſank; noch ehe ſie wieder den Kopf erhoben hatte, ging ſchon das landesherrliche Gewitter über ſie hin: „Sie werden ſich an eine andere Hofdame gewöhnen müſſen, ma fille! Der ſaubere Herr von Lux iſt aus dem Adjutantenkorps geſtrichen . . der Kerl war wohl toll,

Uns die holländiſchen Regimentsgelder vorzuenthalten?“ zürnte der Kurfürſt.

„Hat das Regiment denn Botſchaft geſchickt?“ forſchte Katharina ſchüchtern; ſo wenig das Kind von dem ewigen Wechſel der württembergiſchen Regimentsnamen und Uniformen verſtand, ſo erinnerte ſie ſich wohl, mit welchem Entſetzen ſie der Erzählung von den Tauſenden gelauſcht hatte, die in geſchloſſener Herde über See verkauft worden waren ...

Der Kurfürſt wollte unwillig antworten, — doch als er die Tränen ſeines Lieblings ſah, vermochte er die Frage nicht ſo ſchroff abzutun, wie er begonnen hatte: „Laß ſie, es liegen Jahrzehnte dazwiſchen, — die Leute ſind draußen verſchollen, es geht nur noch um die Erbſchaft. — Sorgen Sie, Madame, daß alles abgeliefert wird“, wandte er ſich wieder an die Hofdame, „und danken Sie der Huld Ihres Fürſten, wenn ich Ihren Gatten nicht infam kaſſiere, ſondern unter Aufſicht meines Kriegsminiſters in den Bürodienſt verſetzte —“, grollte er. „Was ſteht Sie noch? Adieu!“

Luiſe von Lux erhob ſich. Eine phantaſtiſche Vorſtellung war ihr bei des Königs erſten Worten durch den Sinn gegangen: ob eine ſpäte Rache des Einen, an den ſie bei Nennung des verkauften Regiments vor andern dachte, dieſe Vergeltung in Gang gebracht habe; ſo ſtolz ſie die Geldgier ihres Mannes verachtete, ſie atmete doch auf, daß der Schlag nicht von Franzkarl Winckelmann gekommen war; alſo weiterhin verſchollen ... — doch die ſtrenge Schule Karl Eugens ließ ſie diesmal nicht im Stich: „Ich danke meinem Fürſten für alle Gnade“, erwiderte ſie gefaßt, „und bitte, ſie meinen Kindern zu erhalten!“

Der Kurfürſt ſah ſie groß an. „Meine Tochter hat Sie gern gehabt“, fuhr er milder fort, „— aber hoffe Sie nicht, daß die alte Bernerdin'ſche Schwägerſchaft beim künftigen

König von Württemberg noch ins Gewicht falle!" schloß er großartig.

Luise sah die Prinzessin zusammenzucken; da war es schon, die Bestätigung ihrer Angst, die Warnung des Kurprinzen, der auf seiner Reise immer wieder vernahm, daß der neue Gewalthaber in Paris sich die Gattinnen für seine korsischen Brüder auf den Thronen Europas zusammensuchen wolle, — um solchen Preis sollten Königskronen auf die fürstlichen Häupter deutscher Väter gesetzt werden! Luise sah das Schicksal der Freundin voraus, nicht anders als einst ihr eigenes; bei Karl Eugen freilich war's reine Willkür gewesen, während Kurfürst Friedrich mit jedem Mittel darum rang, sein Ländchen aus einem hilflosen Kleinstaat zu einem Gebilde umzuschaffen, mit dem man rechnen sollte. Trotzdem! — Nur jetzt keinen Abschied, der den grimmigen Vater auch gegen das Kind erbittern mochte! Hastig beugte sie sich zum Kuß über die Hand der Prinzessin, und ehe sich Katharina gefaßt hatte, war die Freundin aus dem Laubengang verschwunden.

Der Kurfürst blickte ihr anerkennend nach; fast tat es ihm leid, daß er der Tochter diesen Schmerz nicht erspart hatte. Katharina war ihm, der sonst nichts als die eigene Macht liebte, seltsam ans Herz gewachsen. Er wollte dem schluchzenden Kind etwas Freundliches sagen. „Warum müssen die besten Frauen oft an solche Männer geraten?" brummte er; — eine dunkle Erinnerung ging ihm durch den Sinn, daß diese Lux'sche Ehe nur durch Karl Eugens gewalttätigen Willen zustande gekommen sei; wahrlich, er hatte noch keine glückliche Ehe gefunden, die mit höfischem Zwang zusammengebracht worden war. Jäh fuhr er zusammen; hatte nicht sein Minister angedeutet, der Franzosenherrscher gedenke die Freundschaft zum Hause Württemberg noch enger zu besiegeln? ... seine Tochter für diese hergelaufenen Revolutions-

ritter? . . . ratlos irrte ſein Blick vom Scheitel ſeines Lieblings zum Himmel; er wußte ſich keine Hilfe. — Auch für Württembergs gewaltigen Deſpoten kam die Stunde, da er einem Stärkeren opfern mußte, was ihm das Liebſte war, — wie er es als Fürſt hundertfach von andern verlangt hatte.

10.

Tauſend Inſeln liegen von Java nach Nordoſten, und auf jeder ſind ein Dutzend Häuptlinge, Sultane oder gar Könige, die regiert ſein müſſen, beſtochen und umſchmeichelt und gelegentlich mit Feuergewehr in Ordnung gehalten, — und auf jeder Inſel, einer wie der andern, hinter den Dörfern am Strand der endloſe Urwald. Noch gehört alles der holländiſch-oſtindiſchen Kompanie, ſofern man es Herrſchaft nennen kann, daß hier und dort einſam und verlaſſen ein Reſident der Geſellſchaft wohnt, die Würde der weißen Raſſe zu vertreten, mit dem Sultan zu feilſchen und für die geordnete Abwicklung des Tauſchhandels zu den größeren Faktoreien auf den fernen Hauptinſeln des Archipels zu ſorgen. Gibt es Schwierigkeiten, ſo muß der Reſident, — falls er das Glück hat, nicht gleich erſchlagen zu werden, — Botſchaft nach Batavia ſchicken, wochenlang kann ein Boot unterwegs ſein, und Monate mag es dauern, bis dann eine Truppe an Land ſteigt und, wenn die Eingeborenen zur Loyalität zurückgefunden haben, wieder der Heimberufung harrt. Erſt machen ſie ſich mit Eifer die neue Garniſon wohnlich, bauen Baracken und gehen zur Jagd, — bis die nächſtliegenden Waldgründe abgegraſt ſind, denn in die Dſchungel einzudringen lockt die wenigſten, — ſie werden heimiſch, werden müde, warten immer noch vergebens auf ihr Schiff, liegen am Strand herum, ſuchen Weiber unter den Eingeborenen, ſpielen, trinken, ſchlafen in den Tag hinein,

und wenn dann die Abberufung immer noch nicht da iſt, lungert nach ein paar Monaten nur noch eine Schar marodier fauler Strandläufer herum.

So iſt um die Jahrhundertwende die Kompanie Gaupp nach der fernen Banda-See gekommen, in ein Meer ſo groß wie Europa, vierzig Segeltage von Batavia entfernt, um auf der Molucken-Inſel Amboina eine Rebellion zu dämpfen. Ein paar Schreckſchüſſe haben genügt, doch das Schiff, das ſie zurückbringen ſollte, iſt im Wirbelſturm geſunken, und bis wieder eines an der Reihe ſein müßte, hier zu kreuzen, kann die Edle Kompanie keine Fahrzeuge mehr ſchicken, weil der Krieg zwiſchen Frankreich und England wieder ausgebrochen iſt, und da die holländiſchen Gebiete in Europa in franzöſiſcher Hand ſind, ſo wird von den Briten auch im fernen Indien nach Herzensluſt gekapert, um dem Konkurrenten das Leben zu verbittern; im großen Kampf zweier Weltmächte kann eine ſchwäbiſche Soldkompanie dort hinten leicht vergeſſen werden. — Monat um Monat ſchaut der Poſten vom Ausguck unter ſeinem Palmendach über die Riffe hinaus nach einem Segel, aber es iſt zwecklos, ſo daß er da droben ſchläft wie die unten am Strand. Lange hat ſich der Hauptmann bemüht, die Burſchen lebendig zu erhalten, hat Expeditionen unternommen gegen die Stämme im Innern, hat Schnaps und Glasperlen gehandelt mit gierigen Häuptlingen und ſchmutzigen Zauberern, Tiger gejagt und Schlangen zertreten — aber keiner hält länger durch in der Sumpfluft der Dſchungeln und in der Aquatorhitze, teilnahmslos hocken ſie ſchließlich am Strand, regen ſich kaum noch auf, wenn einer ſtirbt . . .

Dem Major Diez hat die Kompanie erſt gehört, er iſt tot; dann hat ſie der Hauptmann Donop geführt, den hat das Fieber weggenommen; drei Leutnants hatte der Hauptmann Gaupp, der nun den Befehl übernahm, aber er hat einen um

den andern verloren, den letzten haben bei einer Patrouille feindliche Stämme überfallen und verſchleppt, zerſtückelt, geſpießt oder geſchunden nach ihren ſcheußlichen Bräuchen, keiner hat mehr eine Spur von ihm gefunden. Gaupp hat ſchließlich auf eigene Fauſt Offiziere ernannt aus der Mannſchaft, wie ein oberſter Kriegsfürſt ſitzt er auf Amboina, geheiratet hat er die Tochter des Reſidenten, das einzige Weibliche, das die Sache erträglich machen konnte, — ohne die Frau verfiele er dem Stumpfſinn, die zerfaſerten Uniformen ſind längſt nicht mehr nach württembergiſchem Schnitt, wie die Eingeborenen ſelbſt laufen die Leute unter den Wilden herum, der Hauptmann kann auch gar nicht mehr hindern, daß ſie ſich mit den Batakern miſchen; zwei hat er erſchießen laſſen müſſen, weil ſie mit Schaum vor dem Mund Amok zu laufen begannen mit bloßem Meſſer, — da iſt es noch beſſer, ſie bauen ſich Bungalows wie die Braunen, hoch auf Pfählen gegen nächtlichen Tigerbeſuch, hauſen da verhältnismäßig ſauber mit farbiger Familie und treten nur manchmal zum Appell an, um die Macht der Weißen, das Feuergewehr, ihrem Hauptmann vorzuzeigen . . . eine württembergiſche Garniſon? Nein, eine weiße Mämerſiedlung, die notwendig vom braunen Element aufgeſogen werden muß, wenn nicht bald die Stunde der Abfahrt kommt; denken ſie überhaupt noch an Rückkehr? Nicht einmal der Hauptmann Gaupp weiß es; manchmal geht ihm durch den Sinn, daß er einſt in einem hohen weißgeſtrichenen Schulſaal Vorträge gehört hat, abenteuerliche Mären vom einſamen Leben auf verwunſchener Inſel — jetzt leben ſie im Märchen, ſind herausgenommen aus einer Welt, die ſie ſo lange ſinnlos herumtrieb, — müde, wunſchlos träumend liegen ſie im Paradies, unter Menſchen, die nicht ſchlechter ſind als was ſie bisher ſahen . . .

Bis eines Tages die Welt wieder zu ihnen kommt, bis der Posten alarmiert: — ein Schiff, zwei, drei, ein ganzes Geschwader! Auf einmal ist die Spannung wieder da, die Unrast, das Leben! Man soll wieder hineingeschleppt werden in das Räderwerk, wird herauskommen aus der Stille, wird, — das ist der letzte Grund der ungeheuren Erregung, — wird am Ende vielleicht doch einmal heimkommen . . . ?

Aber es ist die englische Flagge, die drüben hochgeht,, und der Parlamentär, der an Land gerudert wird, verlangt die Übergabe der Insel und der gesamten Garnison. „Was wollen Sie von uns?" lächelt Gaupp. „Damit, ob Sie oder wir hier in der Sonne liegen, wird die Weltherrschaft nicht entschieden!"

Aber für den Engländer geht es um mehr als um ein paar Quadratmeilen Indien: Das französische Ungeheuer will alle Welt seinem gottlosen Aufruhr unterwerfen, es ist seit der spanischen Armada die erste große Gefahr, die sich gegen Großbritannien erhebt, und da muß England beweisen, daß es seine Flagge widerstandslos bis zur letzten feindlichen Insel tragen kann.

Um den Schwaben gefügig zu machen, berichtet der Parlamentär von den vielen, die aus holländischen Diensten schon übergetreten sind: „Kriegsgefangene zu füttern ist nicht unsere Sache, mit Ausnahme einiger Eisenköpfe sind alle in unsre Reihen eingetreten, — die einen freiwillig und schnell, die andern später notgedrungen doch, — was wollen Sie machen, wenn Ihr Landesherr Sie vergessen hat und die Holländer kein Geld zur Auslösung hergeben? In unsrem Landungsbataillon ist mancher Schwabe von Ceylon dabei . . . wollen Sie auf Landsleute schießen lassen?"

„Und wenn wir übertreten, verwendet Ihr uns beim Angriff auf Batavia gegen unsere Brüder, die noch bei Holland

ſtehen!“ fällt ihm Gaupp in die Rede. Der Brite lächelt überlegen: „Recht oder Unrecht, ich vertrete England!“ Er winkt ſein Boot heran; es iſt nicht ſeine Sache, daß die Deutſchen von ihren Fürſten in die weite Welt verkauft wurden und nun im Ringen der großen Mächte zerrieben werden; wenn einer zwiſchen zwei Mühlſteine gerät, ſind die Mühlſteine ſchuldlos.

Gaupp läßt alarmieren; ungläubig laufen die Soldaten mit ihren Waffen zuſammen, hinter den meiſten die Weiber und Kinder, die ihnen Seitengewehr und Patronengurt nachtragen. Der Hauptmann herrſcht ſie an: „Wo iſt das Marſchgepäck? Es geht ins Innere zurück, den Strand können wir nicht halten!“ — Sie laufen zögernd auseinander, tuſcheln unwillig in kleinen Gruppen, ehe ſie ſich in ihre Häuſer zerſtreuen; — jetzt pfeift die erſte Kugel vom engliſchen Flaggſchiff durch die Palmen, und noch eine und noch eine ... drei Warnungsſchüſſe, aber ſie genügen, einer hat gleich zwei Bungalows im Batakerdorf weggefegt, die Engländer wiſſen, was am beſten wirkt; ſchon kommen die ganzen Weiber heulend an, hängen ſich an die Männer, die nicht wiſſen, was tun, der Sultan kommt gelaufen im ſchlafrockartigen Prachtmantel, von zwanzig Frauen gefolgt, hinterdrein der Oberzauberer — und nochmals ein Schreckſchuß aus dem Geſchwader über die Köpfe hinweg ...

Der Hauptmann Gaupp bleibt feſt. Mit dem Stock prügelt er ſich durch die Herde, die ihn aufhalten will, driſcht rechts und links, bis er die Kolonne in Gang gebracht hat, Träger und Soldaten, ſchaut ſich kaum noch um nach der Frau, die mit dem Kleinen unter der Tür ſeines Häuschens ſteht und nicht weiß, ob ſie ihn halten darf, — rückt wirklich mit etlichen achtzig Jägern und dem braunen Trägervolk in den Urwald ab: denkt, die Engelsmen werden nicht ewig am Strand liegen,

er wird ſich nicht ergeben, wird außer der Reichweite ihrer Kanonen warten, bis ſie wieder weitergezogen ſind! Aber er kennt die Engländer nicht, die im Kolonialkrieg Zeit haben, nie aber nachgeben, wenn ſie begonnen haben vor Eingeborenen ihre Macht einzuſetzen . .

Am andern Morgen ſind's fünf Mann weniger, ſind einfach deſertiert, — in der nächſten Dämmerung, da das Tiraillieren mit den Vorpoſten der Landungstruppen angeht, ſchreit durchs Schützenfeuer einer von drüben auf einmal einen ſchwäbiſchen Gruß, nicht nur den bekannteſten, ſondern auch den zweiten: „Iſt keiner von Böblingen da?“ — da wiſſen die Leute, daß ſie Brüder gegen Brüder ſtehen, und am nächſten Morgen ſind's abermals weniger. Hauptmann Gaupp bleibt hart, rückt tiefer in den Urwald hinein, läßt dem Feind im Schlinggeſtrüpp den Weg verhauen, verbietet das Feuermachen, um die Gegner nicht nachzuziehen; aber als nun um Mitternacht ein alter Tiger, ein Menſchenfreſſer, einen Mann mitten aus der Schar wegträgt und am andern Tag gar das Fieber der Dſchungeln auftritt, das ſie draußen am Strande verſchonte, wird der Hauptmann tiefſinnig.

Jetzt ſtecken die übrigen die Köpfe zuſammen, ſchicken den Oberfeldwebel zu ihm: ſie ſind keine Schweinehunde, nein, — haben bis hierher mitgemacht — nur dem Herrn Hauptmann zuliebe, ganz gewiß nicht für die Waffenehre, die der Handelsware eines fünfzehnjährigen Schachers völlig gleichgültig iſt, — aber daß man da im Sumpfbrodem draufgehen ſoll und der Brite ſich luſtig drunten breitmacht, — und man weiß, wie Kolonialſöldner an Land mit den Weibern ſind, — das iſt alles ſo überflüſſig, Herr Hauptmann, ſo ganz zwecklos!

Philipp Gaupp ſchaut müde auf: was hat ſchon Zweck in dieſem Leben? „Wißt Ihr, daß Ihr in den Sold der andern

treten müßt, wenn wir hier nachgeben? zum Neckar iſt's dann noch genau ſo weit!"

„Wenn ſchon, — beſſer als hier geſtorben! — Und ſo ſchäbig wie die holländiſche Handelskompanie zahlt der Engländer nicht." Sie wiſſen's ſchon genau auf Heller und Pfennig, der Böblinger hat es ihnen zugerufen.

„Ich will's bis morgen überlegen!" ſagt der Hauptmann; diesmal läßt er Feuer anzünden auf die Nacht; aber in den Morgenſtunden ſtirbt von den Fieberkranken der erſte. Da läßt Hauptmann Gaupp den Reſt Reihe bilden und führt die Kompanie ſchweigend aus dem Urwald zurück zum Strand. Das britiſche Landungsbataillon ſteht in Parade, die Trommeln wirbeln, der feindliche Befehlshaber läßt die blaue Fahne mit dem roten Streifenkreuz, den Union Jack, ſenken und den Hauptmann die Hand darauf legen. Gaupp ſchwört, der Krone England als treuer Soldat zu dienen, ausgenommen gegen die württembergiſchen Soldtruppen der holländiſchen Handelsgeſellſchaft. Die Engländer hören den Vorbehalt an, ohne ihm ins Wort zu fallen; ſie wiſſen Soldatenehre anders zu ſchätzen als die Pfefferſäcke.

Iſt überhaupt ein anderes Kolonialweſen als bei den Mynheers: wenn ſich in den holländiſchen Truppen mal einer aus den ſieben niederländiſchen Provinzen ſelbſt fand, war's ein Abenteurer oder verlorener Sohn, und oben an der Spitze ſtanden Geſchäftsleute, die nur aus Intereſſe ihrer Handelskompanie dachten, nicht an die Größe des Heimatlandes; auch unter den engliſchen Söldnern ſind Burſchen aus aller Herren Ländern, aber doch immer wieder ein echter Tommy darunter, und die Führer bald junge Ariſtokraten wie der General Wellesley, den ſie jetzt Lord Wellington nennen, oder alte gediente Kriegsgurgeln, und alle ohne Ausnahme beherrſcht von dem einen Gedanken: Englands Größe! Darum m ü ſſ e n

die Rotröcke ſiegen, wohin ſie kommen, eine feindliche Kolonie nach der andern fällt ihnen zu, und der eine, der ihnen Widerpart bieten könnte, der große Führer des neuen Frankreich, kann die Todfeinde nicht erreichen, denn er hat nur noch eine letzte Flotte, und die wird ihm bei Kap Trafalgar von den Briten auf den Meeresgrund gelegt. Wenn England nicht will, kommt auch keiner der gepreßten Söldner mehr aus ſeinen Feſſeln los.

„Was will Er überhaupt fort von uns, Gaupp?“ reden ſie dem Hauptmann zu; durch einen alten Seebären, der noch den Lord Clive gekannt, hat es ſich herumgeſprochen, daß Gaupps Vater einſt Indien erobern half, ſie zählen ihn ganz als zu ſich gehörig, wie denn überhaupt in aller Welt das viele deutſche Blut, das den Mörtel zum Bau fremder Kolonialreiche lieferte, nur gerechnet wird, als ſei es ganz von den Erobererländern ſelbſt hergegeben. „Bleib Engländer ſamt deinen Leuten!“ raten ſie ihm, und die Kreuzfahrten gehen weiter, immer wieder wird die alte Ruhmesgeſchichte geſponnen vom Lord Clive, der mit ein paar hundert Mann die erſte Schlacht gewann, dann von Warren Haſtings, der ſchon den indiſchen Großfürſten henken laſſen konnte, und ſchließlich vom Lord Wellington, gegen den der letzte freie Inderfürſt Tippu Sahib auf den Wällen von Seringapatnam fiel: in fünfzig Jahren hat es die engliſche Zähigkeit geſchafft, — jetzt kommt das Nachfegen in den fremden Kolonien ...

Auf einer dieſer Fahrten läuft das Schiff des Gaupp'ſchen Bataillons, im zwanzigſten Jahre ſeit dem Abmarſch aus Ludwigsburg, den Hafen an, wo man ihnen von der eigenſinnigen deutſchen Schar berichtet, die ſeit der Übergabe von Ceylon gefangenſitze, weil ſie keinen engliſchen Dienſt nehmen wolle. Es iſt nur eine Geduldsprobe zwiſchen Großbritannien und den filzigen Holländern, die kein Löſegeld herausrücken,

Feindſchaft iſt keine dabei. — „Beſuchserlaubnis? Aber bitte, warum denn nicht? —“

Und ſo ſitzt Philipp Gaupp eines Abends in der Chefbaracke der ſchwäbiſchen Gefangenenſiedlung ſeinem Schulkameraden gegenüber. Frau Carlotta hat das ſeltene Vergnügen, einen Gaſt umſorgen zu dürfen, und hört ſtaunend, wie die Männer gar nicht von dem reden, was ſie näher angeht, von Heimkehr oder Befreiung, ſondern nur von der Welt, die ihr, ſoviel ihr Mann ſchon davon ſprach, doch nie ſo vertraut werden kann: Schiller, Akademie, Karl Herzog, Ludwigsburg — ein Lachen und Schwärmen und Erinnern, und dann die Trauer, als Winckelmann die letzte Nachricht aus Europa verkündet: Schiller tot! ... „Manchmal hat ſich wieder die Sehnſucht nach der Heimat geregt“, geſteht er, „aber wenn ich ihn nicht mehr ſehe, iſt's nur die halbe Freude. Und doch — ich gäbe viel darum, wenn wir endlich dieſer babyloniſchen Gefangenſchaft entrinnen möchten ...“

„Wäre doch beſſer geweſen, ihr hättet engliſchen Dienſt genommen wie wir“, meint Gaupp, „während ſich meine Leute bei den Briten freidienten, habt ihr die Zeit vertan mit dem vergeblichen Warten.“

Winckelmann zuckt unſchlüſſig die Achſeln: „Was geſchieht, wenn einer deiner armen Teufel von den Engländern daheim ohne einen Pfennig an Land geſetzt wird und in Holland ſeine Solderſparnis fordert, um ſich bis Schwaben durchbringen zu können? Werden ſie ihn nicht als Überläufer und Verräter packen, da ſie dort ja keine Ahnung haben, mit welchem Zwang es bei eurer Kapitulation zuging?“

„Mann, ich läge verfault im Urwald zu Amboina, wenn ich nicht nachgegeben hätte, um meine Leute zu retten!“ ruft Gaupp entſetzt, — „das müſſen auch die Holländer einſehen!“

„Die werden sagen, du hättest lieber verfaulen sollen, — wäre billiger für sie geworden! auch der Nachlaß Lux wird euch die Zahlung verweigern; zwar hat uns der Oberst den Briten in die Hände gespielt, aber er hat jeden, der in englische Dienste trat, als Abgang aus dem Regiment gestrichen und sein Guthaben eingesteckt. Darum hab' ich hier ausgehalten, um meinen Leuten ihr bißchen Recht zu retten; freilich, — wenn man vorher stirbt ..."

Der Major Gaupp von den britischen Kolonialtruppen erhebt sich ... „Wie wär's, wenn wir die Sache von zwei Seiten anfaßten? ich erwirke dir bei meinem General die Überfahrt nach Java, wo du unser zweites Bataillon findest; von dort dringst du auf unsre Heimberufung und verfichtst in Stuttgart unser Recht, — dir können sie nichts vorwerfen; einem muß es doch endlich gelingen, uns vom Fluch dieses Menschenhandels zu befreien."

Der englische General Maitland, der jetzt auf Ceylon kommandiert, hat kein Interesse daran, die paar Schwaben zurückzuhalten; bei Jingo, es sind kaum noch hundert Mann, keiner unter vierzig Jahre alt! wenn die lieber in Java sitzen als hier auf Ceylon, so soll's ihm recht sein; Britannia beherrscht die Meere, — für den General ist es nicht mehr wie für seinen Vorgänger ein Ehrenpunkt, die eigensinnigen Burschen kleinzukriegen; wozu denn auch?, sie sind in zehnjähriger Gefangenschaft ganz des Waffendiensts entwöhnt, — eines Tages wird auch Java reif sein, eingenommen zu werden, daran werden auch diese paar Schwaben nichts mehr ändern; etwas Hochachtung empfindet der Lord vor dem zähen Starrsinn, mit dem diese verkaufte kleine Schar an ihren Rechten festhält, — warum also soll er dem Major Gaupp, der seit seinem Übertritt so gute Dienste für England getan hat, diesen kleinen Gefallen nicht erweisen?

So geht denn wirklich nach zehnjähriger Gefangenſchaft die Winckelmannſche Gefangenenkolonie mit Kind und Kegel nach dem niederländiſchen Inſelreich in See. Damit beginnt für die Schwaben das dritte Jahrzehnt.

II.

Zu Buitenzorg, „fern von Sorgen“, in dem indiſchen Sansſouci hoch in den Bergen von Java, weit und erhaben über den Fieberdünſten der Niederung von Batavia, hat Karl Auguſt von Wolzogen ſeinen Sitz im Dienſt der kolonialen Forſtverwaltungen; er hat ſich aus dem Kontrakt der Soldatenvermietung gelöſt, hat in der Kolonie geheiratet, beinahe glücklich iſt er in dem herrlichen Land, wo Fluß und Gebirge, Urwald und Gärten, Meer und Ebenen von den Wundern der Welt mehr ſagen als einſt in aberhundert Lehrſtunden die Leuchten der Karlsſchule zu erzählen wußten. Nur der Gedanke an Jugendzeit und Heimat trübt ihm manchmal die Gegenwart, aber wenn er dann die ſeltenen Briefe lieſt, wie Württemberg noch immer die Kriege ſeines mächtigen Nachbarn führen muß, dann läßt er doch Jahr um Jahr die Gelegenheiten der Heimkehr verſtreichen, ſehnt ſich wohl weiter in der Ferne und verwurzelt doch immer mehr im fremden Land. Als ihn Winckelmann nach ſeiner Entlaſſung aus der Ceyloner Gefangenſchaft aufſucht und von Plänen erzählt, daß er doch noch von den Holländern die Rettung der reſtlichen Menſchenware zu erwirken denke, hat der Freund keinen Mut mehr: „Die Handelsgeſellſchaft iſt liquidiert, wir ſind holländiſche Kronkolonie, die einem Bruder des Bonaparte gehört; da wird kein Stüber für eure Heimkehr gegeben.“

„Es muß gehen!“ beharrt Winckelmann, „bedenke; bald ein Menſchenalter in der Fremde! —“

„Ich bedenke", verſetzt der andere trocken, „aber ich habe mich abgefunden. Du fändeſt Deutſchland den Franzoſen verſklavt, erkennſt jammernd dein Heimatland nicht, — triffſt immer noch die alten Sultane auf unſern Thronen, nur daß ſie jetzt Könige heißen von Napoleons Gnaden, — ich kann hier wirken und ſchaffen wie anderswo, — der Heimat gehört noch das Träumen und Erinnern, aber ich möchte nicht von der Wirklichkeit enttäuſcht werden ..."

Nie die Heimat wiederſehen wollen? denkt Winckelmann. Er blickt verſtohlen zu ſeiner Frau hinüber, mit der ſich die Wolzogen'ſchen Kinder neugierig-zutraulich angefreundet haben: gewiß, Frau Carlotta wird ſich hier heimiſch fühlen, er könnte mit dem Freund ein neues Leben der Arbeit beginnen, — aber niemals nach Deutſchland zurückwollen?, endgültig mit allem brechen, was ſo manches Mal wie eine alte traute Melodie durchs Herz zieht —? längſt glaubte er es hinter ſich zu haben, bis in der kleinen Welt des indiſchen Gefangenendorfs mehr und mehr die Sehnſucht wieder aufwuchs, die einſt gewaltſam zum Schweigen gebracht war; kein wildes Begehren mehr, aber ein liebes Erinnern an eine ferne, ferne Zeit, — unmöglich, nicht mehr daran zu denken, nicht die leiſe unwahrſcheinliche Hoffnung zu hegen, mit dem Jugendland noch einmal ſie zu ſehen, die ihm der Herzog nahm, der die Hunderte in dies Elend ſchickte ... „... und die Kameraden?" fragt er.

Wolzogen winkt trübe ab: „Nichts mehr zu retten, geſtorben oder verdorben, verkommen im Fieber, bei den Weibern, der Reſt trollt ſich als Strandläufer in den Häfen herum, den Farbigen zum Spott, um im Suff zu enden wie der Kapf ..."

„Der lange Joſef?, ſo hat der Preuße doch recht prophezeit?"

„Den Tropenkoller hat er gekriegt", berichtet Wolzogen, — „war ja schon auf dem Marsch nach Holland schlimm geworden, am Kap war's nicht zu ertragen, hier wurde es zum Skandal: ohne Beschäftigung, nie genug Geld, spielen und saufen Tag und Nacht, — ein andrer hätte es gar nicht so lange ausgehalten wie er mit seiner Bärenkraft, — noch als Ruine trieb er um, daß es eine Schande für alle war! Seine schwarze Abigail brachte er mit, das Luder ist natürlich auch nicht schöner geworden mit den Jahren und machte ihn erst recht unmöglich; es ziehen viele Holländer mit half-casts herum, — aber so offen mit dem schwarzen Stück, das war doch reichlich! — und da er darum von allen geschnitten ward, prügelte er, wenn ihn die Wut faßte, alles was ihm in die Quere kam, und so drosch er bei einer Bootsfahrt mit dem Bambus auf den Köpfen seiner Rudermannschaft herum, daß die farbigen Gesellen ganze Arbeit machten und ihn, bevor er ihnen die Schädel einschlug, kurzerhand mitsamt seiner Abigail ins Wasser kippten, — in der Uniform und mit den Kanonenstiefeln, mit denen er bis zuletzt paradierte, ging er unter wie ein Stein, war zu überrascht und betrunken; weg war er, und seine Schwarze dazu in ihrem Reifrock, — aus . . ."

„Ist er hier begraben?"

„Keine Sorge! Wasserleichen werden hier nicht alt, es lohnt kaum bei denen, die an Land gestorben sind, man trägt sie an einem abgelegenen Platz zusammen, den Dunst hielte doch keiner aus . . . und an solch einem alten Pestbegräbnisplatz", erzählt Wolzogen grimmig, „haben uns die Krämer zunächst lagern lassen, als wir arglos und fremd hier ankamen: was da krepiert ist, ohne Sinn und ohne den leisesten verklärenden Schimmer einer soldatischen Tat, einfach jammervoll vor die Hunde gegangen, — das kann der Karl Herzog im ewigen Fegefeuer nicht abbüßen . . .!"

„Und wer ist noch übrig?“ fragt Winckelmann nach langer Pause.

„Etliche hundert Mann, verwahrlost, daß es einen Malaien jammern möchte; ein müder Haufen, der in Ruhe gelassen sein will und nur noch lebhaft wird, wenn vom Geld die Rede ist; die reinsten Bettelgestalten ...“

„Richtig, mit dem Geld: hat Kanzler die Sache geregelt?“

„Auch darin sind wir betrogen, am besten erinnerst du nicht daran! Es ist verschmerzt, man hat sich ja langsam daran gewöhnt, daß es für uns Ware kein Recht auf Erden gibt; Kanzler ist nach Europa gegangen, die Gelder aus dem Nachlaß des Obristen zu erheben. Nach seiner Abreise ging der Krieg wieder los, die Verbindung ist abgeschnitten, — die Erben des Obristen werden das Blutgeld eingesteckt haben, — deinem Freund Ernst Lux traue ich es wahrlich zu. Bring die Leute nicht in Unruhe, sonst beginnen sie wieder von goldnen Bergen zu träumen, erfüllen kannst du's ihnen nie; man läßt sie am besten wunschlos verkümmern, 's ist freilich ein beweinenswerter Zustand ...“

Wahrlich, kein Wort ist übertrieben: ein verkommener Haufe armseliger Gestalten, ohne Hoffnung, ohne Zusammenhalt, Bettler oder allenfalls Gelegenheitsarbeiter für ein paar Stüberlein, die dann noch am selben Abend in Hafenschenken und Opiumhöllen unter Farbigen und Matrosenweibern draufgehen. „Heimat?“ — gab's das einmal? — „Soldatenpflichten?“ — zum Lachen! — was heißt Soldat?, die Uniformen sind Fetzen, die Beschläge an den Kasketts, die Wappenknöpfe an Weste und Rocklor sind längst blind geworden, das Lederzeug haben die Ratten gefressen, die Säbel sind verrostet, die Munition verschimmelt, in den Gewehrläufen hausen Käfer und Spinnen.

Der dienstälteste Offizier, Major Schmidgall, einst im Regiment Gablenz ein eleganter, lebensfroher Kornett, liegt als sterbenskranker Greis in seiner Baracke, wo Fledermäuse und Schlangen sich als tägliche Gäste tummeln. Winckelmann erkennt ihn nicht wieder, als er in das gelbe, abgezehrte Gesicht blickt ...

„Laß es bleiben, Kamerad!" — flüstert der Todkranke, „es ist nicht Gottes Wille; mach's wie der Wolzogen und die andern, die in den Zivildienst übergetreten sind, ich mache keinem einen Vorwurf, daß sie ein menschenwürdiges Leben vorgezogen haben, — — wir andern wollen es weitertreiben, wie Gott uns geheißen hat: ‚hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit' ..." leiert er. Entsetzt starrt ihn der Major an; weiter geht es, ‚von den Elenden, die da werden erhöhet werden, die für ihr irdisches Leiden sitzen werden zur Rechten Gottes ...', mit halbgeschlossenen Lidern murmelt der Kommandeur im religiösen Wahn Spruch um Spruch; draußen Kreischen und Schreien: zwei zerlumpte Grenadiere raufen sich um ein fettes Malaienweib, andere stehen drum herum, johlen Beifall und hetzen wie beim Hahnenkampf. Der Major schrickt zusammen: dafür soll also Gott im Himmel Zins und Zinseszins zahlen?! — Entsetzt verläßt er den lallenden Kranken, quält sich durch die Lazarettbaracke, wo Dutzende in stinkender Pestluft ohne Medikamente liegen, drängt sich durch bettelnde Jammergestalten, die der ungewohnten Erscheinung eines strammen Offiziers wüsten Unflat nachjohlen ...

Darf man überhaupt daran denken, diese verkommenen Kreaturen der Heimat wiederzugeben?, ist es nicht tausendmal besser, diesen unrettbaren Haufen vollends versumpfen zu lassen und das eigene Schicksal davon zu trennen, wie Wolzogen wieder und wieder dem Freund zu raten sucht? Schlaflose Nächte hindurch wälzt sich Winckelmann mit Sorgen und

Plänen. Beim Gouvernement findet er nur das bekannte Achſelzucken, die üblichen zyniſchen Hinweiſe, daß ja jeder Mann eine Kapitulation unterſchrieben habe ... wahrlich, lauter freiwillig unterzeichnete Urkunden liegen vor, die jeder Kontrolle Stich halten, — denn jedesmal, wenn die Friſt abgelaufen war, gab die Edle Kompanie oder das Gouvernement, das jetzt ſtatt ihrer in des Kaiſers Napoleon Namen regiert, kein Schiff für die Entlaſſenen her, bis ſie den letzten Heller fürs nackte Leben aufgezehrt oder, wenn ſie klüger waren, mit einem kurzen Schlag verjubelt hatten und ſich zuletzt, da alle Taſchen leer waren, abermals der Fahne zuſchrieben; das iſt der Weg, wie man Freiwillige bekommt, — der Herzog von Württemberg hat ja keine Beſtimmung in den Vertrag aufgenommen, wie die Ware dereinſt einmal heimzubefördern ſei, — iſt ja auch ſonſt nicht üblich, wenn man ein Häuptlein Vieh verhandelt!

Eines Tages verlangt der Major Winckelmann, das Bataillon in eine geſündere Gegend führen zu dürfen. Beim Gouvernement ſtecken ſie die Köpfe zuſammen: vielleicht wird man den läſtigen Dränger auf dieſe Art los, — mag er ſich immerhin Mühe mit der Truppe geben, und wenn er Erfolg hat, ſoll's ihnen recht ſein: man kann nie wiſſen, wann einmal die Engländer aufkreuzen! Bei den Landsleuten aber ſtoßen ſeine Befehle durchaus auf keine Gegenliebe; warum ſollen ſie aus dem Schmutz heraus, in dem ſie heimiſch geworden ſind?, noch kein Ortswechſel hat zu Beſſerem geführt! es gibt faſt eine kleine Rebellion, — aber direkt aufzumucken wagt dann doch keiner, viel zu ſchlapp und müde hat ſie das giftige Land ſchon gemacht, ſo trotten ſie eben hinterdrein, zu der Unterkunft auf den Höhen, die er für ſie ausgeſucht hat.

Wahrlich, warum wurde das nicht früher durchgeſetzt? es iſt wirklich beſſer da oben, die Fieberverſeuchung hört auf,

kräftiger werden die Arme gereckt; die Arbeit am eigenen Lager, wo Baum um Baum selbst gefällt, jedes Brett selbst gesägt, jede Hütte mit eigener Kraft erstellt wird, schließt die Gemeinschaft neu zusammen, als lernten sie sich jetzt erst kennen, die doch vor einem Menschenalter miteinander ausmarschiert, über zehn Jahre lang zusammen am Strand von Samarang herumgelungert sind ...

... als das Lager halbwegs wohnlich aussieht, geht der Major an die Kleidung; von den alten Uniformen will er nichts wissen, erst recht nichts von den Zöpfen, die der eine oder andre noch als Zeichen seiner Europäerwürde behalten hat; weg damit, weg mit all dem verfaulten alten Zeug! Eine praktische Ausrüstung gleich den Eingeborenentruppen der Kolonialverwaltung wird zusammengestellt, aus den hunderten von Gewehren, die von den Toten her im Arsenal lagern, werden die besten in der Waffenmeisterei zurechtgeklopft, eines Tages versucht man gar, ob sie eigentlich schießen, — wahrlich, eine flüchtende Antilope trifft man schwerlich, aber einen Elefanten so ungefähr doch, und mehr wird vom Einzelschützen nicht verlangt, der auf Kommando aus dem Karree in der Salve zu feuern gelernt hat ...

So bringt der Major langsam wieder eine Truppe zusammen, über ein Jahr geht es, endlose Mühen sind damit verbunden, niederziehende Rückschläge, — und doch gelingt es. Und dann kommt eines Tages seine große Stunde: die Engländer kreuzen vor Batavia, und der Gouverneur weiß sich keinen Rat, denn sein bestes Eingeborenregiment, von weißen Kolonialoffizieren befehligt, hat er nach dem Süden entsandt, nach Djodjokarta, wo ein eingeborener König beim Nahen der britischen Flotte Morgenluft witterte, — da marschiert nun bei den Strandbatterien das Bataillon Württemberg auf, freilich anders als einst in der bunten Uniform beim Aus-

zug aus Ludwigsburg, aber immerhin eine Truppe, und darüber wehen die neuen Farben des schwäbischen Königreichs in neugefertigter schwarzroter Fahne, — und als eine feindliche Fregatte abseits vom Geschwader, das mit den Hafenbatterien Kanonengrüße tauscht, ein Landungsboot zur Erkundung vorschickt, rücken Winckelmanns Tirailleure alsbald heran und der Versuch unterbleibt ...

In der Nacht geht die englische Flotte wieder in See, kreuzt noch eine Weile gegen die Sundastraße zu, die Java von Sumatra trennt, dann verschwindet sie, ohne den Angriff zu wiederholen. Drei Tage später weiß man, auf wen der Feind Jagd gemacht hat: ein französischer Dreimaster läuft in den Hafen von Batavia ein, ein Blockadebrecher, der die weite Fahrt ums Kap Horn herum gewagt hat von Europa herüber, er bringt die Nachricht von den Siegen des Kaisers über Preußen, daß der Staat Friedrichs des Großen der neuen Zeit erlegen ist wie alle andern zuvor, — bringt die Aufforderung, auszuharren, da jetzt der ganze Kontinent gegen England vereint steht, diesen letzten Gegner Napoleons gleichfalls in die Knie zu zwingen, — bringt zur Stärkung des Widerstands einen neuen Oberbefehlshaber, Hermann Willem Daendels, Marschall von Holland, der vom Freischarenführer der Revolution zum höchsten militärischen Rang der Niederlande aufgestiegen ist, — der Ruf eines harten Willens geht ihm voraus, noch ehe ihn die Garnison zu Gesicht bekommt bei der ersten Parade.

„In goldgestickter Uniform prangt er und sieht drein wie der Karl Herzog", berichtet Wolzogen, der ihn bei der Vereidigung der Zivilbehörden betrachten konnte.

„Guter Gott!" erschrickt Winckelmann, „einen besseren Vergleich weißt du nicht?"

Karl Auguſt von Wolzogen ſieht es nicht ſo ſchlimm an: „Gewalttätige Herren ſind's alle, die aus Revolutionen hervorgehen, ſie haben das Format, die Welt auf den Kopf zu ſtellen, — alle Hochachtung, wie der gleich dazwiſchengefahren iſt in der Kolonialverwaltung!, der wird Java umgraben, mag auch ein Span dabei fliegen . . .“

„Für den Span iſt das immer peinlich!“ denkt Winckelmann, denkt es noch bei der Parade, als der neue Befehlshaber mit herriſchen Schritten die Fronten abgeht und ſich dem Bataillon Württemberg nähert; dieſer Pfau in ſeiner Machtfülle will gewiß nicht daran gemahnt werden, wie er als bürgerlicher Rebell an Bord der ſchwäbiſchen Sklaventruppe wider Tyrannei und Soldateska wetterte . . .

„Ich werde dem Kaiſer Ihr Lob berichten“, ruft er dem Major ſchon im Herannahen entgegen; er verteilt Anerkennung und Ehre nach allen Seiten, billig, ohne Koſten für Holland freilich, und doch tut es den Schwaben wohl, denn es iſt das erſtemal in zwanzig Jahren, daß dem verkauften Regiment Ehre erwieſen wird, — und freilich auch ſchon die letzte! — „Wenn Sie Wünſche für Ihre Leute haben, ſollen ſie erfüllt werden!“ heißt es. Winckelmann läßt ſich das nicht zweimal ſagen: „So erbitte ich nach über zwanzigjährigem Dienſt Schiffsraum und freie Fahrt in die Heimat für meine Leute.“

Der Gouverneur ſchaut ihn groß an. „Und das ſagen Sie mir, der Befehl hat, das Land mit allen Kräften zu verteidigen? Ihr gehorcht eurem Landesherrn, und der iſt Vaſall unſres Kaiſers.“

„König Friedrich kann uns im eigenen Lande brauchen, er hat den Soldatenverkauf nie gebilligt!“ will Winckelmann entgegnen, doch der neue Herr fällt ihm unwirſch in die Rede: „Sie ſchweigen und gehorchen! Ein Marſchall Napoleons iſt

mehr als der König von Württemberg.“ Schon wendet er ſich zum Gehen, doch der Major tritt dicht an ihn heran: „Spricht ſo der Advokat Daendels, der auf dem Schiff der Schwaben zu Vliſſingen nicht genug tönen konnte von Freiheit und Menſchenrecht?“ fragt er mit kaum unterdrücktem Zorn.

Der Holländer ſtutzt. Wohl iſt in ihm, während er erſt nur irgendeinen Truppenführer wie hundert andere vor ſich glaubte, das nächtliche Bild von Vliſſingen wieder aufgetaucht, aber was ſoll das? Die Freiheitsparole von damals hätte ins Chaos geführt, wenn Napoleon ſie nicht bändigte —, ihn, den Weltbeherrſcher, hat Hermann Willem Daendels zu vertreten, er hat nicht Rechnung zu legen über die Ideale jener Sturmzeit. Wer Pech hatte, kam auf die Guillotine trotz reinſter Geſinnung, — wer aber das Glück an der Stirnlocke faßte, kann Marſchall des Kaiſers ſein, ohne ſich nach ſeinen Meinungen von 1786 fragen laſſen zu müſſen! Dankbarkeit? vielleicht, — aber zu viele der Umſtehenden haben ſchon gehört, daß hier ein Widerſpruch laut werden will, das darf ein neuer Befehlshaber am wenigſten dulden in den erſten Tagen ſeiner neuen Macht . . .

„Es iſt nicht angängig, eine einzelne Truppe als Eigentum eines fremden Souveräns zu führen“, befiehlt Hermann Willem Daendels kalt, „das Bataillon Württemberg iſt wie jedes andere in die nationalholländiſchen Truppen einzureihen!“ Damit wendet er ſich der nächſten Truppe zu, einem buntgemiſchten Malayenregiment, das ihn mit Waffenſchwenken und wirrem Geſchrei nach Eingeborenenart begrüßt . . Major Winckelmann ſtarrt ihm nach, als könne er's nicht faſſen: „nationalholländiſch“ — wann hätte die holländiſche Nation für die Kolonien ihrer Handelskompanien eigenes Blut hergegeben! — das war zu allen Zeiten Sache fremder Mietlinge, Deutſcher und Eingeborener zumal, — „nationalholländ-

diſch" heißt Gleichſtellung mit jenen braunen Horden, wo Weiße höchſtens als Vorgeſetzte Dienſt tun, der württembergiſche Gemeine ſoll alſo neben dem Malayenſoldaten ſtehen, — dafür hat er ſeine Leute herausgeriſſen aus ihrem beneidenswerten Stumpfſinn, hat ihnen den Gedanken an die Heimkehr wieder lockend vor Augen geführt, für dieſe furchtbare Enttäuſchung ...! Hinter dem Major ertönt ein Knall: der Flügelmann des Bataillons hat ſich mit dem Dienſtgewehr in den Mund geſchoſſen ... Winckelmann ſieht noch den Brei von Blut und Hirn, als er dem Mann beiſpringen will, dann drehen ſich dieſe ſcheußlichen Farben vor ſeinen Augen in tollem Wirbel, dazwiſchen braune Fratzen, die württembergiſche Exerzierkommandos geben, der Karl Herzog grinſt ihn an und der Ernſt von Lux, — nein, es iſt Marſchall Daendels, — oder die Fratze des Tigers, den er auf Ceylon ſchoß ...? Ein Bild jagt das andere, während ſie ihn von dem Paradeplatz von Batavia wegtragen.

Als der Major nach wochenlangem Fieberkampf wieder zu ſich kommt, iſt der Befehl längſt vollzogen; Wolzogens Beſuch hat der Gouverneur nicht vorgelaſſen, das Bataillon tut ſeinen Dienſt wie die braunen Eingeborenenſoldaten, iſt längſt zurückgefallen in die alte Verzweiflung, in den Stumpfſinn und die Trunkſucht, der alte Schmidgall iſt mit einem Bibelſpruch geſtorben, andere mit Flüchen, einige haben Selbſtmord verübt, wieder andere ſind wegen Widerſetzlichkeit gegen farbige Korporale geprügelt worden und haben es nicht überlebt, — das iſt das Bild, das die Gattin und der Freund ihm in den Wochen der Geneſung Stück für Stück enthüllen müſſen.

Der Marſchall ſchickt einen Adjutanten, bietet dem Major ein Eingeborenenregiment an und Obriſtenrang, er will den guten Offizier durchaus nicht entbehren, nachdem er ihm ge-

zeigt hat, daß er Herr ist in seinem Gouvernement, — Franz-karl Winckelmann antwortet nicht. Wolzogen bringt Angebote der Kolonialverwaltung, er lehnt sie ab. Erst als eine Ausfahrt ins Lager bei Meester Cornelis zeigt, daß das Bataillon endgültig in der Eingeborenenschar verkommen ist, daß sie sich wie einst wohlfühlen in den gleichen Kneipen und mit denselben Weibern wie ihre bunten Waffenbrüder, da erst gibt er nach, macht sich droben bei Buitenzorg mit Rodungen und Trockenlegung der Niederungen zu tun, eine gesunde Wohngegend zu erobern für die Europäer, die bisher drunten in der Fieberluft von Batavia in wenigen Jahren den Todeskeim einatmeten. Aber während unter seinen Händen ein Neuland entsteht, das jeder Besucher der Insel heute als Paradies bewundert, wird er der Arbeit und der Erfolge nicht froh. —

Bis eines Tages wieder die Kanonen um die Bastionen von Batavia donnern, aber nicht von einem kleinen Geschwader wie bei Daendels Ankunft, sondern von einer Flotte, unter der das Weltmeer zittert, die jetzt Ernst macht, den letzten Platz zu nehmen, der noch nicht auf Großbritanniens Gebote hört. Erst antworten die Batterien, dann verstummt ein Geschütz nach dem andern. Der Marschall läßt seine Völker zur Schlacht antreten, aber als die roten Kolonnen der Landungstruppen anrücken, sieht er die Aussichtslosigkeit ein, noch ehe ihm seine Vertrauten melden, daß auf die Malaientruppen nicht mehr zu zählen sei. Zähneknirschend entsendet er einen Parlamentär.

Drei Tage später stehen in der großen kühlen Halle des Gouvernementspalastes die Spitzen der Behörden bereit, von der Krone Englands in Pflicht genommen zu werden. Der feindliche Admiral versichert, daß er die Insel zu treuen Händen verwahre für das Haus Oranien, das vor Rebellion und französischer Willkür seine Zuflucht im freien Großbritannien

genommen habe, dereinſt aber wiederkehren werde, wie jeder gute Niederländer wünſche. Der Marſchall beißt ſich auf die Lippen: er wird dem verhaßten Hauſe nicht zuſchwören, doch ihm hat der Brite ritterliches Geleit zugeſagt nach Europa, dort wird Hermann Willem Daendels unter dem Banner des Kaiſers weiterfechten, um den Freunden Englands die Rückkehr in die Sieben Provinzen auf ewig zu verwehren ...

Der Engländer erkennt, welche Gedanken ſich hinter der mächtigen Stirn des Gegners bergen. „Für Euer Exzellenz habe ich noch ein beſonderes Schreiben Ihres Kaiſers mitgebracht", ſpricht er maliziös, „wir fingen es ab, doch ſei es Ihnen nicht vorenthalten!" In ſtolzer Haltung nimmt Daendels das Blatt entgegen: von dem Herrſcher, dem ſechs europäiſche Hauptſtädte zu Füßen lagen, — was iſt daneben der Verluſt dieſes fernen Inſelſtrichs! Er lieſt: „an den General ...", nicht Marſchall? er erblaßt: wohl ſtammt der Brief aus dem kaiſerlichen Hauptquartier, gegeben vor den Toren Wiens im Sommer 1809, — doch „im Auftrage" iſt er gezeichnet, und lautet ſchroff und rückſichtslos alſo:

„Mein Herr! Sie haben Ihre letzten Berichte als ‚Marſchall von Holland' unterzeichnet. Ich finde in meinen Liſten kein Dekret des Kaiſers, das Sie zum Marſchall ernannt hätte. Der Kaiſer hat die Niederlande, dem Wunſch der Bevölkerung nachgebend, ſeinem Reiche einverleibt; es gibt alſo keine Marſchälle außer denen von Frankreich, denen der Kaiſer ihren Stab auf dem Schlachtfelde verleiht. Alexander."

Blatt und Marſchallſtab ſinken aus kraftloſer Hand zu Boden. „Alexander —", wenn es wenigſtens der Welteroberer ſelbſt wäre, der ihm dieſen ſchmachvollen Wiſch zu-

ſandte!, doch nur durch den Stabschef Berthier, Alexander Berthier, den früheren Korporal, den er zum Fürſten von Neuchatel erhoben, nur durch dieſen Knecht läßt der Herr Europas ſchreiben, wen er auserwählt und wen er verworfen habe. Grau und gebrochen ſchaut ſich Hermann Willem Daendels um; abwehrend hebt er die Hand, als ein dienſtbereiter Adjutant ihm den Marſchallſtab zurückgeben will: „Der König von Holland ſelbſt, Napoleons Bruder, hat ihn mir verliehen ...“, murmelt er zerſchmettert ...

„Der Kaiſer der Franzoſen iſt mehr als ein König von Holland“, klingt es hart neben ihm. Er blickte in die Augen des Forſtmeiſters Winckelmann.

Mit grimmigem Triumph blickt der Württemberger dem Geſtürzten nach, der ſich ſchweren Schrittes dem Ausgang zuwendet; erſt bei Wolzogens Aufforderung, an die Heimfahrt zu denken, fährt Winckelmann aus ſeinen Gedanken auf: „Heimfahrt, ganz recht, — werden die Engländer uns ziehen laſſen?“

Wolzogen ſchüttelt ſtaunend den Kopf: „Immer noch Träume vom Schwabenland?, laß es fahren! Wir bauen friedlich weiter droben in Buitenzorg, warten unbeteiligt ab, bis ſich entſcheidet, ob die Oranier gewinnen oder der Kaiſer, — der Stärkere ſteckt zuletzt auch uns mit ein!“

„Hier weiterarbeiten?“ wiederholt Winckelmann; „jetzt, da das Untier geſtürzt und auf den Meeren Ruhe iſt? Ich fahre hinüber, König Friedrich muß den letzten unſrer Leute die Heimkehr gewähren!“

„Er wird dich abſpeiſen!, hat er je auf Kanzlers Miſſion geantwortet?, haſt du ſelbſt irgendeinen Beſcheid auf deine Rapporte erhalten?“

„Dann geh ich noch weiter!“ ruft Winckelmann entſchloſſen, „eine Stelle in der weiten Welt muß doch ein Ohr für unſere Klage haben!“

„Noch weiter?“ ſpottet der Freund, „Gott der Herr iſt ſeit fünfundzwanzig Jahren taub!“

Aber Winckelmann läßt ſich den Plan nicht ausreden: „Ich muß mich überzeugen, ob man uns ſo vergeſſen hat, — ich kann nicht ruhen, ſolange die Möglichkeit bleibt, einem Kameraden die Heimat wiederzugeben!“

„Der alte Schillerwahn: ‚Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!‘“ meint Wolzogen kopfſchüttelnd, — „ich kann's nicht mehr!“

„So biſt du ſchon im Hafen, alter Mann?“ miſcht ſich eine bekannte Stimme ein, und zwiſchen beiden ſteht ein Major vom Stabe des britiſchen Admirals, — nein, kein Engländer: Gaupp, der alte Philipp Gaupp, der für das Schwabenbataillon verſchollen war ſeit der Expedition nach Amboina, die ihn den Engländern in die Hände führte. So ſehen ſich die Kameraden wieder, die als junge Kadetten in der Karlsſchule vor vierzig Jahren erſtmals hörten, wie rund die Erde ſei.

„Wahrlich, wir fahren zuſammen!“ ruft Gaupp, als er Winckelmanns verzweifelten Plan vernimmt, „mich haben ſie invalide geſchrieben, ich kann dir die Paſſagier-Erlaubnis nach Europa bei meinem Admiral erwirken, — für das Weiterkommen auf dem Feſtland darfſt dann du ſorgen; ich kann auf dem elterlichen Gut zu Durlach abwarten, ob der dicke König meinen erzwungenen Übertritt zu den Engländern richtig auffaßt, — die Sache mußt du bei ihm führen!“

Vergebens ſucht Wolzogen beide von der Ausſichtsloſigkeit zu überzeugen, er redet gegen Mauern und er läßt bald nach, denn er ſieht: es iſt das letzte tiefe Aufglühen des Heimwehs,

sie hätten keinen ruhigen Tag mehr in der Fremde, wenn sie sich jetzt zum Nachgeben bereden ließen, — beklommen fragt er sich, warum in ihm selbst dies Feuer schon erloschen ist, warum es nicht auch ihn noch so hinaustreiben kann. Wozu die Kameraden merken lassen, daß ihn die Fremde verzehrt hat, daß in ihm die Flamme heruntergebrannt ist! Tapfer kämpft er den Neid nieder gegen die Stärkeren, scheinbar Ungebrochenen, die noch einmal das Ringen aufnehmen wollen ... Als ihm wenige Wochen später die Kameraden vom Bord ihres Schiffes zuwinken, bleibt ein müder Mann zurück, der mit der Heimat abgeschlossen hat.

12.

Es war eine herrliche Sommerfahrt und doch ein bitteres Wiedersehen, als der Major Winckelmann am Rhein herauf der Heimat zufuhr. Einstens beim Ausmarsch waren sie durch Frankreich gezogen, weil's zu umständlich gewesen wäre, von zwanzig verschiedenen souveränen deutschen Herrn die Passier-Erlaubnis zu erhalten; jetzt waren die kleinen Herrschaften und Krummstablande verschwunden, man fuhr durch ein einheitliches Gebiet, aber französisch war es geworden von Wesel bis Straßburg, und der Offizier, der am deutschen Strom welsche Präfekten regieren sah, ballte die Faust. Wohl hellte sich sein Antlitz auf, da er beim Betreten schwäbischen Bodens zu Heilbronn nicht mehr Schlagbaum und reichsstädtischen Adler vorfand, seit durch einen Federstrich des großen Mannes zu Paris alles zu Württemberg geschlagen war; aber Winckelmann hätte lieber gesehen, wenn eine deutsche Faust diese Brocken zusammengeknetet hätte, und was er bei der Rast im Ratskeller von Heilbronn aus dem Mund der Bürger hörte, war keine Lobpreisung der neuen Zeit. Sie wünschten die

Freiheit zurück und ſchimpften auf den dicken König Friedrich, je mehr ſie von dem Wein des guten elfer Kometenjahrs in ſich hineintranken.

„Er ſoll immerhin derjenige im Rheinbund ſein, vor dem der Napoleon noch Achtung hat! Mit der Fauſt ſei er dem Korſen entgegengetreten, als der die Prinzeß Katharina für ſeinen lumpigen Bruder, den Jerome, verlangte", verſuchte einer zu rühmen.

„Ach was, er hat das Mädle trotzdem hergeben müſſen! und immerzu preßt er Soldaten, die für den Franzoſen bluten müſſen", riefen andere dagegen.

„Gar ein lebend Rhinozeros hat er ſich angeſchafft von unſern ſauer erſparten Groſchen", greinte ein Dritter.

„Dreinſchlagen ſollte man und die alte Reichsſtadtherrlichkeit wieder holen!" ſchrie der Silberſchmied Bruckmann. — „Nicht ſo laut!" warnte der Bürger Mayer, „die Mergentheimer Bauern, als ſie rebellierten, hat der Dicke erſchießen laſſen wie Hunde!" — „Was brauchen die Jockel auch am Deutſchorden feſtzuhalten, — daß d e r ausgeſpielt hat, weiß jedes Kind!" „Ach was, denen ging's auch nicht um die Treue zu ihrem Deutſchmeiſter in Wien, ſondern daß ſie keine Rekruten ſtellen wollten für den Napoleon . . ." hallte es durcheinander.

Der Major Winckelmann am Nebentiſch horchte auf, er vernahm die Wiederholung eines ewigen ſchwäbiſchen Schickſals: einſt erſchoß man Meuterer, weil ſie ſich nicht gegen den Alten Fritzen preſſen ließen, diesmal gab's Tote im Taubergrund, weil ſie nicht nach Rußland ziehen wollten, — beide Male wurden ſie für Frankreich ins Feld getrieben, — wann war von D e u t ſ c h l a n d die Rede, wenn ſich hier die Spießer trotz all dieſer bitteren Lehren nur für die Selbſtändigkeit ihres Kirchturms zu ereifern wußten?

„Solange er deutſche Hilfstruppen hat, iſt der Korſe unüberwindlich", rief einer jetzt, „denkt nur an Scharffenſteins Schwarze Jäger, die nehmen's mit Ruſſen und Preußen auf . . !" — Wieder war's an dem Major, zu ſtaunen: ſo bitter die Bürgersleute ſchimpften, ſo war eins doch neu, das man zu des Karl Herzogs Zeiten nie an ſchwäbiſchen Stammtiſchen hatte vernehmen können: ſelbſt dieſe königsfeindlichen Reichsſtadtſpießer wurden warm, wenn ſie von Waffentaten der Landeskinder ſprachen. Der Gaſt ſchob den Stuhl zurück; argwöhniſch ſah ihn der Bruckmann herantreten: war ihm doch gleich ſo vorgekommen, als ob der Fremde wie ein Offizier ausſehe, — man konnte nicht vorſichtig genug ſein in ſolchen Zeiten!! —

„Ich bin Karlsſchulkamerad des Generals", begann der Fremde, „wer kann mir ſagen, wo ich meinen Jugendfreund wiederfinde . . ."

„Er wird in Freudenthal weilen in der Suite des Königs", meinte einer.

„Nicht doch, er iſt in Ungnade — einer der Schranzen hat ihn angeſchwärzt, er hat zu offen geſprochen vom deutſchen Vaterland!" teilte ein anderer mit. — „Er iſt nicht mehr feldtüchtig", verriet einer leiſe, „todkrank ſieht er aus, der glänzende Offizier, — kein Wunder, wo ſeit zwanzig Jahren ein Feldzug den andern ablöſt . . ."

„Und an der Schwelle einer ſolchen Zeit hat der Karl Herzog zweitauſend Männer in die Fremde verkauft!" dachte Winckelmann, — aber er ſprach nicht vom eigenen Schickſal, ließ lieber die Bürger erzählen, hörte von den erſten unglücklichen Feldzügen gegen die franzöſiſche Republik, wie die Herzöge zwiſchen den großen Kriegsmächten hin und herſchwankten, bis ihnen keiner mehr traute, bis die Öſterreicher dem ärmlichen Reſt der Reichsarmee mit Schimpf und Schande die Waffen

abnahmen bei Biberach, — und wie es dann auf einmal anders ward, wie unter dem groben Friedrich, so wenig Gutes sonst von ihm zu sagen sei, ein württembergisches Militär entstand, das sich sehen lassen konnte und soldatische Namen aufwies, Scheler und Scharffenstein und den jungen Reitergeneral Normann, den Franquemont nicht zuletzt, der jetzt in Sachsen kommandierte. Ganz beiläufig nannte der Gast den Namen Lux. Die Stammtischbrüder schauten sich an: unter Württembergs Feldgeneralen war er nicht genannt . . . „gibt's nicht den Oberst im Kriegsministerium?" erinnerte sich einer, „hatte Beziehungen zum Karl Herzog, durch einen der vielen Bastarde oder so, — damals muß er in Gunst gewesen sein, aber unter dem dicken Friedrich nicht mehr, der hat seine eigenen Favoriten . . .", stannend vernahm Winckelmann das unterdrückte Prusten der Eingeweihten. „Eine Geldgeschichte spielte mit", entsann sich der Erzähler, — „eine Erbschaft, die dann der König einsteckte; eigentlich gehörte sie keinem von beiden, sondern waren Soldatenersparnisse, — wie war das doch mit dem Regiment, das der Karl Herzog nach Amerika verkauft hat?" Sie stritten sich, sie hatten soviel immerzu von Truppen und Kriegszügen gehört . . .

„Kapregiment hieß es; ich bin einer davon!" schloß Winckelmann den Zwist. Jetzt war die Neugier geweckt: der Bürgersmann, den die Stadtmauer so wenig in die Welt hinüberschauen ließ, sah ein Fensterlein aufgestoßen, hinauszusehen ins Treiben der weiten Welt, — aber sie kamen wenig auf ihre Kosten: „Um ein Schandgeld verkauft, in der Fremde verdorben und gestorben ohne Sinn, — das ist alles", schnitt der Fremde kurz ab und nahm einen tiefen Schluck vom heimatlichen Wartbergwein; . . . da zupfte ihn einer am Ärmel: „Dann haben Sie ja den Schiller noch gekannt?" riet einer der Heilbronner Spießer, „bei uns hat er gewohnt, als er

zum letzten Male in die Heimat kam." Haſtig fuhr der Major herum: „Schiller war hier? — erzählen Sie!" Jetzt regte ſich der Reichsſtädterſtolz: wie der weimariſche Hofrat hier an der Grenze Aſyl ſuchte, bis er es wagen konnte, von der Rachſucht des Herzogs ungefährdet ſein Elternhaus aufzuſuchen. „So hat er mit dem alten Herodes doch noch Frieden gemacht?" ſtaunte Winckelmann. Die alten Republikaner ſchüttelten die Köpfe: „Frieden? nein. Aber der konnte ſich nicht mehr an ihn wagen: den Schubart vermochte er zu zertreten, für den Schiller war der Herzog nicht ſtark genug." „Schlimm genug, daß er ihn gezwungen hat, in die Fremde zu gehen", nickte Winckelmann. — „Aber ein Schwabe iſt er doch geblieben", rief der Bürger Mayer: „die Reiſe damals hat er mit ſeiner jungen Frau getan, eigens damit ſein Söhnlein auf unſerem Boden zur Welt kommen ſolle!" . . . und die Reichsſtädter, die ihre verlorene Libertät nicht verſchmerzen konnten, ſtießen nun doch in höchſtem Stolz darauf an, daß der beſte Deutſche gerade ein Schwabe geweſen war und es mit Kind und Kindeskind immer hatte bleiben wollen . .

Durch Lauffens enge Gäßchen, dann an Beſigheim vorbei, dem türmereichen Städtchen, das ſich halb behäbig, halb trutzig in der Schleife zwiſchen den Flüſſen erhebt, ritt der Heimkehrende ins Land hinein, dann bog er ſeitlich ab zu dem Luſtſchloß, wo er den König wußte, auf die Waldſtraße, die nach Freudenthal hinaufführte; ſo manchen deutſchen Wald hatte er auf der Rückreiſe durchfahren, doch niemals hatte das Rauſchen der Bäume ſo zu ihm geſprochen wie heute, da das Buch der Erinnerung aufgeſchlagen war, als ſeien fünfundzwanzig in der Fremde verträumte Jahre nie geweſen: in ſolchem Wald hatte er erſtmals ſeine Liebſte geküßt, unter ſolcher Eiche war er zu Füßen Schillers geſeſſen, als ſie die „Räuber"

hören durften, — Heimatboden, Jugendliebe, unvergleichliches Schwabenland!!

Ein paar Freudenthaler Juden, die ihr Vieh zum Bietigheimer Markt trieben, ſtießen ſich hämiſch an, als ſie das ſtrahlende Geſicht des Reitersmanns ſahen: „Ob der noch ſo froh ſchaut, wenn er vom dicken Friedrich zurück kommt?“ mauſchelten ſie einander zu . . .

Jetzt blickte das Hofgebäude durch die Platanen des Schloßgartens, einfacher noch als Hohenheim, — das Landſchlößchen, das Karl Eugens Großvater, Herzog Eberhard Ludwig, ſeiner Geliebten geſchenkt hatte, der Landhofmeiſterin von Graevenitz, die ins ſchwäbiſche Kirchengebet eingeſchloſſen war durch die Bitte „Erlöſe uns von dem Übel!“ — Jahrzehntelang war der Herrenſitz faſt verlaſſen geweſen, nun war er durch König Friedrich wieder ein Mittelpunkt höfiſchen Treibens geworden; wohl gab's keine Hofbälle und galanten Spiele, aber die Kutſchen der Stuttgarter Geſandtſchaften und der Höflinge ſtanden Rad an Rad unter den alten Linden in dem engen Hof, während die Herrſchaften einer günſtigen Gelegenheit zur Audienz bei Württembergs leib- und geiſtesgewaltigen Herrſcher harrten.

Winckelmann hatte im Sinn, ſich beim Hofmarſchall zu melden, doch Sitte und Zeremoniell waren vergeſſen, als er beim Einreiten einen hageren Offizier in ſchwarzgrüner Uniform den Hof überqueren ſah; ſo wenig er beim Anblick der hohen, leicht vorgebeugten Geſtalt ſich irgendeines Bekannten entſinnen konnte, der des Paradeſtocks ſo ſichtbarlich zur Stütze bedurfte, ſo ſchlug ihm doch das Herz ſchneller; freilich — dies gealterte Geſicht, dazu die ganz andere Barttracht als ſeinerzeit, da ſie mit Zopf und Papillotten in Karl Eugens Jägerkompanie geſtanden waren, — konnte das Scharffenſtein ſein . . ? doch ſchon breitete der andere die Arme aus und

eilte dem Freund entgegen: „Winckelmann!, und noch ganz der Alte!“ Jetzt bemerkte der General das Zaudern des Freundes, der nicht die gleichen Worte als Lüge zurückgeben mochte, und kam ihm lächelnd zuvor: „Als Soldaten reden wir offen: bei mir will der Genius die Fackel senken. Freund Hoven hat mir's eingestanden, damit ich mich auf die Reise vorbereiten kann, ich brauche nur noch soviel Frist, um bei Niederschrift meiner Erinnerungen an Schiller die letzte Hand anzulegen.“

„Und was du selbst in einem reichen Leben sahest?“ ergänzte Winckelmann. Der General winkte bescheiden ab: „Es wäre zu wenig: Gewiß, auch ich träumte einst von Taten und Ruhm . . .“

„Und hast beides erreicht!“ warf wieder der Freund ein.

„Hier geschossen und dort gestürmt und nicht davongelaufen, ach ja!“ meinte der General wegwerfend, „das haben Tausende getan, für gute und für schlechte Parolen, gleichviel. Aber während ich ein Vaterland zu verteidigen gewünscht hätte, ging mein Mömpelgard dem Reich verloren, und wenn wir Ruhm ernteten, war es für den Franzosenkaiser. Gleich einem Landsknecht bin ich umhergezogen, nie ist es für unsere eigene deutsche Sache gewesen; kein Mensch wird dereinst von unsern Taten wissen wollen . . . Wenn ich Gutes tun wollte, wenn ich in fremdem Lande Plünderungen verhinderte und die Leute schützte, — am nächsten Tag ging's weiter und der Nachfolger brandschatzte doppelt, wo ich menschlich gewesen war: ein sinnloses Handwerk, — das ist mein Leben.“

„Hast doch dem Ruf der schwäbischen Soldaten ein neues Ansehen gegeben!“ rief Winckelmann, „bedenke, wie wir einst verachtet waren!“

„Wir brauchen uns vor keinem mehr zu schämen . .“, bekannte Scharffenstein stolz, doch nur um resigniert fortzu-

fahren: „ich mag meiner Kriegstaten nicht denken, als Handlanger der Welſchen . . aber eines kann ich der Nachwelt hinterlaſſen: daß Schiller mich Freund genannt hat — dann werden vielleicht die Deutſchen ſagen: er war doch ein braver Kerl, — auch wenn er nur Rheinbundſöldner war!“ ſchloß er ſchmerzlich.

Winckelmann legte die Hand auf ſeinen Arm: „Was ſollen erſt wir ſagen, die über See um nichts aufgeopfert wurden, noch weniger den Sinn unſres Leidens zu begreifen vermögen?“

Der invalide General ſah faſt neidiſch die kräftige Geſtalt des Freunds: „Du haſt die Welt geſehen und daraus gelernt, als fertiger Mann kehrſt du heim ins Vaterland in der Stunde einer Zeitwende; du kannſt dem Reich, das jetzt erkämpft wird, noch manchen Dienſt leiſten.“

„Erſt muß ich meinen Kameraden zu ihrem Recht verhelfen“, widerſprach Winckelmann.

„Recht?“ Der General pfiff durch die Zähne. „Wirſt ſchwer beim König ankommen: die Akten über euch ſind geſchloſſen, ſeit er dem Lux euer Geld abgeluxt hat, — er wird ſich nicht gern daran erinnern laſſen. Ich weiß, daß manchen, die nach dem Schickſal ihrer Verwandten forſchten, kein Beſcheid mehr erteilt wurde, — ihr bringt nichts mehr ein, darum ſeid ihr für die Krone Luft!“

„Aber die Erlaubnis zur Heimkehr muß ich doch erwirken“, rief Winckelmann. Scharffenſtein zeichnete mit dem Stock im Sand: „Ihr werdet äußerſt unerwünſcht ſein“, erwog er, „eure Spargroſchen waren's, die der Lux behalten wollte, — da kam aus Indien ein Biedermann . . .“

„Kanzler, der Treueſte aller Korrekten“, ergänzte Winckelmann.

„Jawohl korrekt“, ſpottete der General: „der Harmloſe ging, als Lux die Zahlung verweigerte, in ſeinem Unverſtand

zum König; was tut ein König, wenn er Geld wittert? er befiehlt dem Lux mit einem Donnerwetter, alles herauszurücken, weil das Regiment mit Hab und Gut der Krone gehöre; den braven Kanzler, der sich sperrte, machte man irgendwo zum Hofrat und gab ihm ein Sümmchen in Verwahr für etwaige Heimkehrer, — es wird noch keiner gekommen sein, schätze ich, — den Löwenanteil aber nahm die Krone, — so war's salomonisch entschieden. Denkst du, da könne man brauchen, daß ihr mit euern Forderungen in hellen Haufen aus Indien heimkehrt?"

„So sollen meine armen Teufel abermals betrogen sein?" rief Winckelmann empört, — „kann man niemand interessieren, der beim König in Gunst ist? freilich, — ich hörte so allerhand munkeln . . ."

„Dann hast du recht gehört", bestätigte der Freund trocken, „es ist kein würdiges Bild, diesen bedeutenden Herrscher im Kreis seiner Kreaturen zu sehen; immerhin, wenn ihn der Jähzorn packt, redet mancher von ihnen dem Lande zu Nutzen; Graf Dillen zum Beispiel . . ."

„Graf? woher kommt der?"

Scharffenstein lächelte: „Kannst dir nicht den Stallmeister Dillenius denken, den Lockenkopf? in der Ordenskapelle zu Ludwigsburg siehst du Wappenschilder von Herzögen, die als Kellner anfingen und heute Marschälle sind in unsrer verbündeten französischen Armee, — bei Dillen sind die Lorbeeren freilich keine militärischen:

Unser Herr liebt nicht das Jus,
übt gern seinen Willen, —
drum macht er den Dillenius
zum gnäd'gen Grafen Dillen!"

„Ich weiß, wer ſolche Reime ſchmiedet!“ lachte Winckelmann in Erinnerung an manchen Ulk der Karlsſchulzeit; „haſt du deine Verſe nie geſammelt?“

Scharffenſtein winkte ab: „Gelegentlich reime ich noch!“ erzählte er munter: „jüngſt hab' ich dem Schimmel des dicken Friedrich eine Grabſchrift gefertigt.“ Fröhlich nahm er den Kameraden beim Arm und führte ihn um den kleinen Parkſee herum vor den Stein, wo König Friedrich ſein Leibroß hatte beiſetzen laſſen; es war mehr als eine Laune geweſen, auch keine Nachahmung der Grablegung der treuen Hunde zu Sansſouci, ſondern der dicke Herrſcher war ſeiner Stute Helene wahrlich dankbar geweſen, die ihn jahrelang getragen hatte, während er nun kein anderes Roß mehr fand, ſein unnatürliches Gewicht zu tragen. Auf dem Stein aber hatte eine flotte Hand mit Rötel geſchrieben:

„Schimmel, Schimmel,
kommſt nicht in' Himmel!
kommt dein Herr rein,
wird eine Frag' ſein!“

„Und das hat er ſich gefallen laſſen?“ ſtaunte Winckelmann.

„Iſt mir Wurſt!“ lachte der General unbekümmert: „er iſt wie alle hohen Herren: mal empfindlich, mal großzügig, — vielleicht hätte ich mir den Scherz geſpart, wenn ich geahnt hätte, daß ich dir nützen könnte. — Der König!“ der eilige Wink war überflüſſig: der rieſige, unförmige Mann, dem ſich die Freunde plötzlich gegenüberſahen, konnte nur Friedrich von Württemberg ſein. Aus dem vollen breiten Geſicht, das zur rechten Stunde auch Humor zeigen mochte, blitzten die Augen mit ungnädigem Ausdruck den beiden entgegen. „Er hat Beſuch, General?“ rief er ſcharf, „dieſer Garten iſt mein, und keine öffentliche Anlage.“

Scharffenſtein meldete kurz das Wiederſehen mit dem Jugendfreund. „. . . der ſich in Heilbronn beim Schoppen mit den Dorfrepublikanern gemein gemacht hat!“ ergänzte der König heftig, „meint Er, Sein Herr habe ſeine Augen nicht überall? Was ſucht Er hier?“

Hinter dem König machte der geſchmeidige Dillen beſchwörende Zeichen, die vor der Laune des Fürſten warnten; kaum hatte Winckelmann die erſten Worte geſprochen, ſo zuckte ſchon das Wetter erneut über des Königs Geſicht: „Von dieſer Bande hat Er mir ganz und gar zu ſchweigen, ein verkommenes Bettelvolk, das Uns nur in Schande gebracht hat, — alle Kolonien, wo es ſtand, haben ſich ergeben!“

„Durchlauchtigſter Herr, die Soldaten waren ſchuldlos!“ begann Winckelmann; der Audienzen beim Karl Herzog gedenkend, hatte er vergeſſen, den Beherrſcher Württembergs mit der neuen Würde, ‚Majeſtät‘ anzureden. — „Waren die Soldaten ſchuldlos, um ſo ſchlimmer für den Offizier!“ ſchalt Friedrich. „Euer Landesherr hatte Euch entſandt, den Holländern treu zu dienen und ihm Ehre zu machen.“

Franzkarl Winckelmann war blaß geworden. „Das Bild der Herrſchaft wechſelte Jahr um Jahr“, rief er in verzweifelter Gegenwehr, „der holländiſche Fürſt von Oranien verlangte gar den Übertritt zu den Engländern, während das Land zu Frankreich hielt, — wie ſollte ſich der Soldat da auskennen?“

„Er ſoll nicht fragen, ſondern gehorchen, — Württemberg iſt Bundesgenoſſe des franzöſiſchen Kaiſers, — weiß Er das noch nicht?“ ſchrie Friedrich und hob den Stock; aber obwohl er manchen Diener und Schultheißen eigenhändig prügelte, wie er es in Rußland gelernt hatte, — diesmal ſchlug er nicht zu: „Wie Hunde behandelt wurden wir ſchon in der Fremde!“ ſprach der Major und ſah dem Wütenden feſt ins Geſicht.

Der König ließ den Stock ſinken. „Was verlangt Er alſo?“ fragte er in überraſchender Selbſtbeherrſchung. Doch als Winckelmann bat, die Rückkehr zu geſtatten für alle, die teils gefangen draußen feſtgehalten ſeien, teils ſich in engliſche Dienſte gerettet hätten wie ſein Reiſebegleiter Gaupp, der an der Landesgrenze zu Durlach auf den gnädigen Beſcheid ſeines Fürſten harre, — als er dann gar trotz Dillens beſchwörender Gebärde von den Soldanſprüchen anfing, brach das Unheil erſt recht los:

„Gar in engliſche Dienſte getreten? der Kaiſer würde mir die Krone vom Kopfe ſchlagen, wenn ich das verzeihen wollte! ein Landesverräter iſt der Gaupp, — laß Er ihn ausheben und feſtſetzen, Dillen! — und Geld wollt Ihr obendrein? darüber iſt verfügt, mein Herr; die Krone hat es gebraucht . .“

„Aber es gehörte doch unſern Soldaten!“ rief Winckelmann voll Zorn, da er die letzte Ausſicht auf Rettung verſinken ſah. Doch jetzt war der König nicht mehr zu bändigen: „Gehörte? — wem gehörte? will Er mir römiſch Recht predigen?“ ſchrie er, rot vor Wut, „meint Er, der Franzoſe habe bei ſeinen Kontributionen im Schwabenland gefragt, wem was gehörte? genommen hat er's, fertig! und hätt' ich ihm nicht immer geliefert und gezahlt, Kriegsvorrat und Menſchen und Geld in Fülle, ſo wäre mein Württemberger Land eine Wüſtenei geworden wie einſt im Dreißigjährigen Krieg, wo ſich alles auf unſerm Boden austobte . . das hat Sein König verhindert!“ ſchloß er hoheitsvoll, „das iſt Mein Wille, — und wer dagegenſpricht und Mir von ſeinem Spargroſchen redet, — und wer ſich dafür verwendet, Scharffenſtein! — iſt ein Verräter, merk' Er ſich!“ Mit kleinen Schritten, um den ſchweren Körper im Gleichgewicht zu halten, ſchritt das kluge Ungeheuer davon, von ſeinem Schatten gefolgt.

Die Kameraden sahen sich betreten an: „Jetzt gibt es nur einen Weg: zum Kaiser!“ rief Scharffenstein.

„Kann ein ehrlicher Deutscher zu ihm gehen?“ zauderte Winckelmann, „wohin ich hörte, fluchte man ihm wie dem Gottseibeiuns!“

„Er erfüllt seine Mission, — auch für Deutschland, wenn seine Zuchtrute ein Nationalgefühl weckt, . . . Wohl, er schreitet über das Glück von Tausenden weg, aber — er vermag groß zu denken. Ich habe einen Wunsch frei bei ihm seit dem Gefecht von Linz, er vergißt nichts, — ich gebe dir ein Schreiben mit . . . aber beim Himmel“, unterbrach er sich in jähem Schrecken, „denk' an Gaupp! Man muß ihn warnen, noch ehe die Feldjäger losreiten.“

Eilends zog er den Freund mit sich, auf dem alten Weg zurück, den Stallungen zu. „Der Verhaftbefehl muß erst in Karlsruhe präsentiert werden“, überlegte er eilig, „vorher vollzieht ihn die badische Polizei nicht, das gibt dir Vorsprung.“

„Hat der Malefizschenk hier noch kein Einheitsrecht geschaffen?“ fragte Winckelmann, trotz aller Aufregung mit einem Lächeln der Erinnerung.

„Auch dem ist sein gutes Wollen schlecht bekommen“, berichtete der General, „als die Gebiete seiner Gerichtshoheit zu Württemberg geschlagen wurden, hat ihm keiner gedankt, — wie ein Stück alten Eisens haben sie ihn beiseitegesetzt, das hat er nicht verwunden. — Donnerwetter, die haben's eilig, du wirst scharf reiten müssen!“ mahnte er, da in dröhnendem Galopp drei Feldjäger in ihren schweren Pelzmützen in die Dorfstraße brausten, während der Pferdebursche des Generals noch dabei war, dem Rappen das Zaumzeug überzustreifen. „Ich schicke das Schreiben für Napoleon an die Wolzogens nach Weimar, von dort mußt du dem Hauptquartier nachreisen, kannst gerade zur Entscheidung kommen . .“

Franzkarl Winckelmann ſaß im Sattel. „Den Krieg fürchte ich nicht“, ſprach er, die Zügel ordnend, „nur eine Frage noch, — ich hatte gehofft, mich gründlicher in der Heimat umſehen zu können.“

„Du willſt von Luiſe wiſſen?“ fragte Scharffenſtein, nebenhergehend, „der Herzog ſandte mich damals monatelang auf Inſpektionen herum, nach Mömpelgard und Hohentwiel und noch weiter, ich kam nicht an ſie heran, — über Jahr und Tag, da ſie keine Nachricht von dir hatte, ergab ſie ſich ſchließlich; ſie weiß heute noch nicht, daß der Lux damals der Angeber war, — wozu noch mehr Schatten in ihr Leben bringen? — ob ſie glücklich iſt? eine ſtille Ehe ſoll's ſein, er iſt ein Streber im Dienſt, ſie gilt als eine muſterhafte Mutter, dazwiſchen mag noch Raum für manche Kluft bleiben, — reite jetzt! hier iſt die Straße! rette den Gaupp, und viel Glück!“

Der Rappe galoppierte an. Der invalide General winkte zuverſichtlich hinterdrein, bis der Reiter verſchwunden war.

13.

Vor der Durlacher Poſt, dem ehrſamen Gaſthof, wo einſt die Herrn von Thurn und Taxis ihre Poſtillone umſpannen ließen, ehe das neue Karlsruhe den altbadiſchen Platz verdrängte, wartete zur gewohnten Tageszeit der Botenwagen, um Briefſchaften und Pakete zur Reſidenz zu führen, wo ſie mit den Diligencen weitergebracht würden. Hier ſprang Franzkarl Winckelmann aus dem Sattel. „Den Weg zum Gute der Familie Gaupp!“ forderte er vom Hausknecht, der den Gaul am ſchaumbedeckten Zaumzeug nahm. „Wenn Sie den indiſchen Major ſuchen“, meinte prompt der Johann, „der rechnet in der Gaſtſtube mit dem Poſthalter über einen Brief nach England.“

„Verfluchter Bursche, weißt ja gut Bescheid!“ dachte Winckelmann, „da wird die napoleonische Geheimpolizei glänzend bedient sein!“ Rasch trat er ein und sah, daß der Freund soeben über die Gebühr der Briefbeförderung eins geworden war und seinen Obolus erlegt hatte. „Haben Sie eine Minute übrig?“ sprach er mit gedämpfter Stimme. Gaupp horchte auf. „Wi . .?“ stammelte er ungläubig; da sah er das drohende Schweigezeichen des andern; „wie . . komme ich zu der Ehre? — aber natürlich. Entschuldigen Sie mich, Herr Posthalter!“ mit einer knappen Verbeugung schritt er mit dem Besucher hinaus; „welch ein Zufall!“ brach er jetzt fröhlich aus, „eben schicke ich einen Brief an meine Frau, sie solle mir aus London nachziehen.“

Ein rascher Druck des Kameraden auf seinen Arm machte ihn verstummen: „Reise selbst an Stelle deines Briefes, und bleib drüben!“ flüsterte ihm Winckelmann hastig zu, „der König fahndet auf dich als Landesverräter, die Häscher sind schon unterwegs . . . unter Napoleon wird kurzer Prozeß gemacht, — rasch deine Sachen!“

Christian Gaupp starrte ihn ungläubig an: „Wir sind doch hier in Deutschland . . der Kolonialkrieg ist aus, — wen kümmert's noch, wie das da draußen durcheinanderging zwischen Oraniern und Demokraten, Engländern und Franzosen, — daß ich gar nicht anders konnte, um meine Leute zu retten . . .“

„Mensch, kein Aufsehen! hast du Paß? hast du Geld? geh los, — bei Friedrich von Württemberg kommt es nicht darauf an, ob du recht gehandelt hast, sondern wie dein König es ansieht, —“ flüsterte Winckelmann grimmig. Gaupp schüttelte den Kopf: „Er kann das doch gar nicht überblicken, — ich werde mich verteidigen . .“ — Winckelmann schob ihn vorwärts: „Hat sich der Schubart verteidigen dürfen? der Schil-

ler? irgendeine Menſchenſeele bei den Sultanen von Württemberg? — hinab ins Verließ, aus! — denk an deine Familie und flieh!"

Gaupps Augen füllten ſich mit Tränen. „Fünfundzwanzig Jahre fern der Heimat, — brav gedient, — zwanzig Wunden, — und dafür das . ." murmelte er faſſungslos, ſich am Geländer der Vortreppe hinabtaſtend. Soeben reichte der Poſthalter dem Kutſcher das letzte Paket hinauf: „Iſt ſchon beſtens beſorgt, Euer Gnaden!" rief er mit devotem Bückling dem indiſchen Major zu. „Halt, Schwager! mein Freund fährt ſelbſt", erwiderte Winckelmann ſtatt des Kameraden, der keines Wortes mächtig danebenſtand.

Der Poſthalter zögerte: „Es iſt nur der ſchlechte Bockſitz, — ich kann die Kutſche einſpannen laſſen . ." — „Nicht doch!" wehrte Winckelmann: „ein dringender Krankheitsfall, eilends fort!" Gaupps von Tropenleiden durchfurchtes, jetzt von tiefem Gram und Heimweh gequältes Geſicht mochte leicht überzeugen, daß eine plötzliche Unglücksbotſchaft ihn zu der Fahrt treibe. Der Kamerad half ihm auf den Sitz hinauf: „Keine Worte mehr! — ſchau, da kommen ſie ſchon!" Er wies auf ein badiſches Fußjägerpiquet, das unter Führung eines Offiziers von der oberen Gaſſe angerückt kam. Der alte Humor der Schillerbrüderſchaft kam über Winckelmann, als er dem zerſchmetterten Freund die Hand drückte: „Dem Manne kann geholfen werden!" ſprach er zuverſichtlich. Chriſtian Gaupp ſah ihn kaum noch, er war zu ſehr aus allen Himmeln geſtürzt. Der Wagen zog an. Mit fröhlichem Winken grüßte der Kutſcher zurück. Major Winckelmann blickte ihm nach, ans Geländer der Wirtshaustreppe gelehnt; wenige Minuten ſpäter ließ der badiſche Offizier ſeinen Trupp die Gewehrpyramiden zuſammenſetzen; neugierig drängten ſich

die Gaſſenkinder herzu, was wohl dem Poſthalter die Ehre militäriſchen Beſuchs ſchaffe.

Dem Führer fielen die hohe Geſtalt des Fremden und die ſonnverbrannten Züge auf. Er blieb auf der erſten Treppenſtufe ſtehen. „Der Herr war in den Kolonien?“ Winckelmann bejahte. „Offizier in Indien?“ Wiederum nickte der Fremde: „Sie ſuchen Major Gaupp? darf ich Sie auf mein Zimmer bitten?“ — „Premierleutnant Sachs“, ſtellte ſich der Badener höflich vor; mit unauffälligem Wink wies er ſeine Leute an, ſich ums Haus zu verteilen, daß kein Sprung aus dem Fenſter im letzten Augenblick die Feſtnahme vereitle; dann folgte er dem Vorausgehenden die Treppe hinauf. Der im Sold der politiſchen Polizei dienende Poſtknecht ſah nur noch die Stiefel auf dem oberſten Treppenaufſatz verſchwinden. „Sah mir gleich verdächtig aus“, murmelte er und machte ſich neugierig an die badiſche Jägermannſchaft heran, die, des leichten Dienſtes froh, ſich im Hof breitmachte.

Oben in Gaupps Zimmer ſpielte Franzkarl Winckelmann mit des geflohenen Kameraden Tabak den Gaſtgeber, als ſei er ſtets in dem Raum zu Hauſe geweſen; herumliegende Kleider, die Spur des raſchen Aufbruchs, fegte er haſtig auf der Bettſtatt zuſammen: „Ein ungehobelter Klotz, mein Diener, nie hat er das Zimmer zum Gäſte-Empfang bereit!“ fluchte er, „womit darf ich gefällig ſein?“ Der Badener wies ihm den Verhaftsbefehl. Winckelmann lächelte überlegen: ob das wirklich Landesverrat ſei? — doch das intereſſiere den Herrn Rheinbundoffizier wohl nicht?

Der badiſche Oberleutnant drehte das Schnurrbärtchen in die Höhe: „Warum nicht? ich bin ſelbſt von der Schule bis nach Spanien durchgebrannt, um gegen Napoleon zu kämpfen, — aber bei Lerida haben ſie mich gefangen, auch ich galt als

Verräter, weil ja mein Landesherr hinter den Kaiseradlern herlaufen muß, — ich kenne das."

„Und man hat Sie nicht verurteilt?" erkundigte sich Winckelmann. Der Badener lachte: „Der Kaiser braucht Soldaten, da nimmt man's nicht so genau: ich wurde pardonniert, falls ich mit den Rheinbundstruppen nach Rußland gehen wolle, — natürlich, schien mir besser als eine Kugel durchs Herz! — aber um ein Haar war die Rechnung falsch: ich hätte nicht geglaubt, daß ich zurückkäme, als wir Badener und Rheinländer von der Division Daendels allein noch die Nachhut bildeten für den verzweifelten Troß an der Beresina, — mit *deutschem* Blut hat der Kaiser damals die Armee gerettet . . . die wenigsten von uns sind heimgekommen . . ."

„Nannten Sie nicht Daendels?" unterbrach der Kolonialoffizier.

Oberleutnant Sachs zuckte mißfällig die Achseln: „Ein großer Herr, — als ob er der nächste nach dem Kaiser selbst wäre; in der Schlacht war er krank, (ich will ihm nichts nachsagen, die halbe Armee ist ja nur noch mit erfrorenen Gliedern des Wegs gekrochen), er soll irgendwo im Osten als Festungskommandant zurückgeblieben sein . ."

„Und jetzt wollen Sie hier den sogenannten Verräter verhaften?" fuhr Winckelmann heiter fort. Der Badener wurde streng: „Ich handle nach Befehl, — ob ich's gern tue, werde ich nicht gefragt, — solange die Franzosen in Straßburg sitzen, ist mein Großherzog ihren Kanonen ausgeliefert, wenn wir uns zu früh auflehnen. — Der Tag kommt schon noch", bekannte er offen, „dann geht's mit allen Deutschen über den Rhein hinüber! — Sehen Sie zu, daß man Ihnen nicht vorher noch den Prozeß macht! Darf ich bitten, Herr von Gaupp?" Er sah aber mit Befremden, daß Winckelmann sitzenblieb.

„Sie fragten nach einem Kolonialoffizier, — der bin ich; und das Zimmer des Majors Gaupp ist hier, — der Major aber ist auf der Reise nach England, ich hoffe herzlich, daß der Vorsprung genügen wird", erklärte der Fremde schmunzelnd. Der Rheinbundoffizier starrte ihn verwundert an: „Das . . das ist immerhin kein alltäglicher Streich . ."

Franzkarl Winckelmann lachte: „Wir Schillerbrüder sind nicht auf den Kopf gefallen, — wollen Sie mich für den Freund als Bürgen?" Jetzt hatte sich der Badener gefaßt. „Ein kapitaler Witz!" rief er fröhlich, „mein Befehl lautet nicht für Sie, mein Herr, — und ich werde mich als guter Kamerad mit der Meldung nicht beeilen, ich weiß noch etwas Besseres!"

„Und das wäre . . ."

„Jede Stunde der Verzögerung bringt Ihren Freund der Rettung näher. Also erzählen wir uns etwas," schlug der Badener gemütlich vor, „berichten Sie mir von Ihrer Jugendzeit mit Schiller! Sie ahnen nicht, wie sehr uns Deutsche, die unter dreißigerlei Fahnen fechten mußten, in der Fremde gerade seine Worte zusammenhielten. Die Geheimpolizei kann warten!" — Und der Major erzählte von dem einfachen Haus in Marbach und der Gärtnerwohnung auf der Solitüde, von dem Kameradschaftsquartier in der Akademie und von der genialen Bude am Graben, wo oft keiner ein Geld hatte für eine Schützenwurst und wo doch die Fröhlichkeit zu Hause war, bis des Herzogs Starrsinn den Dichter aus dem Heimatlande trieb. Es wurde spät, als sie aufbrachen.

„Auch Ihnen rate ich immerhin, nach diesem Stück den badischen Staub von den Sohlen zu schütteln", meinte der Oberleutnant Sachs zum Abschied. Draußen zupfte ihn der Hausknecht am Ärmel: „Herr Oberleutnant, d e n müssen

Sie feſtnehmen, der hat den andern gewarnt!“ flüſterte der Vigilant.

Der Offizier ſchüttelte ihn grob ab: „Sei Er vorſichtig mit ſeinem Eifer, Kerl! dieſer Herr hier reiſt in beſonderer Miſſion zum Kaiſer Napoleon ſelbſt, — Ihm aber rate ich, ſich um die eigenen Angelegenheiten zu kümmern: es könnte auch einmal anders kommen für Denunzianten und Franzoſenfreunde!“

Ja, es ging um die letzte Entſcheidung in Deutſchland! noch krochen zwar die kleinen Fürſten vor dem großen Mann, der gegen den Ring der Preußen, Ruſſen und Öſterreicher wie ein Löwe um die Behauptung der Elblinie kämpfte; aber in jeder Stadt, wo Winckelmanns Kutſche hielt, trugen die Bürger heimlich triumphierend die Nachrichten heran von den Niederlagen ſeiner Marſchälle, ſelbſt des rothaarigen Ney, den mit Mühe die Tapferkeit der württembergiſchen Nachhut auf dem blutigen Sand von Dennewitz gerettet habe. — Seltſam mutete es den Major an, als er dem Kriegsgebiet näher kam, bald beunruhigt von Alarmnachrichten über preußiſche Streifkorps, bald begleitet von den Marſchclairons franzöſiſcher Verſtärkungen, die der Kaiſer aus dem fernen Spanien heranholte: — ihn, den Helfer eines kläglichen Reſts der vor einem Menſchenalter verkauften Deutſchen, berührte das alles wie eine Reihe fremder Bilder; nur für die letzte Ruhe ſeiner Leute konnte er ſich einſetzen, und kein deutſcher Herr konnte ſie ihm ſchaffen, ſondern ſeine letzte Hoffnung war das Machtwort des fremden Tyrannen! . . . Wie ſollten ſie da wieder Wurzel ſchlagen im deutſchen Boden? herausgeriſſen, verſtoßen, dem Vaterland für immer geſtohlene deutſche Kraft, — nie mehr war es gutzumachen!

Wie ein fremdes Schauſpiel ließ Winckelmann die Szenen des Hauptquartiers an ſich vorüberziehen, das Heerlager der

Garden, die Guidenposten, die ruhelos beschäftigte Adjutantur, den aufgeregt nach allen Seiten diktierenden Stabschef Berthier, — „Alexander", wie er sich stolz zu nennen pflegte als Herr eines Fürstentums, das auf diesen Schlachtfeldern ins Nichts zu zerrinnen drohte. Endlich stand der Major im Arbeitszimmer des Mannes, der diese gewaltige Kriegsmaschine beseelte.

Der Kaiser ging, die Hände auf dem Rücken, zwischen drei Adjutanten auf und ab, die emsig seine Worte nachschrieben. Während noch der eine sein Schreiben abschloß, war Napoleon längst in der Mitte des nächsten Diktats . . .

„An die Kaiserin", befahl er ungeniert, ohne den Eintretenden zu beachten, „Madame und liebe Freundin! Sie haben den Bericht des Erzkanzlers im Bette liegend entgegengenommen. So darf eine Frau Besuche erst empfangen, wenn sie die Dreißig überschritten hat . . .", er blieb vor dem Besucher stehen: „Habe ich nicht recht?" fragte er unvermittelt. Das selbstverständliche „Jawohl, Sire" des Verblüfften wartete er nicht ab, schon blickte er dem nächsten Adjutanten über die Schulter, der einen Befehl an den Reiterkönig Murat begonnen hatte, des Kaisers Schwager, der die Flanke gegen die österreichische Hauptarmee zu decken hatte: „Ihre Kräfte sind schwach, aber die Österreicher haben noch niemals einen Feldzug gewonnen; der gefährlichste Gegner ist die preußische Armee . . ."

Wieder blieb er vor dem Besucher stehen. „Einen Brief aus Württemberg? Ihre Landsleute stehen an der Elbe gegen Preußen, — man kann sich auf sie verlassen . . ." er nahm den Brief Scharffensteins und erbrach das Siegel: „krank? bedeutende Offiziere sind unersetzlich, — sein Regiment hat sich bei Bautzen erneut ausgezeichnet; sagen Sie dem General,

daß der Kaiſer ihn hochſchätze . . . Sie überbringen Wünſche, die er befürwortet?"

Winckelmann erſtattete ſeinen Bericht. — „Daendels?" unterbrach der Kaiſer, als der Name des Holländers fiel, — „er war krank gemeldet, als die badiſchen Soldaten ſeiner Diviſion an der Bereſina fochten . . der Winter war ihm wohl zu hart nach der Hitze der Tropen . . . ach was!" unterbrach er ſich, „Ich bin als General Bonaparte von der Sonne der Pyramiden auf die Höhen der Alpen geeilt . ." wieder brach er ab; der Gedanke, daß Daendels nicht vermocht, was er ſelbſt geleiſtet hatte, ſchien ihn heimlich zu befriedigen. „Meine Generale werden zuviel krank", ſchalt er, „ich habe ſie zu hoch erhoben, — wenn der Ruhm fett macht, wird er ungeſund; wo ſteht Daendels jetzt?" fragte er ſchroff ins Vorzimmer hinein. Marſchall Berthier ſtand eilfertig in der Tür. „General Daendels verteidigt die polniſche Feſtung Modlin", meldete er. — „Tauſend Meilen von hier eingeſchloſſen, er hat kein Glück", erwog der Kaiſer; er gedachte mißmutig der vielen Garniſonen, die im feindlichen Gebiet belagert zurückgeblieben waren; die Sorge, wie er ſie an ſich ziehen könnte, begleitete ſein neues Auf- und Abgehen. „Was ſagt der König von Württemberg dazu?" wollte er plötzlich wiſſen. Das war die böſe Frage.

Winckelmann meldete wahrheitsgemäß, wie der König von den einſt verkauften Leuten nichts mehr hören wolle. Napoleon ſchüttelte den Kopf: „Ihr König iſt mein kluger Freund, aber er hat nicht recht. Ich denke auch an die Geringſten meiner Untertanen, — Montholon, hat Er angefragt, warum unlängſt die Galerien in Paris unpünktlich geöffnet wurden, ſo daß das Volk warten mußte? — wenn ich einen meiner alten Soldaten in Ägypten gefangen wüßte, würde ich kein Mittel ſcheuen, ihn zurückzuholen . . . — man darf die Wirkung

solcher Treue auf das Volk nicht unterschätzen!" schloß der große Rechner; „man schreibe dem Major ein Exposé, daß der Kaiser seine Wünsche befürwortet . ." befahl er; „nun noch einen Zusatz zum Brief an den König von Westfalen!" — Der Adjutant holte unter den getrockneten Bogen den einen wieder hervor: „. . . die Nachrichten mehren sich, mein Bruder, daß die deutsche Bewegung unter Deiner Bevölkerung ebenso zunimmt wie auch in den südlichen Ländern des Rheinbunds, wovon mir Dein Herr Schwiegervater, der König von Württemberg, berichtet. Die deutschen Fürsten mögen sich nicht im Zweifel darüber sein, daß sie nur als Verbündete des Kaisers der Franzosen verhindern können, daß ihre Völker über ihre Throne hinweg sich unter einer einzigen Krone zu vereinen suchen . . . was haben Sie noch?" wandte er sich dem Kanzleivorsteher zu und riß ihm hastig das nächste Blatt aus der Hand: „Gesuch eines Rheinbundsfürsten, bei seinem Sohn Pate zu sein? man berichte mir erst einmal, welcherlei Fürst das ist . .", befahl er selbstbewußt; das Blatt flatterte zurück. Während noch die Federn der Adjutanten flogen, wurden Reinschriften früherer Diktate zur Zeichnung gebracht. Das Dringendste machte der Kaiser im Stehen auf dem Rücken des Kanzlisten fertig: „Der Befehl zur Verteidigung der Elbübergänge, besonders dringend! — General Bertrand ist treu, aber viel zu langsam. Einen zuverlässigen Boten!" — sein Blick blieb an Winckelmann haften, der soeben seinen kaiserlichen Ukas zusammenfaltete: — „Das Vertrauen des Kaisers ruft Sie! Sie treffen dort Landsleute, die Württemberger unter General Franquemont: ich verlasse mich ganz auf sie, mit der Elblinie würde der ganze Herbstfeldzug in sich zusammenfallen . . ."

In Franzkarl Winckelmann brauste das Soldatenblut. Nein sagen? vor diesem Mann? er hätte es nicht vermocht;

eh er ſich's verſah, ſaß er auf einem Renner des kaiſerlichen Stalls und brauſte unter den Napoleonspappeln der ebenen Landſtraße nach Norden in den herbſtlichen Nebel. Wirr gingen ihm die Gedanken durch den Sinn: was trieb ihn, den gepreßten Kolonialſoldaten, ſich hier in Europa in Dienſte einſpannen zu laſſen? — was hieß ihn, den Deutſchen, für den Franzoſen als Kurier reiten ohne eine Silbe der Weigerung? Dankbarkeit? für eine Entſcheidung, die der Willkür und Berechnung mehr entſprang als der Gerechtigkeit, — und die wertlos war, wenn der Überbringer in die Schlacht gen Oſten ritt, ſtatt nach dem Schwabenland, um den König zu überzeugen! und doch, d e m Mann mußte man gehorchen, — jetzt verſtand Winckelmann den unerklärlichen Zauber, von dem ſchon Scharffenſtein geſprochen hatte . . . die Hufe des Roſſes donnerten weiter, der gefährdeten Poſition an der Elbe zu.

„Befehl des Kaiſers!" Durch Kolonnen und Batterien, die ſich auf der Dammſtraße zu General Franquemonts Quartier im Dörfchen Bleddin drängten, bahnte ihm das Zauberwort den Weg. Der General ſah kaum auf, als er das Blatt zur Hand nahm:

„Richtig wie alles, was er ſagt. Aber das Korps iſt zuſammengeſchmolzen; man kann die weite Flußſchleife nicht beſetzen, der Feind iſt mit Vorhuten ſchon herüber, — verdammt, daß unſre Kavallerie in Rußland erfroren iſt!" überlegte er ſorgenvoll, als er, über die Karte gebeugt, den Adjutanten ſeine Befehle gab. Nun erſt ſchaute er auf; er erkannte den Beſucher nicht mehr, von dem er ſich vor fünfzehn Jahren bei der Übergabe von Ceylon getrennt hatte. Für einen Augenblick war er der echte Sohn Karl Eugens, wie er hoheitsvoll erſtaunt die Stirn runzelte, als ihn der Fremde mit Du anſprach. Dann kam die Erinnerung und das große Fragen und Erzählen.

Die halbe Nacht ſaßen ſie bei Kerzenſchein neben dem Kar-

tentiſch. Wieder und wieder hatte Franquemont zu fragen, der Bote aus der Fremde kam kaum zur Antwort. „Und du ſelbſt?“ begann er ſchließlich, „haſt's am weiteſten gebracht von uns allen!“ Friedrich von Franquemont lächelte müde: „Jahrelang ſtrebt man danach, und wenn's erreicht iſt, dünkt es ſchal; wünſchte mir manches lieber, als morgen dies ungewiſſe Gefecht zu kommandieren, — die Stellung iſt gut, die Soldaten immer noch wacker, aber keiner traut der Sache mehr, — der Stern des Kaiſers verblaßt . .“

„Mich hat er eingefangen, ich weiß nicht wie“, geſtand Winckelmann.

„Er iſt der Größte“, nickte Franquemont, „ſein Sturz wird in Europa nur wieder kleine Tyrannen zurücklaſſen; er war der Vollſtrecker der Revolution, kein Landesherr wird künftig mehr Soldaten verkaufen, ſeit dieſer Beſen Gottes die Throne abgefegt hat, — aber ſeine Zeit iſt um, etwas Neues erhebt ſich hier: gegen das franzöſiſche Weſen ſteht das deutſche Volk auf, — auch das iſt Revolution, aber eine andere; dies Preußen marſchiert in einer furchtbaren Ordnung — und der erſte General dieſes Aufſtandes iſt Yorck, der morgen unſern Gegner drüben führen wird. . .“

„Yorck, der Preuße, der uns in Vliſſingen warnte?, mit dem der Kapf aneinander geriet? Von dem halb Kapſtadt erzählte?“

„Ein Kerl wie Eiſen“, beſtätigte Franquemont; „im Unglücksjahr 1806 war er einer der wenigen, die noch Preußens Ehre wahrten, jetzt iſt er drüben der gefährlichſte Gegner. —“

Wieder und wieder führt am andern Morgen Yorck ſeine dunkelblauen Sturmkolonnen aus den Waldungen des tief gelegenen Werders gegen die Höhen des feſten Uferlandes, wieder und wieder werden ſie zurückgeſchmettert. Aber immer

ſtärker zieht ſich das Unwetter des preußiſchen Hauptangriffs auf die geſchwächte württembergiſche Diviſion zuſammen. „General Bertrand muß Unterſtützung geben“, ſchreit Franquemont, „wer reitet?“ Franzkarl Winckelmann hat das beſte Pferd, der Rappe aus dem kaiſerlichen Stall ſteht beſſer im Futter als die abgetriebenen Gäule, die den ganzen Herbſtfeldzug hinter ſich haben. Während der neue preußiſche Angriff, der das Fechten entſcheidet, auf Bleddin angeſetzt wird, ſprengt er die Dämme entlang, Wartenburg zu. Da, auf halbem Wege, in der Lücke zwiſchen dem württembergiſchen Detachement und den Franzoſen, die mit dem preußiſchen Leibregiment in wildem Raufen verbiſſen ſind, bricht Kavallerie aus dem Buſch, Brandenburger Huſaren; eine wilde Jagd geht los, ſie teilen ſich, Rückweg und Durchbruch iſt dem Kurier abgeſchnitten, — er ſieht, ſein Pferd herumreißend, wie eben die Sturmkolonnen mit donnerndem Hurra in Bleddin eindringen: ſeine Botſchaft käme nun doch zu ſpät, — mit weitem Sprunge läßt er das Roß vom Damm hinab in die Ebene ſetzen, wenigſtens das Leben zu retten; verdächtig ſchwankt der Boden, braunes Waſſer ſpritzt an dem Reiter hinauf, — jetzt verhält der Rappe ſo jäh, daß er den Reitersmann ſchier über den Hals hinausſchleudert: eine Kette ſumpfiger Lachen hemmt den weiteren Weg, — nochmals herum, und mitten hinein in die heranbrauſenden Verfolger, drei blitzſchnelle Paraden klirren, und dann der brennende Strich quer über die Stirn bis in den Arm hinein, dem die Waffe entfällt, — jubelnd bringen die Huſaren ihren blutüberſtrömten Gefangenen zurück, kameradſchaftlich ſtützt ihn rechts und links einer im Sattel, voll Achtung vor dem Gegner, der ſich wacker gewehrt hat, — die Großmut des Siegers hat er verdient, und Sieger ſind die Preußen, denn jetzt bricht der Kavallerieangriff in die Lücke, die immer weiter zwiſchen Franzoſen und

Rheinbundtruppen klafft, dann wenden sich die Sturmtruppen zum letzten Stoß gegen Wartenburg, während die auf 1100 Mann geschmolzene schwäbische Division das Schlachtfeld räumt. Am Abend ist der Elbübergang in der Hand der Preußen, vierzehn Tage später wird bei Leipzig die Völkerschlacht geschlagen werden . .

Müde und blaß lehnt der Major Winckelmann am Rade des zerstörten Geschützes, an das ihn mitleidige Hände gebettet haben; die Wunde brennt noch, doch das Blut ist gestillt, mit einigen großen groben Stichen hat ihm ein preußischer Truppenarzt die klaffende Narbe vernäht, ein Verband darum; — andere sind schlimmer dran, die im hereinbrechenden Nebel in den sumpfigen Niederungen, in abgelegenen Büschen liegen und nicht gefunden werden; die wenigsten werden die Nacht überstehen. —

„Ihre Papiere!" Der Verwundete schrickt aus seiner Ohnmacht auf, deutet matt mit dem gesunden Arm auf seine Brusttasche; Major Schack, der Adjutant des Kommandierenden Generals, bückt sich und nimmt die Dokumente an sich, durchfliegt sie, — ein Ruf des Erstaunens: „Ein Schreiben des Kaisers selbst!" — „Des Bonaparte", ruft ein vorlauter Leutnant, der nicht weiß, daß das stürmische Kaisertum, das hier zugrunde geht, für Deutschland wichtiger war als hundert Herrscher von Gottesgnaden. Das Blatt wandert zum General, der, nach seiner Gewohnheit grimmig und verschlossen, allein auf der Seite steht und in die Niederung zurückschaut, aus der er heute seine Brigaden auf blutigem Wege zu den Uferhöhen heraufgeführt hat. Achtlos nimmt Yorck das Blatt zur Hand, stutzt, tritt eilends heran. Auf dem Schlachtfeld, wo sich die Befreiung Deutschlands endgültig entschied, schauen sich wieder der Preuße und der Schwabe in die Augen, die sich einst in der holländischen Schenke gegenüberstanden,

als deutſches Blut noch an Kaufleute verſchachert werden konnte. Hans David von Yorck ſpricht nichts; er beugt ſich vor und drückt dem Gefangenen wieder das Dokument in die Hand, das der Rettung der letzten Reſte des Unglücksregiments dienen ſollte. Nachdenklich nickt er: ein Sturm iſt ſeither über Europa gegangen, Throne ſind geſtürzt und Heere untergegangen, die Fahnen des Großen Friedrich ſind in den Staub geſunken vor den Kaiſeradlern, nun wehen wieder die preußiſchen Farben ſiegreich über der Trikolore, — und wie das Korn zwiſchen den Mühlſteinen wird ſinnlos, ruhmlos, zwiſchen dem großen Geſchehen das treue Soldatentum aus den deutſchen Kleinfürſtentümern zerrieben ... Franzkarl Winckelmann möchte ſprechen, — aber Yorck richtet ſich auf und ſchlägt den grauen Radmantel um die Schulter: Marſchmuſik, Fackeln, Kolonnentritt rauſcht heran; das Leibregiment der preußiſchen Könige marſchiert an ſeinem General vorbei, der Brigadeführer Horn an der Spitze, wie er heute mit dem Gewehr in der Hand ſeinen Truppen beim Sturm vorausging; nur der dritte Teil iſt's von denen, die heute morgen antraten. Da hebt Yorck, der eiſenharte gefürchtete Yorck, die Mütze vom Haupt; der Regen rinnt ihm ins wehende graue Haar, barhaupt ſteht er vor dem tapfern Regiment, bis der letzte Mann vorübergezogen iſt.

Der Major Winckelmann ſieht mit halbgeſchloſſenen Lidern die Reihen defilieren, das Fackellicht flimmert und verſchwimmt, im Wundfieber ſieht er ſich ſelbſt ſo marſchieren mit den Jugendfreunden, wie ſie ſich's einſt geträumt: nach tapferer Tat am Feldherrn vorbeizuziehen, wie jetzt jene tun. Jetzt iſt die Stunde der deutſchen Waffen da, aber andere haben ſie geerntet ſtatt der Karlsſchüler, die draußen untergegangen ſind, verlaſſen und vergeſſen über fernen Meeren, oder geſchlagen als Söldner des Landesfeinds.

Aus dem Fieberſchlummer ſchrickt der Verwundete auf. Er hat nicht gefühlt, wie er weggebracht wurde, jetzt ſieht er im Flackerſchein einer in halbdunkler Bauernſtube verglimmenden Kerze zwei braune Augen über ſich, Augen wie aus einer fernen, fernen Zeit. Er flüſtert einen Namen, die geſunde Hand taſtet ſuchend auf der Decke . . . — Der junge Leutnant von Lux, den beim Verſuch, die Geſchütze zu retten, die Preußen gefangennahmen, und der nun bei dem Kameraden auf dem Bettrand ſitzt, will ſtaunend die Hand freimachen, als er den feſten Druck fühlt: wie kommt es doch, daß dieſer verwundete fremde Offizier, der erſt geſtern als Kurier des Kaiſers ins Lager kam, gerade den Namen der Mutter nennt? — und nun liegt der Major ſo friedlich, mit einem ſo glücklichen Ausdruck, daß ihm der Junge die Hand nicht entziehen mag. Die halbe Nacht hält er ſo Wache, bis auch ihn, recht und ſchlecht in ſeinem Stuhl zuſammengekauert, der Schlaf übermannt. Am andern Tag iſt das Fieber des Verwundeten gewichen, wohl brennt die Wunde noch, und ein roter Striemen wird bleiben über das ganze Geſicht herunter, aber daran wird Franzkarl Winckelmann nicht erliegen, und er hat ja einen hilfsbereiten Kameraden bei ſich in dem Leutnant, der ſeiner Mutter wie aus dem Geſicht geſchnitten gleicht . .

Als Freunde ziehen die beiden wenige Tage ſpäter hinter der Blücherſchen Armee nach Süden. Nicht überall werden ſie mit gleicher Freundlichkeit begrüßt: „Viel zu lange habt ihr Württemberger bei Napoleon ausgehalten, — ohne euch ſtünden wir längſt am Rhein, — waren's nicht eure Leute, von denen die Lützower zuſammengehauen wurden?“ — Aber wenn dann der Major Winckelmann den Paſſierſchein des Yorck von Wartenburg zieht, wird's ſtill: nichts Alltägliches, wenn der Alte ſelbſt ſeinen Namen hergibt! und bald darauf

fallen alle Schranken: bei Leipzig ist die württembergische Reiterbrigade des jungen Normann zu den Verbündeten übergetreten, und von Süden kommt die Kunde, daß die Fürsten sich vom Kaiser getrennt haben, — wohl murren noch einige, der Schritt komme spät genug nach getaner preußischer Arbeit, aber sie werden übertönt vom Jubel derer, die aus dem Rhein die alte Krone für des Deutschen Vaterland erheben wollen . .

„Wenn das Schiller noch erlebt hätte!" wünscht Winckelmann, als er mit seinem Begleiter zu Weimar den beiden Frauen gegenübersitzt, die dem Jugendfreund am nächsten standen. — „Warten Sie das Ende ab!" gibt Karoline von Wolzogen zu bedenken, Schillers Schwägerin, die Witwe Wilhelms, des älteren der beiden Brüder von der Karlsschule. „Sehen Sie, wie Goethe sich zurückhält!" spricht die Erfahrene: „der weiß, in welcher Enttäuschung die Begeisterung enden wird; fremde und deutsche Fürsten werden's als Heringsware verhandeln!"

„Der Geheimrat hat ein kaltes Herz!" fällt Lotte Schiller der Schwester ins Wort; „Schiller hätte andere Worte für diese große Zeit gefunden."

Der junge Leutnant will etwas Herzliches sagen: „Meine Mutter hat in ihrer Jugend Schiller gesehen und manche seiner Freunde gekannt, auch der Name Wolzogen ward oft rühmend genannt", berichtet er höflich.

„Nicht auch der des Leutnants Winckelmann?" erkundigte sich Lotte Schiller, der Erzählungen ihres Mannes gedenkend. Bestürzt sieht der Junge den Kolonialoffizier an: „Ich ahnte nicht, Herr Major — Ihr Name ist freilich nie gefallen."

Vergebens sucht Karoline die Unterhaltung neu zu beleben; es wird ein frostiger Abend. Der Major beurlaubt sich früh, vor dem weiten Ritt noch ein Auge voll Schlaf zu nehmen. „Der Name Winckelmann ist nie genannt worden!" spricht

er bitter, als er allein vom Fenster seines Zimmers zu dem Ministerhaus am Frauenplan hinüberblickt, wo die Kaleschen der fremden Besucher auffahren, die beim Durchmarsch der fürstlichen Hauptquartiere dem Herrn von Goethe ihre Aufwartung machen. „Da redet er mit ihnen über Steine und Plastiken", murmelt der alte Karlsschüler, grimmig auf und abgehend, „unsern Schiller wird er schwerlich erwähnen, so ist es in der Welt . .." Da verhält er den Schritt in plötzlicher Erkenntnis: so wie Goethe vor Fremden kaum seinen teuersten Freund erwähnt, so hat ja auch er selbst im fernen Land seine liebsten Heimaterinnerungen nie mit andern geteilt; wohl hat er draußen gute und schwere Stunden mit der Lebensgefährtin getragen, aber doch von seinem innersten Sehnen nach Hause nie gesprochen, vielleicht weil sie es nicht so erfaßt hätte, vielleicht auch weil jeder Deutsche einen letzten Schrein in sich verwahrt, zu dem er den Schlüssel nicht hergibt . . .

Also Luise von Bernerdin hat nie den Leutnant Winckelmann erwähnt? Der Major reißt das Fenster auf und reckt die Arme; einmal ein Wiedersehen hat er sich immer gewünscht, nur einmal, um in den Erinnerungen an sein Jugendland auch diese eine ungetrübt zu wissen; aber nie hätte er geglaubt, daß ihn noch einmal dieses Glücksgefühl fassen könne, noch einmal diese Sehnsucht, die er längst begraben wähnte; — es ist kein leidenschaftliches Drängen mehr nach Liebe, er wird zu keinem Abenteuer reiten, zu keiner Eroberung, er wähnt nicht mehr gutmachen zu können, was dreißig Trennungsjahre zerrissen! Aber er steigt am andern Morgen in den Sattel, seiner Sache sicher, noch ehe er der alten Liebe ins Auge geblickt hat. Auch wenn er sie nur für einen Abschied wiedersehen wird, so weiß er doch, daß ihm in seinem zwecklos durchkämpften Leben die Eine geblieben ist, die ihm immer bestimmt war.

Rätſelhaftes ruheloſes Soldatenherz! Reiche hat der Major Winckelmann untergehen ſehen, weltbewegende Ideen wachſen und kläglich verenden, tauſende zugrunde gehen und Sperlinge zu Boden fallen, er hat ungezählte tapfere Leiſtungen erlebt, die klanglos vergeſſen wurden, während Lumpen prangend triumphierten, — an nichts Heiliges glaubt er mehr nach ſeinem verpfuſchten Leben, und dann iſt eines Tages doch alles wieder gut, weggeweht die Kämpfe von über zwanzig Jahren, ſtill geworden das endloſe Sehnen, das er Heimweh nannte, wo doch nur der Gedanke an die Eine ſchmerzte, — ferne verklungen der heimliche Haß jener Zeit, da er nicht vergeben wollte, daß ſie die Trennung nicht tapferer durchgehalten, — alles geheilt mit dem einen Augenblick, da er die Stimme wieder hört, die einſt unter hunderten für ihn herausklang, da er wieder in die Augen ſieht, die ihm einmal alles bedeuteten . . .

Es iſt dasſelbe Haus, das einſt die Graevenitz, dann der Günſtling Montmartin, dann die Reichsgräfin von Hohenheim bewohnte, derſelbe Feſtſaal, wo der Leutnant Winckelmann einſt ſeine erſte Verbeugung vor dem Fräulein von Bernerdin machte, ſtreng korrekt und doch mit der tiefen Befangenheit eines, in den der unvermutete Blitz gefahren war, — im kronprinzlichen Palais zu Stuttgart, dem langen Bau an der Königſtraße, wo ſich jetzt um den Thronerben, den künftigen Befehlshaber gegen Frankreich, alle drängen, die für ſich etwas von dem neuen Napoleon-feindlichen Kurs erhoffen, den Kronprinz Wilhelm ſeit Jahren in der Reſidenz gegen den Vater vertrat: ſchimmernde Generalität und auswärtige Geſandte, ſtolze Vertreter des verſchwägerten Rußland in ihrer Rolle als Beſchützer, ſorgenvolle Rheinbunddiplomaten mit

bangen Fragen, ob man beim Abfall von der Sache des Kaiſers die Beute an Land und Leuten behalten werde, die man doch nur dem fremden Gewaltigen verdankt . . .

Und in dem feſtlichen Gedänge ſieht der Major von Winckelmann nur die eine Dame in ergrautem Haar, in derſelben Niſche, wo einſt das blühende junge Mädchen ſtand, und er faßt unwillkürlich den Galanteriedegen feſter, als ihn der neue Feldzeugmeiſter der Armee, Friedrich Franquemont, hinüberführt: „Der holländiſche Major Winckelmann, gnädigſte Generalin, der ſich zuſammen mit Ihrem wackeren Sohn alle Mühe gab, das unglückliche Treffen bei Wartenburg zu retten . . .“

Die Dame neigt das Haupt; keiner der Umſtehenden, auch nicht der neuernannte General Ernſt von Lux, der drüben vom Kronprinzen in ein militäriſches Geſpräch gezogen iſt über die Errichtung einer Landwehr, könnte an dieſer Begrüßung etwas Auffallendes finden; und die erſten Worte ſind die einer treuen Mutter, die in herzlicher Freude von der guten Reiſekameradſchaft ſpricht, die der junge Leutnant fand auf dem ſchwierigen Weg aus der Gefangenſchaft mitten durch die dem Rhein zuſtrebenden Heereszüge nach der Heimat. Eine ganze Weile geht das ſo von dieſen Erlebniſſen, von Weimar und vom Glanz des Hauptquartiers der verbündeten europäiſchen Monarchen, — eine leiſe vorſichtige Bemerkung dazwiſchen, daß doch kein einziges dieſer gekrönten Häupter der revolutionären Majeſtät des Franzoſenkaiſers gleichkomme, — dann eine ſorgenvolle Wendung, ob wohl der General Normann, deſſen Marſch die Reiſenden am Main kreuzten, ohne allerhöchſte Ungnade heimkehren dürfe nach ſeinem vorzeitigen Übertritt zur deutſchen Sache . . . dann wird der Feldzeugmeiſter weggeholt von den gar zu vielen, die ihn um ſeine Meinung bitten, vielleicht auch um ſeine Protektion wegen eines Poſtens

bei der neuformierten Feldarmee, — und dann sagt eine weiche Stimme: „Ist es nicht, als seien wir erst gestern auseinandergegangen?“

Franzkarl von Winckelmann beugt sich tief über die Hand, die das Siegel derer von Bernerdin trägt; es ist das Wappen aus der Tübinger Stiftskirche, von dem der Karl Herzog sprach, — es fällt ihm auf, daß nicht die Wildkatze des Hauses Lux in den Stein geschnitten ist; aber er mag sich nicht bei diesen Gedanken aufhalten, mag nicht forschen, ob sie in ihrer Ehe in Harmonie lebt oder in einem leidlichen Fremdsein, — was kümmert ihn das in dieser Wiedersehensstunde, da sie sich wieder vertraut sind wie alte Freunde? er möchte diesen einen Augenblick nicht eintauschen gegen das jahrelange bürgerliche Glück vieler braver Dutzendehen, die hier im Saale aufmarschieren, wo so mancher Jugendkamerad seine pompös aufgeputzte Gattin mit gleichgültiger Miene durch das Gewühl steuert, nicht etwa stolz, daß er ein holdes Weib errungen, sondern nur weil es sich so schickt, beim künftigen Thronerben zu Hofe zu gehen und vielleicht Gnaden von ihm einzuheimsen.

Franzkarl Winckelmann hat auf der Rückreise vom Kriegsschauplatz im Heim einer treuen alten Liebe Station gemacht, zu Winnenden bei dem braven Quartiermeister Kanzler und seiner Lisebeth, die fünfzehn Jahre auf ihn gewartet hat, — das Wort von Jakob und Rahel in der Traubibel wurde mit Stolz dem Gast gezeigt, der draußen in der Ferne manchmal gedacht hatte, der Kanzler sei der einzige Glückspilz im Regiment, dessen Treue ihren Lohn gefunden habe, — und doch hat er sich beinahe zu hastig empfohlen aus diesem Haus, wo eine große Sehnsucht eben auch nur in einem soliden Alltag ausgelaufen ist! Fast gekränkt war der alte Quartiermeister, daß der Major seinen langen Bericht nicht anhören wollte über die Gelder, die der Treue einst den Klauen des Hauses Lux ent-

riß, — für einen Augenblick ſchiebt ſich wieder der ganze ſchmutzige Handel und das Unheil der Kameraden in das Denken des Majors, — aber da iſt die vertraute Stimme wieder, die jetzt leiſe klagt: „Machſt du mir Vorwürfe?“

Sein ſtummes Kopfſchütteln genügt ihr nicht, vielleicht will ſich auch nur der Kummer Luft machen, von dem ſie zu keinem ſprechen konnte in dieſer endloſen Zeit: „Du ahnſt nicht, was ich durchmachte, bis ſie mich zum Verzweifeln gebracht hatten, — nichts konnte ich von dir erfahren, Poſten und Spitzel bei jedem Schritt, aufgebrochene Schubladen, Aufpaſſer überall, bis ich mein Jawort gab, um nur loszukommen, — o, ſie machten es liſtig . . .“

„Auch die gutherzige Franzel?“ ſtaunt Winckelmann. Luiſens Geſicht nimmt einen harten Ausdruck an: „Die vor allem“, erwidert ſie kurz; „laſſen wir das, — ſie hat hernach viel zu trauern gehabt, der König war nicht gut zu ihr, — ich trage ihr nichts nach“, ſchließt ſie, energiſch den Kopf in den Nacken werfend; — „und Ihre Wunde hinterläßt keine Schäden?“ fragt ſie haſtig weiter; der General von Lux iſt herangetreten. Die alten Gegner wechſeln korrekte Verbeugungen und reichen ſich die Hände; ſie ſind hier beide Gäſte des Kronprinzen.

„Sie haben alſo im Fechten Ihren Meiſter gefunden?“ erkundigt ſich der General anzüglich, die Narbe betrachtend. — „Es war eine wilde Reiterſäbelei, — Auge in Auge ſtehe ich noch immer meinen Mann!“ erwidert Winckelmann mit leiſer Drohung. Der General verläßt das Thema: „Sie ſind in Sachen Ihres Regiments hier, haben ſich wohl mit Herrn Kanzler beraten?“ Winckelmann ſchüttelt den Kopf; er berichtet, mehr zu der Generalin gewandt, wie er ſich um die Rückkehr der Letzten ſeiner Leute bemühe. Der General wird zutunlicher, da er vernimmt, daß es nicht um Geldgeſchäfte

geht. „Sie werden beim König verſchloſſene Ohren finden", prophezeit er, „Friedrich von Württemberg kennt nur ſeinen Willen."

„Ganz wie der verfluchte Karl Herzog!" fährt Winckelmann heftig auf. General Lux legt betroffen die Hand an den Degen: „Sie ſcheinen nicht leicht zu vergeſſen da draußen?" fragt er mit verſtecktem Hohn.

„Wer ſchuldlos verbannt iſt, ohne jemals heimkehren zu können, hat zum chriſtlichen Vergeben keine Zeit, — jeder Tag erneuert den Fluch gegen alle, denen dies Unglück zu danken iſt", erwidert der Major feindlich. Die Nachbarn werden aufmerkſam. Da ſteht Koſeritz, der einſt als Leutnant vom Kap heimkehrte, jetzt iſt er General und eilt mit ausgebreiteten Armen auf den Kameraden zu: „Winckelmann! — und immer noch Major?" ruft er ſtolz: „ja, bei euch war's friedlich, bei uns in der Heimat hat's inzwiſchen das kriegeriſche Avancement gegeben, das wir draußen vergeblich ſuchten!" Glorioſe Feldzüge, Beförderungen, — viertelſtundenlang wird jetzt darüber geſprochen, der Fremde kann ſich dem nicht entziehen, ohne zu beleidigen, — ärgerlich ſieht er, wie die Generalin hinweggeführt wird; jetzt wendet ſich gar der Kronprinz ſelbſt an ſie, ſpricht leutſelig mit ihr über ſeine Schweſter Katharina, die trotz des Sturzes des Napoleon nicht daran denken wolle, ihren franzöſiſchen Ehemann aufzugeben, den leichtlebigen Jerome, obwohl ſie ihn damals nur unter dem Zwang der Politik die Hand reichte; Kronprinz Wilhelm erinnert ſich wohl, daß Luiſe von Lux einſt der Schweſter am nächſten ſtand, er will die Ungnade ſeines Vaters an ihrem Gatten gutmachen, wird überhaupt vieles zu beſſern ſuchen, wo die harte Hand König Friedrichs zu ſchwer laſtete; überall ſtreut er Gnade aus.

Inzwiſchen vergeudet Winckelmann die koſtbaren Minuten

im Wortgeplätſcher mit wohlmeinenden Militärſoldaten, die nur die kleine Welt des ſchwäbiſchen Armeekorps für den Inbegriff des Daſeins halten, — hätte er wirklich unter dieſen ſein Leben verbringen, ein ebenſolcher Kleinſtadtſoldat werden ſollen? ſich vielleicht wie Scharffenſtein ohnmächtig in dieſem Getue verzehren, das nichts von einem deutſchen Vaterland weiß? ... „Jetzt gibt's Veränderungen", berichtet Koſeritz wichtig, „da, der Lux", zeigt er, „du hatteſt doch einen alten Span mit ihm? nicht?, aber mit euren Geldern hat's nicht geſtimmt? er mußte an den dicken Friedrich allerhand zahlen und wurde in der Beförderung übergangen, — der wittert jetzt Morgenluft, hat ſich natürlich zum Kreis des Kronprinzen geſchlagen und iſt der gemachte Mann ..."

„Herzlichen Glückwunſch!" ſpricht der Major grimmig, „eine Günſtlingswirtſchaft löſt die andere ab, — da iſt's ja im Urwald beſſer!" Das iſt nicht der Weg, in ihm Liebe für den königlichen Dienſt zu erwecken, ſo ſehr ihm Koſeritz in guter Meinung in den Ohren liegt. Winckelmann iſt froh, als ihn der Ruf zur Galatafel von dem Redſeligen befreit; ſpät erſt, nachdem er die feierliche Zeremonie an der Seite einer gleichgültigen Dame mühſam überſtanden hat, findet er die Freundin im Gedränge der Gäſte wieder, in der alten Niſche, wie ſelbſtverſtändlich, ohne Verabredung. „Haſt du noch eine Stunde für mich? — ich muß morgen reiſen."

Sie preßt die Lippen zuſammen und antwortet nicht. — „Ich werde nicht mehr heimiſch hier", fährt er fort; „in dir fand ich noch das Denken der Jugendzeit, die andern wiſſen mir alleſamt nichts mehr zu ſagen."

Sie nickt tapfer. „Ich weiß; ich — ich möchte dich auch gar nicht feſthalten in dieſem furchtbaren Klüngel." Sie drückt ihm innig die Hand: „Es freut mich ja ſo, daß du der gleiche geblieben biſt, — oft dachte ich daran, wenn ich die andern ſich

so langsam anpassen sah an das Kriechen und Ducken, — Du hättest das nicht mitgemacht; und meine Buben hab' ich so zu erziehen versucht . . ."

Winckelmann sieht, wie drüben sein Reisekamerad, das Ebenbild der Mutter, dem Kronprinzen vorgestellt wird; der Jugend mag man Besseres wünschen, die kann's neu beginnen und ausfechten . . . „Aber es ist doch schwer", hört er sie neben sich sagen, „— nur ein bißchen länger hätt' ich dich doch haben mögen!" Doch ehe Winckelmann das rechte Wort findet, wirft sie tapfer den Kopf zurück wie einst, da sie vor dem Karl Herzog stand. „Es geht ja nicht, — nun sind die Lebensbahnen auseinandergelaufen, — vielleicht ist das Gedenken schöner so, — ohne die Schatten der Alltäglichkeit, — es bleibt doch . . .", sie bricht ab.

„Was bleibt, Luise?" drängt er —.

Sie lächelt durch die Tränen: „Es bleibt die Bestätigung, daß es kein dummer Mädchentraum war, wenn ich an die Stunden von damals dachte, wenn es sonst unerträglich wurde . . ." — „So oft hast du an mich gedacht, Liebes?" Sie nickt stumm. „Würdest du nicht morgen reisen, so hättest du's bestimmt nie zu hören bekommen", setzt sie nach einer Weile hinzu; „nun laß gut sein!" — Sie reden wieder von den alten Zeiten, das Belanglose, das bei solchem Wiederfinden mit zum Schönen gehört; plötzlich greift sie nach seiner Hand: „Du, sag ehrlich: du hast mich in jener letzten Nacht vor dem gewarnt, der uns verriet, — hast wohl noch seinen Schuß gehört, — die Ohrfeige vielleicht nicht, — kanntest du ihn?"

Franzkarl Winckelmann blickt starr geradeaus. Wem nützt es, wenn er heute noch Unfrieden sät, wenn er sie wissen läßt, daß der Vater ihrer Kinder der Mann ist, den sie am meisten verachten müßte? — Eifersucht? die quält ihn nicht mehr: einst hat er sich mit dem Feind geschlagen, aber er wird ihr

und dem Sohn, seinem Kameraden von Wartenburg, den Frieden des Hauses nicht stören um tote Geschichten ... „Es mag einer der üblen Kavaliere gewesen sein, mit denen sich der Herzog so oft einließ; von dem Schürzenjäger Casanova hast du wohl gehört? — ich habe nie mehr von dem Mann erfahren."

Er fühlt ihr erleichtertes Aufatmen: „Das ... das hätte ich nie verwunden, wenn ... e r es gewesen wäre."

Er berührt leise ihre Hand: „Liebe, man verwindet alles, — auch den letzten Abschied."

„Wann?" fragt sie tapfer.

Er sieht ihr noch einmal in die Augen: „Luise, könnten wir uns noch mehr sagen? erzählen von den fernen Ländern, von Tigern und Elefanten? bramarbasieren wie der tote Kapf oder diese wackeren Kriegsmannen hier? Ich gehöre nicht hierher, ich verlasse das Fest mit diesem Augenblick." Er zieht ihre Hand an die Lippen, hört noch, was sie ihm mit fester Stimme wünscht: „Viel Glück denn, — schreib mir nie, aber vergiß mich nicht! und — laß deine Kinder draußen trotz allem gute Deutsche werden!"

Wie ferne Wellen dringen die Bruchstücke der Unterhaltungen an sein Ohr, während er sich zwischen den Gruppen der Gäste hindurchwindet: hier verteilen sie das Neuland, das sie den Franzosen abnehmen wollen, dort erörtern sie, ob nach dem Kriege dem Volk eine Verfassung zugestanden werden soll, — einer kramt die Neuigkeit aus, der Kaiser Napoleon sei auf dem Rückzug bei Hanau von den Bayern umzingelt, aber schadenfroh berichtigt schon der Nächste, daß die Bayern von dem alten Schlachtengott Streiche bezogen haben nach Gebühr ... Endlich ist der Major hindurch; an der Tür wendet er sich um: noch steht die bekannte Gestalt am alten Platz, tapfer aufgerichtet, eine Hand erhebt sich zum Gruße, — dann geht er einsam seines Weges.

Zum General Franquemont ſprach am Schluß dieſes Balles der Kronprinz, dem der Blick für ſchöne Frauen wahrlich nicht fehlte, daß ihm nie ſo aufgefallen ſei, welch wundervoll ſtrahlende Augen die Generalin Lux habe. „Kein Wunder, daß ihre Schweſter den Karl Herzog behext hat, wenn die auch ſo ſchauen konnte!“ — Der württembergiſche Feldzeugmeiſter lächelte: „Ein Roman, Königliche Hoheit!“ Kronprinz Wilhelm ſchaute erſtaunt auf: die Mutter eines kriegstüchtigen Leutnants, — und ſchaute noch wegen einer Liebesgeſchichte drein wie ein verklärter Engel? — Doch Friedrich von Franquemont war nicht der Mann, durch Erinnerungen an den Regimentshandel das Sündenregiſter ſeines Vaters Karl Eugen aufzurollen, und vielleicht wollte er dem Lux, der beim jungen Herrn in Gunſt ſtand, die Sonne nicht wegnehmen, indem er von den dunklen Geſchichten anfing. So hörte er lieber keine Frage, wo keine geſtellt war. Der Kronprinz forſchte nicht weiter.

Als Winckelmann auf die Straße trat, tönte vom Stiftskirchenturm das Silberglöckchen, das einſt von einer Fürſtin geſtiftet war, verirrten Wanderern den Heimweg zu weiſen. Er winkte mit ſchmerzlichem Lächeln hinauf: er kannte ſeinen Weg, aber ihm läutete die Glocke nicht zur Heimat. Er ging durch den dunklen Gang an der Kirche hinüber zu der verborgenen Schenke, wo die Jugendfreunde einſt manchen frohen Trunk getan hatten; drinnen ſangen wackere Geſellen Schillers kriegsfreudiges Reiterlied: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd ...“ Der Kampf gegen den alten Feind überm Rhein, dem man ſo lange widerwillig hatte folgen müſſen, beherrſchte alles Leben in der Hauptſtadt. Der Major blieb lauſchend ſtehen. — „Der Soldat allein iſt der freie Mann!“ jubelten die Jungen.

Da ging er ſtill ſeines Wegs — zu dem letzten der Freunde,

der ihm Gastrecht gewährt hatte. Scharffensteins Zustand hatte sich verschlimmert, — in warme Decken gehüllt saß er am Kamin, den Blick auf das Schillerbild der Ludowike Simanowitz gerichtet. „Schön, daß du so früh kommst", empfing er den Freund dankbar, „ich fürchtete schon, du werdest mich vergessen über der alten Liebe."

Winckelmann rückte den Stuhl neben ihn. „Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft", sprach er herzlich, — „es tut mir leid, dich so zurücklassen zu müssen." Der General lächelte, wie einer, der das Leben überwunden hat: „Eines Tages kommt es an jeden; und man mag gerade die am wenigsten damit plagen, die einem am nächsten stehen."

Noch einmal gingen sie zusammen den Weg zurück ins Jugendland.

„Auf ein treues Gedenken!" sprach Scharffenstein, als sie das letzte Glas leerten; keiner sagte „auf Wiedersehen".

Am nächsten Tage fuhr Winckelmann aus den Toren der Residenz hinaus gen Ludwigsburg; lange hatte er geschwankt, ob er noch einen Vorstoß beim König machen sollte. Die Warnung seines alten Feindes Lux hatte ihn stutzig gemacht. Als er in der „zweiten Residenz" ankam, fand er die bekannten Straßen belebt durch ein Aufgebot von Militär und Neugierigen wie einst, da das Kapregiment in die Ferne zog. Er erkundigte sich bei einem Bürgersmann, ob denn gar der Feind vom nahen Straßburg her einen Handstreich versucht habe, um Württemberg gewaltsam beim Bündnis zu halten. Der Biedermann schüttelte den Kopf: „Das wissen Sie nicht?" fragte er: „unsre Reiter kommen, denen nimmt man die Säbel!" Soeben marschierte die Fußgarde vorbei, Artillerie polterte den Kaffeeberg hinab auf die Hauptstraße, Ordonnanzen ritten her und hin, die Schuljungen zogen in Scharen hinaus auf die Wiesen, die sich hinterm nahen Dorfe Eglosheim bis

zum Luſtpark von Monrepos hinziehen. Dort ſtanden ſie wahrlich in Schlachtordnung aufmarſchiert, die Kanoniere mit brennenden Lunten am Geſchütz, die Infanterie im Karree feuerbereit, Reiterei mit gezogenem Säbel, als erwarte ſie einen Feind; der Major Winckelmann, der ſich mit Mühe ein Reitpferd verſchafft hatte, ſah ſich an die Muſterparade Karl Eugens erinnert; wen mochten ſie ernſthaft in dieſer kriegeriſchen Form erwarten? Er miſchte ſich in den Stab, der bei den Kanonen hielt; General Wöllwarth führte das Kommando, Graf Dillen hielt daneben, einen gerollten königlichen Erlaß gleich einem Marſchallſtab auf den Schenkel geſtützt. Winckelmann drängte ſich an den Günſtling heran; die Narbe auf ſeiner Stirn gab ihm ein Recht, zu Württemberg Fragen zu ſtellen. Der Höfling ſah ihn ernſt von der Seite an:

„Seien Sie froh, wenn Ihnen für Ihre eigenmächtige Reiſe zum Kaiſer nichts geſchieht“, ſprach er warnend, „unſer Empfang gilt den Regimentern, die bei Leipzig ohne Befehl des Königs zu der verbündeten Armee übergetreten ſind.“

„Ihr werdet ſie doch nicht niederhauen laſſen?“ rief Winckelmann entſetzt. — „Das nicht“, gab Dillen zu, „viel gefehlt hätte nicht, der König raſte, — es darf nichts gegen ſeinen Willen geſchehen. Der Brigadeführer, Graf Normann, mag von Glück ſagen, daß er ſich geflüchtet hat, ihm hätte es den Kopf gekoſtet . . .“

„Aber die Leute! die doch nur dem Befehl ihres Generals gefolgt ſind!“ rief Winckelmann erregt. Der Graf aus dem Stalle zuckte die Achſeln: „Majeſtät will, alſo geſchieht's.“

Inzwiſchen waren die beiden unglücklichen Regimenter herangekommen. In ſauberen Bewegungen marſchierten die kriegsgewohnten Schwadronen vor der Maſſe der Garniſontruppen auf; jetzt ſah man Offiziere und Unteroffiziere zuſammenreiten zum Kriegsrat; drei Geſchütze, die noch aus den

napoleonischen Niederlagen gerettet worden und der Kolonne gefolgt waren, wurden vorgezogen; „haut nur tüchtig zu, ich will schon Bresche schießen!“ rief der Artilleriechef seinen Kriegskameraden zu. Die nächsten Minuten mußten entscheiden, ob die Heimkehrer, die an der Front ihrem General gefolgt und von ihm zur deutschen Sache hinübergeführt worden waren, sich mit der Waffe Respekt verschaffen sollten gegen die feuerbereiten Kameraden, mit denen der König, der nun doch gleichfalls gegen Napoleon seine Truppen aufstellte, ihre Selbständigkeit strafen wollte. Um des Königs Willen und um den Gehorsam, den die Leute seinem General erwiesen, sollte ihnen jetzt die Ehre genommen werden, Regiments- und Rangabzeichen, Orden und Waffen sollten sie ablegen und schimpflich zu Fuß in die Heimat einziehen, die Helden von Linz und Borodino, — der Major Winckelmann schüttelte den Kopf: so nach jahrelangen siegreichen Feldzügen mit Schimpf empfangen zu werden, mochte schlimmer sein als ans Kap verkauft und der Heimkehr beraubt; blieb Württemberg denn ewig das gleiche Gefängnis, das es unter Karl Eugen war? wo Schiller einst floh, mußte man auch heute den Staub von den Sohlen schütteln.

Graf Dillen gab dem Pferde einen leichten Schlag und trabte zu den Heimkehrern hinüber; drüben schienen sie unschlüssig zu sein: was half's, wenn sie die Übermacht der Schergen des Königs in Fetzen schlugen? die Heimat blieb ihnen dann erst recht verschlossen!

Jetzt war Dillen heran; er grüßte kurz. „Jäger“, rief er, „macht euer Unglück nicht noch größer!“ — Hundert Stimmen riefen durcheinander und zurück: „Es kann gar nicht mehr größer werden, schlimm genug, wenn der Gehorsam gegen den General also am gemeinen Mann gelohnt wird zu Württemberg!“ jetzt stiegen sie ab von den Gäulen, Säbelklingen sah

man zertreten, Karabinerkolben abſchlagen, die Patronentaſchen flogen ins weite Feld hinaus, zum Teil nicht ohne Abſicht an dem Günſtling des Königs vorbei, der unbewegten Geſichtes vor dem verlorenen Haufen hielt. Der Kommandeur von Brandenſtein wies, als ob er ſein Regiment hiermit übergebe, mit einer großen Handbewegung über den tobenden Haufen hin, wandte ſein Roß und ritt ohne Gruß nach Norden ab, über die Grenze weg in preußiſche Dienſte.

Mühſam verſchaffte ſich ſchließlich der nächſtälteſte Major Gehör und ließ die Regimenter antreten, Sattelzeug auf dem Rücken, zum ſchimpflichen Fußmarſch in die alte Garniſon.

Entrüſtet blickte Winckelmann dem Zuge nach. „Eine ſonderbare Übung unſres hohen Monarchen", begann er bitter zu Dillen. Der Günſtling zuckte die Achſeln: „Denken Sie nicht, Herr Major aus der Fremde, daß es nur Deſpotismus ſei, — König Friedrich ſieht die Dinge nicht im Lichte der roſigen Begeiſterung, die bei allen, die heute jubeln, bitter enttäuſcht werden wird. Er rechnet ſogar, daß der Kaiſer noch ſiegen kann, — dann kann Württemberg immer darauf hinweiſen, wie es den Übertritt der Brigade zum Feinde geſühnt hat."

„Aber es war doch ein Schritt deutſcher Geſinnung!" rief Winckelmann verzweifelnd aus. Schnell legt ihm der Höfling die Hand auf den Arm: „Wägen Sie Ihre Worte, Herr! Deutſche Geſinnung? Sie leben unter dem ſouveränen König von Württemberg, die utopiſche Inſel Deutſchland iſt noch nicht entdeckt! Glauben Sie doch ja nicht, daß dieſe ſämtlichen Fürſten bereit ſeien, auf eigene Koſten den Traum des Volkes nach Wiederherſtellung des Reichs zu erfüllen! die Krone liegt noch tiefer im Rhein als je zuvor!"

Der Kolonialſoldat ballte die Fäuſte. „So will ich wahrlich lieber in Indien bleiben als hier!" rief er erbittert.

„Wie Sie wünſchen", gab der Hofmann geſchmeidig zurück, „jedenfalls dürfen Sie den Wunſch aufgeben, den König für die Heimkehr Ihrer Regimentsreſte zu intereſſieren. Was haben Sie? eine Befürwortung Napoleons? ſie war geſtern Millionen wert, heute nichts mehr. — Wie unter Karl Eugen, gilt auch heute der Wille des Herrſchers allein zu Württemberg ..."

„Der Fluch für Württemberg!" rief Franzkarl Winckelmann. Der Günſtling des Königs trabte an und ließ ihn zurück. Langſamen Schrittes ließ der Major ſein Roß dahingehen, ſchaute kaum noch einmal am Corps de Logis hinauf, als er in die Schloßſtraße einbog. Er hatte mit allem Heimatglauben abgeſchloſſen; am ſelben Abend fuhr er über die Grenze, Württemberg für immer zu verlaſſen.

Der Krieg, der nun auch bis Holland hinüber ſeine Wellen ſchlug, brachte binnen weniger Wochen die Wiedereinſetzung des vertriebenen Hauſes der Oranier in den Niederlanden; ſie gewannen für ihr Ausharren bei der engliſchen Sache gnädigſt einen großen Teil ihrer Kolonien zurück; das Kapland freilich und Ceylon blieb ihnen für immer verloren, Java aber mit Batavia ward feierlich zurückgegeben. Als Franzkarl Winckelmann, den die Kriegswirren lange Wochen an der Küſte feſtgehalten hatten, endlich das erſte Schiff beſteigen konnte, das unter niederländiſcher Flagge und mit britiſchem Flottenſalut nach Indien in See ging, ließ ſich in geringer Entfernung ein gebrochener Mann mit wenigen Begleitern an Bord eines Afrikaſeglers bringen: Hermann Willem Daendels, der General, der lange den polniſchen Platz Modlin für den Franzoſenkaiſer verteidigt hatte, hatte nach ſeiner Kapitulation und Heimkehr vergebens ſeine Verdienſte um das niederländiſche Heerweſen ins Feld geführt, um ſeine alte Geltung in der Heimat behaupten zu können. Die Oranier verziehen dem alten

Rebellenführer nicht, wenn sie auch klug genug waren, seinen Anhang in den Armeekreisen nicht vor den Kopf zu stoßen; mit feierlicher Anerkennung seines Rangs als Marschall von Holland und dem Titel eines Gouverneurs ward er an die afrikanische Fieberküste von Guinea verschickt, um nimmer wiederzukehren.

Von dem Regiment Lux ist noch der Major Gaupp aus England in die Heimat zurückgekehrt, als mit König Wilhelms Regierungsantritt eine mildere Zeit auf König Friedrichs Herrschaft folgte. Als Letzter der Schillerbrüder ist er in hohen Jahren im Vaterland gestorben; die übrigen aber, die einst der General Daendels vom letzten Hoffnungsschimmer in die Verzweiflung zurückstieß, hatten sich mit Resignation in ihr Schicksal gefunden, als der Major Winckelmann nach Batavia zurückkehrte; sie glaubten nicht mehr, daß ein Mensch sich ihrer noch erinnern wolle und blieben drüben, auch als nun mit den friedlicheren Jahren die militärische Fessel fiel. Sie blieben Kolonialholländer, und was der Fleiß schwäbischer Hände da und dort schuf, — auch daß zwei Karlsschüler, Winckelmann und Wolzogen, zu Buitenzorg die erste Bresche in den javanischen Urwald schlugen, um aus dem verrufenen „Grab der Menschheit" ein Musterland heutiger Kultur zu machen, — all diese Leistungen deutschen Blutes sind dem deutschen Namen für immer verloren geblieben.

15.

Im Kameralamt zu Winnenden, dem schwäbischen Amtsstädtchen zunächst dem alten Hohenstaufensitz Waiblingen, rang Frau Lisebeth wieder einmal die Hände über den Diensteifer ihres Eheherrn; wohl war sie's ja zufrieden, daß er nicht ein ewiger Sergeant geblieben war, den kein ehrlicher Bürgers-

mann hätte anſchauen mögen, und zu Winnenden konnte man auch als Hofrätin mit Nachbar und Handwerker reden wie mit ſeinesgleichen, ohne ſich preziös geben zu müſſen wie in Preußen, — und daß ihres Töchterchens wegen der Leutnant von Koſeritz, der Sohn eines richtigen Generals, jeden Samstag, den Gott gab, von der Reiterkaſerne aus den Cannſtatter Anlagen herübergeritten kam, war wahrlich nicht wenig Ehre für eine Mutter, — aber etwas weniger Eifer wäre ihr doch lieber geweſen bei ihrem Mann, der nun ins Sechzigſte ging und die verlorenen fünfzehn beſten Jahre nie recht nachgeholt hatte; immerzu hatte er Dienſt und Pflicht und Amt und Arbeit ins erſte Treffen geſtellt, — wieder ging's auf zehn Uhr den Abend, und jetzt erſt hörte ſie ihn die ſchwere Kameralamtstür im Erdgeſchoß abſchließen. Mit einem Seufzer über die Männer begab ſich die rundliche Frau nach der Küche, um zu ſchauen, daß nun die Saitenwürſte ſchön warm auf den Tiſch kamen und die Spätzle nicht wie alter Klebſtoff ſchmeckten ... Dem Leutnant, der den ſchlanken Fingern des Fräuleins auf ihrem Stickrahmen folgte, mochte die dringende Pflicht der Hausfrau, nun den Gaſt allein zu laſſen, auch nicht zuwider ſein, — doch ſchon trat der Hofrat ein, ein rüſtiger Sechziger, immer noch mit dem offenen Blick des Mannes, der ſich in der Welt umgeſehen und dem Schickſal nicht nachgegeben hat. Nur die etwas zu tiefe Verbeugung vor dem wohlgeborenen Sohn des als General verſtorbenen Kapkameraden ließ merken, daß dem alten Herrn ſein Rang nicht in der Wiege prophezeit worden war. Aber die heitere Bemerkung, mit der er ſonſt den Beſucher oder die Tochter zu hänſeln liebte, blieb heute aus, und trotz des guten Uhlbachers, der zur Mahlzeit eingeſchenkt wurde, wollte die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen.

Frau Liſebeth wußte: wenn der Mann nicht ſprach, mußte der Verdruß dienſtlich ſein. Sie gedachte es gut zu machen, in-

dem sie von sich aus den schweren Fall zu ergründen suchte: „Denk' dir, der Pfeffer von Stetten hat neulich im Adler zum Tanz gespielt, und als er betrunken war ..." — „wie gewöhnlich", brummte der Hausherr, — „da soll er laut über dich hergezogen haben, du seist auch nicht mehr als seinesgleichen, dir wolle er's noch eintränken, daß du ihn in Haft genommen, als er unlängst im Rausch sein Weib auf offener Straße prügelte ... ein rechter Neidhammel! Du hast ihm ganz recht getan!"

„Wer ist dieser Pfeffer, man hört so viel von ihm ..." fragte die Tochter, ohne darauf zu achten, daß die Falten auf der Stirn des Hausherrn sich immer ärgerlicher zusammenzogen.

„Ein ellenlanger Kerl, ein Lump, ein rechter Zigeuner!" grollte die Hofrätin, „war seinerzeit auch Soldat unterm Karl Herzog, hätte ja gleichfalls was Besseres werden können, wenn er gearbeitet hätte oder seine Pflicht getan. Aber im Krieg ist er davongelaufen und hat's sein Leben lang nicht weiter gebracht als zum Bettelmusikanten und Schalksnarren ..."

„Ach ja", entsann sich Koseritz, „mein Vater hat erzählt von seinem schlagfertigen Maul, — wie war's doch? bei der Instruktion hat er ihn die Rangstufen abgefragt, Leutnant, Premier, Kapitän, Major, — ‚na, Pfeffer', sagt er, ‚und wer steht denn über mir?' — ‚Die Frau Major!' sagt der Kerl, — nicht schlecht, was meinen Sie, Fräulein Trudel?" lachte er. Der Hofrat trommelte ungeduldig auf dem Tisch: „Ja, mit so ein bißchen Schandmaulerei hat er sich durchs Leben gemogelt, hier ein bissel gegeigt und dort mit einem faulen Witz geschnorrt, seine rechtschaffene Frau prügelt er, wenn er voll ist, — im ganzen Remstal ist er in der Kreide, aber statt daß man den Kerl in den Kasten setzt, lacht man über ihn, bis er noch ehrliche Leute ins Unglück bringt."

Die Hausfrau sah betroffen auf: „Hast gar etwas mit ihm gehabt?“ forschte sie, „hat er mit dem dummen Zeug zu tun, mit dem dir der Lux auffässig wurde? er war ja gar nicht am Kap!“

„Wenn ich nur durchsehen könnte“, seufzte der Kanzler ungeduldig. Das Interesse des Leutnants war geweckt; war doch auch sein Vater einst am Kap gestanden, freilich ohne das indische Unglück miterleben zu müssen. „Wollen Herr Hofrat nicht erzählen?“ bat er.

Jetzt brach der helle Unmut aus: „Rechnungslegung haben sie verlangt, grob, als ob ich ein Verbrecher wäre, über Gelder, die den Soldaten vom Kap gehörten, auch wenn der dreimal verfluchte Oberst damit spekuliert hat, als wäre es sein eigenes! — dem König Friedrich hab' ich Rechnung gelegt, und damit gut, — einem alten braven Beamten das nach Jahren anzutun!“ grollte er nochmals.

Der Leutnant wiegte bedenklich den Kopf: „Seit Franquemont in Ruhestand getreten ist, gilt der General Lux beim König alles.“

„Aber was soll der Pfeffer damit zu tun haben?“ fragte Frau Lisebeth hastig, da sie die Sorge noch immer nicht vom Gesicht des Gatten weichen sah, „wie kann er dir für seinen verdienten Arrest etwas anhängen?“

„Wenn ich nur wüßte“, überlegte Kanzler, „mein Leutnant wollte damals Fensterpromenade machen bei einer Dame, die der Karl Herzog eingesperrt hielt; ich half ihm auf die Terrasse, da hat sein Kamerad Kapf als Butzemann den Pfeffer, der dort Posten stand, ins Bockshorn gejagt; damals hab ich gelacht! — aber weiß der Teufel, was aus solchen Hofgeschichten alles herauskommen kann!“

„Ich weiß!“ rief Koseritz plötzlich, „mein Vater sagte einmal, bevor er nach Frankreich ausrückte, der alte Verehrer der

Generalin Lux ſei wieder erſchienen aus Indien, wie ein Roman ſei's geweſen, — aber mehr weiß ich nicht . . ."

„Schlimm genug", ſprach der Hofrat unruhig, „wenn dieſer verfluchte Taugenichts von Pfeffer gepetzt hätte . ."

Es wurde ein ſchweigſamer Abend. Der Leutnant ging früher als gewöhnlich ſein Pferd zu ſatteln. Noch lange hörte die Hofrätin ihren Mann unruhig auf und abgehen, bevor er ſich zur Ruhe legte . .

Pochen und Lärmen von der Gaſſe ſchreckte ſie aus dem erſten unruhigen Schlaf empor: „Öffnen, im Namen des Königs und der Gerechtigkeit!" Ein Blick durchs Fenſter zeigte das berüchtigte Gefährt der Stuttgarter Stadtdirektion, den grünen Wagen mit den Gitterfenſtern, rechts und links zwei Polizeireiter mit Fackeln. Der Hofrat taumelte vom Fenſter zurück, faſt glaubte er an ein Trugbild, das ſeine alten Augen narrte, — doch ſchon flammten hier und dort an den Fenſtern der Nachbarn Lichter auf, flogen die Läden, beugten ſich Zipfelmützen heraus, die Neuigkeit aufzunehmen, — ha, dem Hofrat alſo ging's an den Kragen: „wärſt nicht hochgeſtiegen, würdeſt jetzt nicht fallen!" — es war keine Täuſchung, hier kam das Schickſal, — kam mit ſolchem Schimpf! Häſcher zur Nachtzeit wie hinter einem Schwerverbrecher her, vor ſeinem jahrzehntelang unſträflich verwalteten Amt! Zitternd taſtete er ſich die Treppe hinab, ſuchte mühſam das Schloß, öffnete; — der Oberrichter von Waiblingen ſtand vor ihm, ein ihm durch lange Amtsnachbarſchaft vertrauter Mann. „Es tut mir leid, Herr Hofrat", ſprach der nächtliche Gaſt, „mein Dienſt ohne Anſehung der Perſon: ſtrikteſte Weiſung des Unterſuchungsführers vom Kriminalſenat zu Stuttgart, — es muß ſich um die Kapgelder handeln!"

Der Hofrat trat zurück und ließ ihn ein: „Aber Sie haben mich ja unlängſt vernommen und alles aufgeklärt, jeden Punkt

hab ich belegt, — ſagten Sie nicht, das Votum in Stuttgart ſei ganz in meinem Sinn ausgefallen?“ — Der Richter nickte: „Im Rekurs wird halt oft anders entſchieden als von unſerm ſubalternen Provinzverſtand, — die Anzeige wurde neu aufgegriffen; haben Sie mächtige Feinde in der Reſidenz? bei Hofe vielleicht?“ Er griff raſch zu, aber kam ſchon zu ſpät, den Taumelnden aufzufangen. Die Kerze fiel aus Kanzlers Händen zu Boden und erloſch, die Gerichtsboten eilten mit Windlichtern herbei, der Waiblinger Amtsdiener ſperrte die Tür gegen die in Nachtjacken und Hemdsärmeln herandrängenden Neugierigen. Drinnen warf ſich die Hofrätin mit einem Aufſchrei über ihren ohnmächtigen Mann, die Tochter eilte aufgeregt bald nach Waſſer, bald nach Wein und kam mit beidem zu ſpät.

Der Waiblinger Richter blickte mitleidig auf dies Bild eines jähen Familienzuſammenbruchs. „Ich darf nicht warten“, erklärte er bedauernd, „habe Weiſung, alle Fahrnis unter Siegel zu legen.“

Die Frau ſchaute verſtändnislos . . „unter Siegel zu legen . .“, nun, es würde ſich ja bald aufklären laſſen; ſie mühte ſich um den Kranken, während unten in den Amtsräumen die Arbeit begann; ſie achtete nicht darauf, daß einer der Häſcher ſchon im Zimmer blieb und kein Auge von ihnen wandte, — ſchreckte erſt auf, als die Tochter ſchluchzend die Treppe heraufgeſtürzt kam: „Mutter, ſie nehmen uns ja gar alles: in der Amtskanzlei haben ſie das weiße Schreibpapier unter Verſchluß gelegt, jetzt ſiegeln ſie jeden Kaſten zu, ſogar die Speiſekammer . .“

„Jeſus, mein Gſälz, — davon kann doch der König nichts wollen!“ ſchrie die entſetzte Hausfrau; ſie rannte, den Richter zu ſuchen, der am Sekretär ihres Mannes Verzeichniſſe prüfte, die ihm von den Beamten gereicht wurden. „Der Be-

fehl iſt wörtlich zu nehmen, liebe Hofrätin", ſprach er achſelzuckend, „ich hoffe, daß ich in wenigen Stunden andere Weiſung bekomme, — wollte ich jetzt anders handeln, ſo käme ich in des Teufels Küche." Als ſie ſchluchzend zu ihrem Gatten zurückrannte, ſah ſie ſchon an den Kommoden ihrer guten Stube, ohne Rückſicht auf die Politur und die ſchönen Beſchläge, die groben Amtsſiegel hingepflaſtert . . „Aber ich kann ja an nichts mehr dran von meinem Sach!" klagte ſie, — „Das iſt's doch eben!" grinſte der eine Poliziſt breit, „nichts ſoll herausdürfen, wir werden ſchon finden, was Ihr beiſeitegebracht habt!" — Als die Verzweifelte ſich wieder ihrem Gatten zuwandte, ſah ſie durch die offene Schlafzimmertür, wie der Kleiderſchrank verſiegelt und das Bettzeug inventariſiert wurde. Jetzt ſchleppten ſie mehr, als daß ſie ihn führten, den zuſammengebrochenen Hofrat die Treppe hinab. „Herr des Himmels, wohin mit meinem Mann?" ſchrie die verzweifelte Frau. Der Richter wies ihr den Verhaftsbefehl des Kriminalgerichts. — „Es kann ſich ja aufklären", ſprach er begütigend, „wenn er wirklich alles geordnet hat, wie er ſagt, — vielleicht iſt alles nur ein Mißverſtändnis . ."

„Martin", ſchluchzte ſie, „nicht wahr, du haſt keine Schuld?" Der gebrochene Mann ſchüttelte den Kopf. „Aber die Schande", murmelte er, „die Schande, die überleb' ich nicht . .", nicht einmal „auf Wiederſehn" konnte er ſagen, als ſie ihn in den Wagen hineinhoben. Faſſungslos ſahen die zwei Frauen das ſchwere Fahrzeug mit den Begleitern zum oberen Tor hinaufpoltern. Als ſie ins Haus zurückwollten, vertrat ihnen der Waiblinger Gerichtsvollzieher den Weg: „Was wollen Sie noch da innen?" — Die Frau traute ihren Ohren nicht: „Aber das iſt doch unſere Wohnung!"

„Nichts Wohnung, — alles iſt verſiegelt, ſämtliche Fahrnis, nichts darf mehr angerührt werden!" — „Ja, und

wir . .?" — „Schaut halt, daß Ihr irgendwo unterkommt, hab strengen Befehl, den Gerichtsbeschluß durchzuführen." Die Frauen rangen die Hände: „Nur ein paar Kleider, etwas Unterzeug! wir haben ja kaum das Nötigste übergeworfen, können doch nicht so mitten in der Nacht zu den Nachbarn gehen!" Der Diener des Gesetzes zuckte die Achseln: „Hättet schwätzen müssen, solange der Herr Oberrichter da waren, — ich darf nichts genehmigen, alles bleibt versiegelt!" Fiat justitia, — also geschah es.

Mit Mühe fanden die armen Frauenzimmer, nachdem sie an einem halb Dutzend Türen vergeblich gepocht (weil keiner recht traute, ob man sich nicht der Teilnehmerschaft mit dem gestürzten Vogt verdächtig mache), ein Unterkommen, wo freilich die Nacht mit neugierigen Fragen der Gastgeber und mit ratlosem Jammer keine Ruhe brachte; am andern Morgen gingen sie mit dem Frühesten zur Gerichtsstelle nach Waiblingen hinüber, aber der Oberrichter war mit dem Beweismaterial nach Stuttgart gefahren und kam vor Nacht nicht heim; bis er zurück war, lag schon die Beschwerde des Kanzlerschen Anwalts gegen die Art und Weise der Durchführung der Verhaftung auf dem Tisch, was von dem Advokaten als Angriff gegen die Gesamtheit des Verfahrens gedacht, von dem seiner menschlichen Rücksichtnahme bewußten Richtersmann aber als persönlicher und ungerechtfertigter Angriff gedeutet wurde mit der Konsequenz, daß er sich keiner eigenen Entscheidung mehr vermaß, sondern die Frauensleute kurzerhand zum Untersuchungsführer nach Stuttgart schickte. Wie lange sie dort um den Zugriff zu ein paar Röcken und Hemden, — (zur Vermeidung einer Gefährdung des Untersuchungszwecks nur unter Assistenz einer Gerichtsperson auszuführen!) — querulieren und kämpfen mußten, bis das Ringen um „das Sach", um das bißchen Alltagskram, nahezu ebenso erbittert

geführt werden mußte wie der Kampf um den Gatten und Vater, das füllt allein ein beſonderes Kapitel Rechtsgeſchichte.

Der Hofrat war inzwiſchen in dem Polizeigefängnis an der Neuen Brücke untergebracht worden. Er hatte ſich nach dem Beſuch ſeines Anwalts und nach ärztlichem Zuſpruch wieder gefaßt. Daß dem Arzt, der die momentane Schwäche gutachtlich auf die „erbarmungsloſe Behandlung“ zurückführte, eine gerichtliche Rüge wegen ſolch unangemeſſenen Ausdrucks erteilt wurde, ſtärkte die Kampfluſt des alten Soldaten, als er endlich vor dem Unterſuchungsführer ſtand. „Ich verlange zu allererſt Aufklärung, wieſo dieſe alte Geſchichte immer wieder ausgegraben wird!“ zürnte er; „der Aſſeſſor von Prieſer hat ſchon vor Wochen die ganzen Verdachtsmomente geprüft und gründlichſt widerlegt.“

Der Kronjuriſt lehnte ſich zurück und hielt prüfend ſeinen Kiel vor die Naſe. „Aſſeſſorenarbeit“, ſprach er überheblich, „jetzt haben ſich Fachleute an die Reviſion gemacht.“

„Fachleute!“ wiederholte Kanzler erbittert, „Fachleute, die in Tübingen einige Semeſter lang ſtudiert und ſeither ihre Sehwerkzeuge in die Akten Schwitzgäbele gegen Schmalzigang geſteckt haben, — wie wollen die verſtehen, wie es drüben zuging, wie das Geld alle und jede Schritte regierte, die unſer Oberſt tat . . .“

„Menagieren Sie ſich, Herr!“ fuhr der Unterſuchungsrichter auf, „Sie ſprechen vom Kommandeur eines württembergiſchen Infanterieregiments! Wollen Sie mich glauben machen, daß Herr von Lux eine ſolche Urwaldbuchführung gehabt habe? daß nicht vielmehr bei einem ſo qualifizierten Offizier durchaus korrekt alle Belege geordnet worden wären, wenn . . Sie nicht Intereſſe gehabt hätten, ſie verſchwinden zu laſſen!“

Die Züge des Beſchuldigten, der eben noch bei der Vor-

ſtellung einer ſchwäbiſchen Garniſonbuchführung in der Javaner Peſtkaſerne faſt in ein herzliches Lachen ausgebrochen wäre, verzerrten ſich bei dieſem jähen Schlag in grenzenloſer Beſtürzung: „Mich . .“ fuhr er auf, „mich wagt man deſſen zu beſchuldigen? — mich alten ehrlichen Mann, der ſich, ſeit er in die Fremde verkauft wurde, nur mit dem Dienſt ſeiner Herren geplagt hat, in dieſen unſagbaren indiſchen Verhältniſſen, — Sie wollen mir das vorhalten? keine Ahnung haben Sie, jawohl!! wo Sie kaum einmal über Kornweſtheim hinausgekommen ſind . . ., wie wollen Sie beurteilen, wie es dort am Grab der Menſchheit zuging?“

Der Unterſuchungsführer kreuzte überlegen die Arme; war noch ein Reſt von Wohlwollen vorhanden geweſen, ſo war das jetzt vorbei; denn faktiſch war ſeine weiteſte Reiſe im Leben nur eben durch den Schönbuch bis Tübingen und zurück gegangen, dafür aber hatte er das Staatsexamen über beide Rechte mit höchſter Auszeichnung gemacht, und wenn auch kein einziges Bauernweib ſeine Urteile verſtändlich fand, ſo wurden ſie doch beim Appellationsgericht ob ihrer Geiſtesſchärfe überaus gelobt! und ihm wollte einer die Eignung abſprechen, ſolch mangelhafte Rechnungsführung klar aus den Belegen oder deren Fehlen nachzuweiſen? wer war denn dieſer Hofrat? — „ein Mann ohne Dienſt und Amt, eines Kutſchers Sohn aus Linſenhofen“ ſtand in dem militäriſchen Gutachten; ei, er wollte es dem Polterer zeigen!

„Es iſt nicht meine ungeeignete Perſon, die Ihnen das vorwirft, Herr von Kanzler!“ begann er boshaft, „wir pflegen in Fällen, wo unſer Verſtand nicht zureicht, die Herren Sachverſtändigen zu Rate zu ziehen: die Wiederaufnahme beruht auf einem Gutachten des Kriegsrats, und deſſen Präſident iſt, wie Sie wiſſen . . .“

„Der General von Lux?“ rief der alte Mann verſtört, „er

hat selbst an diesem Votum mitgewirkt? — Gerechtigkeit, Gerechtigkeit! ich bin ein verlorener Mann!" stöhnte er und sank am Schreibtisch nieder. Der Rat betrachtete triumphierend diesen jähen Zusammenbruch aus so siegesgewisser Haltung. „Darauf war Er wohl nicht gefaßt, Kanzler? Bekennen Sie, was Sie Schändliches getan, und halten Sie damit nicht zurück, so Ihnen Gnade vor Recht erwiesen werden soll!"

Der alte Mann schüttelte den Kopf: „So verstehen Sie doch nur", begann er langsam, „der Lux ist mein Todfeind, er hat ja das größte, das einzige Interesse daran, mich zugrunde zu richten."

„Nun ist's genug, schweigen Sie!" donnerte der Richter, „einen königlichen Minister beschuldigen Sie unlauterer Beeinflussung der Justiz, verdächtigen dadurch indirekt auch mich, — ausgerechnet Sie, ein angemaßter Hofrat, in dunklen Fernen avanciert, — wo sind denn Ihre Patente, mein Herr? wo Ihre Quittungen und Rechnungsbücher? — Sie werden dies Haus nicht verlassen, eh Sie nicht Punkt für Punkt nachgewiesen haben, wie Sie seit dem Tod Ihres Kommandeurs die Gelder verwalteten."

Der Hofrat war aschfahl geworden, ein Zittern lief durch seinen Körper, flehend streckte er die Hände vor: „Barmherzigkeit, — nein, Gerechtigkeit nur, Herr Richter! der Oberst ist vor fünfundzwanzig Jahren dahingefahren, die Kompanien waren auf tausend Inseln verstreut oder in Gefangenschaft, — glauben Sie, daß man da Belege schaffte, wo man sich kaum vor Pest und Tigern rettete, wo das Papier unter den Häuptlingen und Residenten teurer war als Perlen!!"

Der Richter in Württemberg schüttelte ungerührt den Kopf. „Wie Sie sich Papier beschafften, war Ihre Sache", versetzte er hart, „Sie waren nach Reglement zur Buchfüh-

rung verpflichtet, Ihre Sache ist es, zu beweisen, daß Sie nach Militärgesetz und des Lands gemeinen Rechten Ihren Pflichten wie ein sorgsamer Sachwalter nachgekommen. Sie können's nicht, — gestehn Sie den Frevel!"

Dem Greis liefen die Tränen über die Wangen. „Ich kann's nicht, natürlich kann ich's nicht, — bin ich zum Bücherführen oder als Soldat verkauft worden? — haben Sie doch ein Einsehen, Herr, — ich komme ja nicht mehr lebend aus dem Gefängnis heraus . ."

„Ah, bekennt Er? also schnell angegeben: was tat Er mit dem Mammon? — — sei Er nicht nochmals verstockt! heraus mit der Sprache!"

Noch einmal fuhr der Alte im Bewußtsein seines guten Rechtes auf: „Des Königs Majestät hat höchstselbst seine Anordnungen darüber getroffen!" rief er zuversichtlich. Der Gerichtsrat klopfte selbstbewußt auf die Aktenstöße: „Nur was rechtens ist, haben wir hier zu prüfen, nicht was ein früheres Regime entschied, — glaube Er ja nicht, Kanzler, daß ein unabhängiges Gericht davor haltmachen werde, wenn vielleicht die Krone unter Einwirkung böser Ratschläge gesündigt haben sollte. König Friedrichs Sohn hat ein Regiment des Friedens und der Gerechtigkeit eingesetzt, — es ist sehr auffällig, wie sehr Er, Kanzler, bemüht war, dem König das Geld in die Hand zu spielen, wo Ihm doch der Erbe des Obristen, des Vorgesetzten und Tropenkameraden näherstehen mußte!"

„Aber ich suchte doch nur den rechten Weg, als ich die Entscheidung des Königs anrief", wehrte sich der redliche Mann verzweifelt, „der Erbe Lux hatte wahrlich keinen Anspruch, Soldanteile toter Württemberger einzustecken, — schlimm genug, wieviel schon der Oberst von den Lebendigen genommen!"

Der Untersuchungsführer kreuzte die Arme: „Auffällige

Animosität gegen den Obriſten, zu wiederholten Malen feſtgeſtellt! Es wäre nach den Grundſätzen der Billigkeit wohl angebracht geweſen, dem Obriſten für die Mühe der Geldverwaltung den Beſtand des Regiments ohne Abzug der Geſtorbenen gutzuſchreiben . . . was ruft Er mir dazwiſchen? das ſeien viele Tauſende von Gulden geweſen? nun ja, — was ging das Ihn an, den König zu informieren und ſich dafür durch ein Hofratsamt belohnen zu laſſen?"

Er hielt dem Gebrochenen ſein Sündenregiſter vor, — es kann nicht im einzelnen wiederholt werden, was in der vierhundertſiebenundachtzig Tage währenden Unterſuchung immer wieder breitgetreten wurde, — ſtets wiederholte ſich die ſtrenge Auffaſſung des mit Note Eins hervorgegangenen Juriſten, warum der Regimentsrechner, nach Geſchäftsauftrag und Diſziplin zu Wahrung der Lux'ſchen Intereſſen verpflichtet, ſich für die Sache der Krone als des zivilrechtlichen Gegners dieſer Anſprüche eingeſetzt habe, ein typiſches Beiſpiel ungetreuen Handelns! — ob nicht vielmehr ganz klar, da das Regiments-Sparkonto auf den Namen des Oberſten Lux gelaufen ſei, bis zum Beweiſe anderweitiger Anſprüche das Geld als deſſen privater Nachlaß hätte behandelt werden müſſen? — ob überhaupt, da keine Totenſcheine über die auf Java eingetretenen Verluſte vorlägen, mit Fug der Tod ſo vieler Soldaten unterſtellt werden und damit ein Anſpruch der Krone geltend gemacht werden durfte und nicht vielmehr bis zum Beweiſe des Gegenteils dem Nachlaß Lux die Summen zu belaſſen geweſen ſeien? — wobei erſchwerend ins Gewicht fiel, daß die Aufſchriebe aus der indiſchen Zeit jeder württembergiſchen Rechnungsordnung Hohn ſprachen! Für jede Einzelheit war ein Paragraph zur Hand, der erneut Anlaß gab, dem in der anhaltenden Haft zuſehends dahinſchwindenden alten Mann das Abſcheuliche ſeines Tuns vorzuhalten . . .

Es ist kaum zu widerlegen, daß der Untersuchungsführer streng nach Vorschrift der Prozeßordnung arbeitete; jedes Vorbringen des Beschuldigten ward alsbald dem Kriegsrat zur sachkundigen Beantwortung übersandt; dessen Präsident, General Lux, nahm in ausführlichen Darlegungen Stellung, die jeweils ein ganzes Ries Papier umfaßten, wo nach der Gefängnisordnung dem Häftling nur ein Blatt zum Schreiben erlaubt war. Der amtliche Bericht über das Regiment erbrachte nur Unerfreuliches, nämlich daß jahrelang jede vorschriftsmäßige Meldung ausgeblieben und daher im Jahre 1808 die Truppe aus den diesseitigen Listen gestrichen worden sei, — auch habe späterhin, als ein gewisser Major Winckelmann auf kurze Zeit wieder in der Heimat aufgetaucht sei, Seine Majestät in keiner Weise an diesen unrühmlichen Heerhaufen erinnert zu werden begehrt.

Wieder gehen die Akten an das Gericht zurück, wieder hält der Richter dem mehr und mehr verfallenden Beschuldigten das Ergebnis vor; er versendet in unparteilicher Gerechtigkeit auf Antrag des Inkulpaten Auskunftsschreiben an alle, die der verzweifelnde Kanzler nennt, — aber den wenigen, die zu erreichen sind, ergeht es wie dem General Friedrich Franquemont, der ergebenst meldet, daß er zwar dem Kanzler ein derartiges Verbrechen nicht zutraue, aber der Beweiswürdigung eines hohen Gerichtes nicht vorgreifen wolle, — und für diese Beweiswürdigung sorgt das unbestrittene Ansehen des Generals Lux, der eine umfassende Kenntnis der Materie zeigt, deren sich ein ziviler Richter in solchem Falle gern bedienen mag.

Darüber freilich, daß der im Remstal bis auf den heutigen Tag berüchtigte Pfeffer von Stetten, der später als Säufer im Straßengraben endete, den mächtigen General darauf gebracht habe, sich mit der Zurückgewinnung der einst an König

Friedrich verlorenen Gelder zugleich eine späte Rache für den damaligen Streich am Corps de Logis zu verschaffen, — darüber steht in den Akten allerdings nichts, und der Verhaftete wäre nur ausgelacht worden, hätte er einem ernsthaften Gericht derartige Märchen erzählen wollen, da er nach juristischer Meinung die Dauer des Verfahrens wahrlich selbst verschuldete durch seine Beweisanträge, die umfangreiche Erhebungen in Amsterdam oder gar Batavia erforderlich machten, wobei er Namen nannte, deren Träger in den allermeisten Fällen als unbekannt oder verschollen gemeldet wurden.

Auch die Antwort auf die Anfrage des Verteidigers an den Major Winckelmann zu Batavia blieb aus, so sehnlich sie erwartet wurde, und das Gericht sah sich also keineswegs in der Lage, einem Haftentlassungsgesuch zu entsprechen, das gar in der unerhörten Ausdrucksweise gefaßt war: „... es werde die Sättigung der Justiz nicht verlangen, einen so alten getreuen Diener des Staates um der Interessen eines mächtigen Günstlings willen fern von seiner Familie dem gewissen Grabe zu überliefern ...“ Das Gericht nahm den Advokaten alsbald in eine angemessene Strafe wegen Ungebühr, und als gleichzeitig am vierhundertsiebenundachtzigsten Tage der Haft der Beschuldigte im Fieber verfiel, ward in die Akten die Notiz gebracht, daß es sich um ein letztes Simulationsmanöver des störrischen Häftlings handle, der trotz seiner offenkundigen Rechnungsverstöße nicht zu bewegen sei, seine Verbrechen reumütig einzugestehen.

Es erwies sich als richtig, daß dies Fieber das letzte Manöver war, denn am nächsten Tage war der Untersuchungsgefangene Kanzler unbestreitbar und in jeder Hinsicht tot. Der Kriminalsenat stellte fest, daß nach Lage der Akten der Beschuldigte unzweifelhaft eine schwere Verurteilung zu erwarten gehabt hätte, weshalb sein Nachlaß die Haft- und Ver-

fahrenskosten zu tragen habe. Zugleich erhob sich eine Schadensklage des Generals von Lux gegen den Nachlaß des ungetreuen Regimentsquartiermeisters, gewesenen Hofrats, die gemäß dem Spruch des Kriminalsenats dazu führte, daß dem Kläger alles zuerkannt wurde, was an alten Regimentsgeldern und privater Ersparnis bei der Beschlagnahme zu Winnenden unter Siegel gelegt worden war. Rechnete man diesen Rechtsstreit und die Kosten des Strafprozesses zusammen, so wäre den Hinterbliebenen nicht einmal Bett und Matratze übriggelassen worden, wenn nicht in der Zwischenzeit, da in Winnenden ein anderer Kameralverwalter aufgezogen und das sichergestellte Gut zur Verwahrung in die alte Zehntscheuer geschafft war, „das Sach" verschimmelt und nicht mehr zu brauchen gewesen wäre. So gründlich ward prozessiert und Recht gesprochen zu Württemberg in der guten alten Zeit; und es ist immer der bessere Teil der Weisheit geblieben, mit großen Herren nicht im Gerichtssaal Kirschen zu essen, daß einem nicht die Steine ins Gesicht fliegen, weil die Gerechtigkeit blind ist.

16.

Die Generalin Luise von Lux hatte von dem Prozeß wohl in den ersten Tagen gehört, da die immerhin nicht alltägliche Verhaftung eines württembergischen Hofrats allgemein in der Stuttgarter Gesellschaft besprochen wurde; — aber bald war das Gerede über das Verfahren, das als Kriminalfall in der Stille geführt und in seiner Endlosigkeit keinem Laien so wichtig wurde wie etwa ein habhafter simpler Raubmord, abgeflaut und abgelöst von neuer Kunde über den rätselhaften Findling von Nürnberg, Kaspar Hauser, von dem erzählt wurde, daß er der wahre Großherzog von Baden sei, den man in der Wiege gegen einen sterbenden Säugling ungetauscht

und ſeither in dunklen Verließen verſteckt gehalten habe. Prinzenraub, Verließe, romanhafte Scheuſäligkeit, das war beſſerer Stoff für die Unterhaltungen der Reſidenz, derartige Dinge wurden den deutſchen Fürſtenhöfen, wenn auch nicht gerade dem regierenden König perſönlich, unbedenklich zugetraut, das war einleuchtender als das Rechnungsweſen eines vor Jahrzehnten dahingegangenen Regiments, — das entſprach auch dem Geiſt, der jetzt wieder vom Rhein herüberwehte und Gedanken von Auflehnung, Rebellion und Barrikaden mit ſich brachte; immer wieder erörterte der Bürger mit heimlicher Scheu und doch mit verſtohlenem Beifall die gewagte Sprache der Demokraten, wie ſie der Rechtskonſulent Tafel in dem Stuttgarter Blatt „Hochwächter" führte, bis ihn der Asperg aufnahm, — ſchon war ernſthaft zu erörtern, ob nicht, ehe Guillotinen aufgepflanzt würden wie zu Paris vor vierzig Jahren, das Silber vergraben werden ſolle, ob man wohl den Dienſtboten trauen dürfe, und was der Zar dazu ſagen würde, der eben die polniſche Freiheit zertreten hatte, — und dann kam es wirklich zur Meuterei, wenn auch nur für eine halbe Stunde, als der Leutnant Koſeritz in Ludwigsburg die Garniſon zum Aufſtand bereden wollte. Eine ganz ungeklärte Sache war das: ein braver Offizier, Generalsſohn, der dem König geſchworen hatte, und war doch plötzlich vor die Front getreten und hatte zum Kampf für die Freiheit aufgerufen, weil es anders doch kein Recht in Württemberg gebe. Zum Glück ward, dank rechtzeitigem Einſchreiten zuverläſſiger Chefs, der Verſuch im Keim erſtickt, der planlos oder gar verrückt war, aber doch ein Sturmzeichen.

Die Generalin Lux ſah ihren Mann, der als Präſident des Kriegsrats mit der Sühnung dieſer Revolte befaßt war, immer finſterer ſeinem Dienſt nachgehen; ſie hatten nebeneinander hergelebt wie viele andere, ohne offene Feindſchaft,

noch weniger in Liebe, — erſt war es durch die vielen Feldzüge erträglich geweſen, dann hatte ihn der Dienſt und ſie die Erziehung der Kinder weit genug auseinandergeführt; aber in dieſen letzten Monaten ſah ſie eine Veränderung, die ihre Sorge weckte — nicht um das, was ihn bekümmerte, er hatte es nie mit ihr geteilt, — wohl aber wachſende Furcht vor einer Veränderung, die ſeine Züge immer mehr dem Oheim ähnlich machte, deſſen Bild ſie faſt vergeſſen hatte und das jetzt ſo nahe bei ihr wieder auflebte: dieſelbe brutale Habſucht, derſelbe Geierblick, der gleiche rückſichtsloſe Wille, der ſolange von dem anerzogenen geſchmeidigen Höflingslächeln übertüncht geweſen war ...

Die Generalin war früh weggegangen vom Beſuch eines der Salons, wo ſich Leute von Geltung trafen und wo man als Neueſtes erzählt hatte, daß der Kriegsrat der Abſchreckung wegen die Vollſtreckung des Todesurteils gegen den rebelliſchen Leutnant beantragt habe, von dem niemand ſagen konnte, was eigentlich den Anſtoß zu ſeiner tollen Tat gegeben hatte. Sie hatte geſchwiegen, während das Mitleid mit der unbeſonnenen Jugend und der Ruf nach Diſziplin und Sicherheit ſcharf aufeinandergeprallt waren; ſie wußte, daß in ihrer Abweſenheit doch ungeſtörter geſchwatzt werden würde, und hatte ſich bald empfohlen. Ein leiſes Mitleid mit ihrem Mann wollte ſich regen, daß er ſolch ſchwere Verantwortung allein tragen mußte, — aber ſie konnte die Laſt nicht mit ihm teilen, er hatte nie darum geworben, ſeit ſie ihm, um aus Karl Eugens Kerker zu entrinnen, ihr Jawort gegeben und für den einen Käfig den andern eingetauſcht hatte; hatte ſie als Frau jetzt, da er über ein Menſchenleben richten ſollte, nicht doch das Recht, in ſein Vertrauen zu dringen? auch der Verurteilte mochte eine Mutter haben ...

Sie hörte in ihren Gedanken kaum hin, als ihr von der

Zoſe der Beſuch irgendeiner Hofrätin gemeldet ward, ſehr zur Unzeit wohl irgendeine Höflichkeitsviſite, vielleicht die Frau eines Neuernannten, — eine der vielen Laſten der kleinen Reſidenz, die man auf ſich nahm, ohne jemals zu wiſſen wofür! Die Generalin ſah in ihrem Salon eine einfach gekleidete Frau vor dem Miniaturbild ſtehen, das in bunten Farben die Uniformen des Lux'ſchen Kapregiments wiedergab. Eine Hofrätin iſt das nicht! dachte ſie befremdet.

Sie ſah in ein abgehärmtes altes Geſicht; die Unbekannte kämpfte zwiſchen Worten und Tränen, um ſchließlich ſtumm einen vielfach geſiegelten Brief zu erheben und der ſtaunenden Generalin in die Hand zu drücken. Betroffen las Luiſe von Lux ihren Namen auf dem zerknitterten Blatt, in fremden Schriftzügen, — und doch, etwas Vertrautes lebte darin auf: nur das eine Wort, ihr Vorname, war in dieſer Schrift vor langen Jahren auf ſo manchem Billett geſtanden, alles Übrige hatte ſich ſeitdem geändert, nur an dieſen zwei Silben erkannte die Generalin, von wem ihr der ſeltſame Gruß gebracht wurde. Sie ließ das Blatt in den Schoß ſinken: „Sie ſind . . .?“ — jetzt klärte es ſich; nach wenigen Worten kannten ſie ſich und waren ſich klar über das Geſchick, das gerade ſie zuſammenführen mußte, die eine, deren Liebe den Druck der Zeit nicht ausgehalten hatte, und die andere, die durch fünfzehn Jahre Warten ihr Glück verdient zu haben glaubte, um zuletzt in um ſo größeres Elend zu ſtürzen, — die beiden einzigen Menſchen vielleicht in ganz Württemberg, denen das Bild des Regiments Lux heute noch etwas anderes bedeutete als eine bunte Uniformſtudie . . .

„Sie Arme . . .!“ ſprach Luiſe von Lux, als die Erzählung zu Ende war, die vom Warten berichtete und Wiederſehen, von den paar glücklichen Jahren und dem entſetzlichen Jammer, der darauf folgte, von dem Quälen und Streiten mit den Ge-

richten, wo man in jahrelangem Querulieren bald selbst nicht mehr wußte, ob der Verlust des Gatten das Wesentlichere war oder der Kampf um das entrissene bißchen Habe, — „Sie Arme, aber natürlich werde ich dem General zureden, daß Ihnen nicht das Letzte genommen werden darf; sein Rechtsberater wird zu eifrig gewesen sein", versuchte sie zu beschönigen, — sie glaubte selbst nicht daran, ward kaum des Ekels Herr über soviel Habsucht, die im Besitz dieses schönen Hauses noch der armen Witwe das Letzte nahm ... Die Fremde schluchzte nur noch heftiger: „Niemals wäre ich deswegen zu Ihnen gekommen!" beteuerte sie, „aber nun — da es auch ums Glück meiner Tochter geht —, sie war doch mit dem Koseritz versprochen, und der soll nun zu Tode gebracht werden, alles nur wegen dieses Verbrechens ...", die Stimme versagte ihr.

„Sie sprechen im Hause des Präsidenten des Kriegsrats!" betonte die Generalin streng, wie um sich gegen eine Erkenntnis zu wehren, die aus alten tausendfach bekämpften Ahnungen immer deutlicher emporwuchs: „ich darf nichts verheimlichen, was ich über die Meuterei erfahre, — wir dienen dem König ..."

„Dem König!" brach die andere verzweifelt aus, „wir alle haben's getan, obwohl uns nur Schlimmes geschah vom Haus Württemberg. Aber das kann der König nicht gewollt haben, wie man mir meinen Mann totgehetzt hat im Namen der Gerechtigkeit, keine Bittschrift ist an ihn gekommen, überall stand der Name des Generals Lux wie der Erzengel zwischen uns armen Kreaturen und dem Thron, — kein Recht war zu finden, um den Schimpf von unserm Namen zu tilgen, so daß sie dem Offizier den Heiratskonsens für das Mädel versagt haben, — da hat er sich mit den Demokraten eingelassen, mit den wildesten natürlich ... ich habe nichts davon gewußt!"

klagte ſie, „ich hätt' ihm kniefällig abgeraten, — iſt ja kein Tröpfchen Blut gefloſſen, war alles eine Kinderei, und dafür ſoll er jetzt ſterben . . .", ſie ſtockte, ſie ſah, daß ihr die Generalin längſt nicht mehr zuhörte: mit gebeugtem Haupte blickte Luiſe von Lux in das Blatt, das noch einmal eine Brücke ſchlug rückwärts zu jenen Tagen, in denen das Unheil begonnen hatte, allmählich und lebenslang zermürbend für ſie, ſchlagartig zerſchmetternd für jene, die da um das Glück ihrer Tochter jammerte, — und noch ruhte der Fluch des Regiments Lux nicht! Wieder und wieder folgten die Augen der Generalin in der hereinbrechenden Dämmerung den Schriftzügen, die das letzte Rätſel jener Stunden löſten:

„Geliebte Freundin!" ſchrieb Franzkarl Winckelmann aus der Ferne, „als ich zum letzten Male vom Vaterlande ſchied, dachte ich Ihren Frieden zu achten und um Ihretwillen den Mann, der der Vater Ihrer Kinder iſt. Die verlorenen Jahre wären doch nicht wiedererweckt worden. Ich habe meine Sache mit ihm ausgetragen und brauchte Ihnen das Herz nicht damit ſchwer zu machen, daß er es war, der uns den Herzog auf die Spur ſetzte. Nun aber ruft aus der Heimat ein braver Kamerad, der mich einſt auf jenem Gang zum Corps de Logis begleitete und den der General Lux um das alte Blutgeld unſres Regiments ins Gefängnis gebracht hat. Ich weiß ſonſt keinen Menſchen, den ich bitten könnte, dem verzweifelnden alten Mann in ſeiner Not beizuſtehen. Mir iſt, als habe mich der Senſenmann nur noch aufgeſpart, hier zu helfen und Ihnen dadurch einen letzten Gruß zu ſchicken. Glauben Sie mir, Luiſe, es war einſt bitter, daß ich von Ihnen gehen mußte, — und doch möchte ich in meinem nutzloſen bunten Leben am wenigſten die Sehnſucht miſſen, die mir auf allen Wegen treu blieb, nach der Jugendliebe, die für mich das Bild der Heimat war. Nehmen Sie einen letzten Dank . . ." in

fremder Schrift und eigenartigem Deutſch ſtand darunter, daß Franzkarl Winckelmann desſelben Abends an ſeinem Schreibtiſch von einem ſanften Tod überraſcht worden ſei ... „... ich ſchicke Ihnen dieſen Gruß als Freundin; wenn er von Deutſchland ſprach, hat er doch immer die Kameraden und Sie gemeint. Carlotta W." —

Im Zimmer war es ganz dunkel geworden, und noch immer ſtarrte Luiſe von Lux auf das Blatt, in deſſen letzten Worten auch ihr Leben eingeſchloſſen war. Das Schluchzen der alten Frau neben ihr ließ ſie aufſchrecken: was hatte die zu weinen? Noch einmal ſtand alles vor ihr auf, was ihr ſelbſt das Leben verdorben hatte, der lüſterne Karl und die bigotte Franzel, all die endloſen Nächte, in denen ſie ſich wegen ihres zu frühen Nachgebens angeklagt hatte, ſeit ſie den ſtreberiſchen Höflingscharakter ihres Gatten kannte, der durch ſein unaufdringlich ſcheinendes beharrliches Werben ihren erſten unbeſtimmten Verdacht zu zerſtreuen gewußt hatte, bis ſie in unbegreiflicher Ermattung nachgab, — unbefangen hatte er ihr zugeſagt, den zu entdecken, dem ſie dort im Corps de Logis mit einer Ohrfeige gelohnt habe, — jetzt war's klar, war die lange Ahnung beſtätigt, warum ihn das Gelübde ſo wenig gedrückt hatte ...! und ſo leicht war ſie ihm damals ins Netz gegangen!

„Sie kommen ſpät mit Ihrem Unglücksbrief", ſprach ſie hart, „der Mann, der Ihnen helfen wollte, iſt ſeit zwei Jahren tot!" — Die Fremde rang die Hände: „Es war ja doch alles umſonſt, mein Mann war da längſt begraben, ich hätte Ihr Haus nicht betreten, wenn nicht das neue Unglück dazugekommen wäre mit dem Koſeritz ..."

Die Generalin maß ſie mitleidigen Blickes: ins Vertrauen ziehen dieſes zermürbte Weſen? als Kampfgenoſſin? wozu? — gegen den Namen Lux, den ihre Kinder führten? — Luiſe von Bernerdin erhob ſich: ſie ſah, daß die Aufgabe, die ihr auferlegt

war, auch ihre Kinder nicht ſchonen würde, wenn Recht geſchaffen werden ſollte, wo Unrecht auf Unrecht gehäuft war; ſie wollte es tragen, — aber was die Krone geſündigt, ſollte die Krone gutmachen, ihr ſelbſt würde noch genug zu opfern bleiben . . .! „Ich danke Ihnen für den Brief!“ ſprach ſie beherrſcht, „Sie werden erfahren, ob ich etwas für Sie tun konnte.“

Die Bittſtellerin entfernte ſich beſtürzt; ſie wußte nicht, ob ſie recht getan, ſich hierher zu wenden; es mochte gleichgültig ſein: ſchlimmer konnte das Unglück nicht mehr werden! — Als ſie müde und hoffnungslos den Weg nach Cannſtatt antrat, wo ſie in der Kronenapotheke bei ehrenfeſten Leuten Gaſtfreundſchaft und Schutz gefunden hatte, erkannte ſie überraſcht die Generalin in einer Kutſche, die in ſcharfem Trab an ihr vorüber am Neckator in Richtung zum Luſtſchloß Roſenſtein einbog und im Schatten der rieſigen Anlagenbäume verſchwand.

Der General Lux ging am ſpäten Abend mißmutig in ſeinem Arbeitszimmer auf und ab; er hatte, um die wachſende revolutionäre Geſinnung im Lande durch ein Exempel zu ſchrecken, für Vollzug des Koſeritz'ſchen Urteils votiert, und beim König hatte ſein Rat und ſein Appell wegen der verletzten ſoldatiſchen Diſziplin wie ſtets ihre Wirkung getan. Doch ſtatt der beim Mittagsrapport zugeſagten königlichen Unterſchrift hatte der Flügeladjutant erſt zu ſpäter Stunde die Mitteilung gebracht, daß Aufſchub verfügt ſei, und hatte auf die erſtaunte Frage nach den Gründen ſo reſerviert geantwortet, daß dem allmächtigen Präſidenten des Kriegsrats zum erſten Male Zweifel am Beſtand der fürſtlichen Gnade aufſtiegen.

Er ging die nicht geringe Zahl heimlicher Feinde durch, die er ſich geſchaffen, um ſeinen Poſten zu erreichen; keiner darunter, gegen den man nicht mit gutem Geld eine Gegenmine

hätte ansetzen können! Die alten Kanzler-Prozesse? er konnte lauter obsiegende Urteile aufweisen, und wenn er im Kabinett gegenüber dem Justizminister den Fall erwähnt hatte, so war dieser stets mit den schmeichelhaftesten Voten für seine gute Sache eingetreten, — die Kanzlerschen Hinterbliebenen hatten das Ohr des Herrschers nie erreicht und wurden mit der Fülle ihrer zahllosen Einzelklagen um Schadenersatz, um Ausfolgung verschimmelter alter Fahrnis oder um Wiederaufrollung der ganzen Riesenuntersuchung von den Gerichten übereinstimmend als unerwünschte Plagegeister und Querulanten bezeichnet, — General Lux konnte sich nicht denken, woher ein Wetter gegen ihn aufziehen sollte ...

Unruhig sah er auf die Uhr: in vierzig Ehejahren war es immerhin neu, daß seine Frau weggefahren war, ohne den Bedienten zu hinterlassen wohin; still, verschlossen, mit einer aufreizend schweigsamen Ergebenheit hatte sie neben ihm hergelebt, — oft hatte er, obwohl ihn einst nur die höfischen Erfolgsaussichten gelockt hatten, doch heimlich bedauert, daß der Frau von Lux der unbefangene Frohsinn des Fräuleins von Bernerdin so ganz abhanden gekommen war, — aber er, der den Grund kannte, hätte am wenigsten beitragen können, hier Wandel zu schaffen. Und doch empfand er heute ihre Abwesenheit mit einer unerklärlichen Spannung; ja, selbst als er draußen ihren leichten Schritt vernahm, wich das Gefühl eines drohenden Schlages nicht, — anders als die Vorempfindung einer ehelichen Szene; hier kam eine Entscheidung, der erste Blick auf das Gesicht der Eintretenden ließ keinen Zweifel darüber. Ernst von Lux hatte wie jeder Soldat im Granatfeuer stillzuhalten gelernt, er hatte Winckelmanns gefährliche Klinge vor sich gesehen, er war kalten Herzens über Leichen gegangen, — aber die Unruhe dieses Augenblicks verwirrte ihn. „Du kommst spät!“ begann er konventionell.

Sie ſah ihm feſt ins Auge: „Ich hatte zu erörtern, ‚wie man Präſident wird!‘“

Der General ſchob heftig den Stuhl zurück. „Deine Vorliebe, in Schillerworten zu reden, haſt du noch nicht abgelegt“, verſetzte er mit gezwungenem Lachen; „man weiß, wo du das gelernt haſt ...“

„Es tut nicht gut, daran zu erinnern“, gab ſie ernſt zurück, „der Fluch des Kapregiments könnte auferſtehen ...“

Der General fuhr auf und ſtand drohend vor ihr: „Sie ſind tot und verſchollen“, rief er, „wozu an Gräber rühren!“

Der harte Ausdruck wich nicht aus ihrem Antlitz. „Auch ich habe viel begraben müſſen.“

„Das iſt alle paar Jahre dein Lied“, verſetzte der General unruhig, „wenn du es wünſcheſt, will ich's auch heute anhören.“

„Du brauchſt dich nicht mehr zu bemühen, — ich weiß jetzt, wer damals die Ohrfeige im Corps de Logis bekam, — ich weiß auch, daß es einer war, der ſie wohl verdient hat“, ſetzte ſie hinzu, dem betroffen Zurücktretenden auf dem Fuße folgend.

Jetzt hatte ſich der General gefaßt. „Madame“, ſprach er mit verletzender Höflichkeit, „wir ſind in einem Alter, wo Liebesirrungen kaum noch eine Rolle ſpielen dürften. Wenn Sie Komödie lieben, ſo kann ich Sie nicht halten, dies Haus zu verlaſſen, in dem Ihre Kinder die Heimat ſehen, — aber wozu die Aufregung?“

Sie nickte verächtlich, da er nicht einmal zu beſtreiten für nötig hielt. „Du brauchſt mich nicht mehr, haſt deine Karriere gemacht, einen Skandal vor den Stuttgartern wird dir die kluge Luiſe der Kinder wegen nicht mehr machen, — wozu alſo ableugnen, was Ernſt Lux, der Ehrenmann, ſeiner Frau faſt vierzig Jahre hindurch verſchwieg?“

Der General lachte höhniſch auf. „Rache für die Verliebt-

heiten von einſt? empfinden Gnädige im weißen Haar noch für den Major Winckelmann? ich werde nicht im Wege ſtehen ..."

„Er iſt tot; ich erfuhr es heute", ſprach die Generalin ruhig.

„Und ſein letzter Seufzer war Amalia! wie romantiſch!" höhnte er, „was habe ich mit dieſer konſervierten Liebe zu ſchaffen? habe ich je danach gefragt, ob ich die ehrbare Gnädige aus erſter Hand bekam?"

Sie jubelte, da ſie ihn in ſeiner ganzen Niedertracht ſah; war ihr der heutige Weg ſchwer geworden, ſo ſah ſie ſich jetzt entlaſtet: ſie hatte nur einen Elenden ans Meſſer geliefert, mit dem ſie nichts mehr verband. „Nein, gefragt haſt du nie, — denn du haſt's gewußt und in deine Rechnung mit eingeſetzt", rief ſie ſtolz, „wenigſtens das konntet ihr mir nicht nehmen, daß ich doch einmal, einmal wenigſtens einem Menſchen alles ſein und geben konnte, ehe ihr euern ſchmutzigen Handel über mich abſchloſſet, du und euer Karl Herzog! — nein!" fuhr ſie gefaßt fort, „meine alte Liebe braucht den General Lux nicht zu kümmern, — den König aber kümmert die Gerechtigkeit in Schwaben: er weiß jetzt, von wem der alte Hofrat Kanzler zu Tode gehetzt wurde."

„Alte Geſchichten, rechtskräftig entſchieden!" beruhigte ſich Lux wegwerfend, „es iſt geſorgt, daß ſolches Zeug an den König nicht herankommt."

„Und wenn ich ſelbſt nachgeholfen hätte?"

Der General lächelte ſpöttiſch, ſeiner Sache gewiß: „Madame, da Ihre Gönnerin, die Prinzeß Katharina, durch dick und dünn zu ihrem lumpigen franzöſiſchen Gatten hält und ſich dadurch das ausgeſprochene Mißfallen ihres königlichen Bruders zugezogen hat, kommen Sie bei Hofe mit dieſer Reminiſzenz nicht über den Türſteher hinaus; — und im

übrigen hat der König in dieſen Tagen kaum für die nötigſten Miniſterbeſuche Sinn."

Sie fixierte ihn überlegen ... „Wenn er nun auf dem Roſenſtein eine verſchleierte Dame erwartet hätte, — das Fräulein von Stubenrauch vielleicht? — und es wäre verſehentlich eine falſche eingelaſſen worden?" ſie ſah triumphierend, wie er zuſammenzuckte; „meinſt du, ich hätte nicht gelernt unter dem Karl Herzog und an deiner Seite, wie man durch die Hintertür zum Ziele kommt, wenn es geradewegs nicht geht? König Wilhelm iſt ein anderer Ritter als mein hochſeliger Herr Schwager, er hört eine Dame an, auch wenn ſie ihm ungelegen kommt, — zumal wenn es um die Grundlagen des Staates geht; nun weiß er, welche Grauſamkeiten den Leutnant Koſeritz zu ſeinem verrückten Unternehmen trieben."

Der General war bis ans Ende des Zimmers zurückgewichen. „Du ſelbſt haſt mich verraten?" ſchrie er.

„Wie du einſt mich!"

Er faßte ſich noch einmal. „Beweiſe!" forderte er, „ſtelle mir einen, der gegen mich aufzutreten wagt, der den König beſſer zu überzeugen vermöchte als ich, — ſie leben ja alle nicht mehr!"

„Der König iſt überzeugt, — durch mich. Wenn du dich noch vor ſeinen Augen zu zeigen wagſt, ſo verſuche, deine Sache zu führen: du haſt Gerichtsurteile für dich, haſt die Stellung, die Macht, hatteſt das Vertrauen ... ich werde dir nichts in den Weg legen; nur die Kinder werde ich fragen, ob ſie der Mutter glauben oder dir." Ohne Gruß ſchritt ſie zur Tür.

Zwei Stunden nach Mitternacht wurden die Bewohner des Hauſes durch einen Piſtolenſchuß aufgeſchreckt. Der „Schwäbiſche Merkur" brachte am andern Abend eine kurze würdige Anzeige der Familie von Lux, daß ihr Gatte und

Vater, Staatsminister und Präsident des Kriegsrats, Ritter höchster Orden, unerwartet von ihnen geschieden sei.

In derselben Nacht schritt der verurteilte Leutnant Koseritz unruhig in seiner Zelle auf dem Hohenasperg auf und ab; eine Weile hatte er sich damit vergnügt, nach den Lichtern im Flachland die Ortschaften zu bestimmen, Ludwigsburg ganz nahe, dahinter Marbach über der Neckarschleife, alle Plätze so eng verbunden mit dem Schicksal der Heimat, — so manches Mal, wenn diese Namen genannt wurden, hatte der Vater gepriesen, daß König Wilhelm eine andere Zeit heraufgeführt habe als einst, da der Karl Herzog ein ganzes Regiment um einer Laune willen verschacherte, — aber nur andere Günstlinge waren es, und die Krone schwebte darüber, ohne teilhaben zu wollen an dem Fluch, der in ihrem Namen über das Land gebracht war ...

Wieder und wieder brütete der junge Aufrührer, warum sein Aufruf so wenig Echo gefunden hatte, sowie es gegen den König ging. War nicht im königlichen Namen geschehen, wogegen jeder murrte? — die Verfolgung aller Patrioten, die vom einigen Deutschland zu träumen wagten, — die feile Rechtspflege, die da urteilte nach dem Grundsatz „wer da hat, dem wird gegeben werden"! — So klar war das, und dennoch wankte jeder schon beim ersten Gedanken, dem Herrscher gegenüberzutreten, der noch nicht einmal eine Kanone aufgefahren hatte ...

Der kassierte Leutnant Koseritz starrte vor sich hin: die Majestät! das war es, — wie es schon mit dem Karl Herzog gewesen war, von dem jetzt landauf, landab die alten Leute bezeugten, wie er ihnen imponiert habe, der doch ein Scheusal in Menschengestalt gewesen war, — ebenso wie keiner gegen den dicken Friedrich aufgemuckt hatte, der sie mit Skorpionen

züchtigte. Kusch hatten sie gemacht, mochten sie hinterdrein noch so sehr über seinen Bauch ihre Glossen machen, — wie sollten sie nun gar gegen König Wilhelm die Hand heben, mit dem der Kriegsruhm von Frankreich war, der blendend zu Pferde saß und dem gemeinen Mann leutselige Worte zu geben verstand; mochte er über sie regieren lassen durch Gerechte oder durch Ungerechte, die Ehrfurcht vor dem Gekrönten würde den Bürger alles ertragen lassen: „... das ganz Gemeine ist's, das ewig Gestrige, — denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht!" — der Verurteilte stützte das Haupt in die Hände; hätte ihn nicht der Schimpf, der dem geliebten Mädchen angetan war, und die Unmöglichkeit, zum Recht zu kommen, aller Überlegung beraubt, so hätte er es einsehen müssen, — nun war es zu spät. Die Vollstreckung lag in der Hand des Todfeinds, General Lux würde nicht zögern ...

Er schaute sich nicht um, als sich der Schlüssel im Schloß drehte; Inspektion? die mochte feststellen, daß der Raum nicht schöner geworden war, seit Schubart hier gesessen vor fünfzig Jahren; auch Schiller hatte den gefangenen Dichter hier oben besucht, hier war das Kaplied entstanden, hier erfüllte sich von neuem der alte Fluch — ein schönes Denkmal schwäbischer Geschichte, diese vier kalten Wände!!

„Es ist gut, laß Er uns allein!" gebot dem Wärter eine feste Stimme; der Alte schien zu zögern. „Es ist gut, hört Er nicht?" wiederholte der andere herrisch; etwas Befehlsgewohntes lag darin, etwas Bekanntes, das den Verurteilten erstaunt aufsehen ließ. Ein Offizier? schon die Ankündigung der Exekution? — doch nein! diese hohe Gestalt, — das war doch nicht möglich!! — doch die militärische Gewohnheit, schneller als der Ablauf der Gedanken, hatte den Verhafteten schon hochgerissen: „Früherer Leutnant Koseritz meldet Eurer

Majeſtät ſeine Verurteilung zum Tode wegen Majeſtätsverbrechens und Hochverrats!"

König Wilhelm, den allerlei ernſte Gedanken auf dem Wege begleitet hatten, konnte doch ein Lächeln nicht unterdrücken ob der ſeltſamen Meldung, weil auch dieſen Revolutionär das ewig Geſtrige des monarchiſchen Zaubers ſo im Bann hatte. „Setz' Er ſich, Koſeritz", begann er, „und erzähl' Er ohne Umſchweif! — Er braucht ſich nicht zu genieren, daß es als Bettelei ums Leben angeſehen werden könne: pardonniert iſt Er im voraus, ich kann keine Märtyrer brauchen, will auch keinen Komplicen nachſpüren, — ich komme als ein Landesvater, der Beſcheid wiſſen will, warum Er die Staatsform umkrempeln wollte!"

So kam's zutage; etwas wirr zunächſt, — vom Kapregiment und den Freiheitskriegen, von der enttäuſchten Sehnſucht nach einem deutſchen Reich und von der Juſtizſchande im Falle Kanzler, von einer hoffnungsloſen Leutnantsliebe und von der ſündhaften Allmacht des Generals Lux, — ein bißchen durcheinander alles, und zuletzt doch ein klares Bild, offenes Bekenntnis einer ſtümperhaften Revolte und zugleich eine furchtbare Anklage gegen ein Verbrechen, das mit dem Namen des Herrſchers gedeckt worden war.

König Wilhelm hatte ſtumm genickt. „Was Er mir ſchildert, ward mir erſt heute durch eine zuverläſſige Zeugin zu Gehör gebracht; ich glaube Ihm, Er iſt frei. Aber ich kann keinem erlauben, eine ähnliche Narretei zu wiederholen: den nächſten müßte ich köpfen laſſen. Geh Er alſo ſchweigend ſeines Wegs! Die Öffentlichkeit wird hören, daß Er entflohen ſei ..."

„Ich kämpfte für die Gerechtigkeit", fuhr der Rebell auf, „ich will nicht heimlich durchbrennen!"

König Wilhelm lächelte überlegen. „Die Flucht iſt die

Strafe dafür, daß Er in kindlichem Unverſtand geglaubt hat, Sein Fürſt könne durch eine ſolche Revolte weggefegt werden. Die Gerechtigkeit aber", bedeutete er ihm hoheitsvoll, „überlaſſe Er Seinem König. Nun mach er mir keine Fiſimatenten mehr; die Demoiſelle Kanzler wartet unten im Dorf Asperg mit einem Fuhrwerk und den Päſſen für ein Ehepaar nach Nordamerika." Raſch entzog er dem in jäher Dankbarkeit aufſpringenden Begnadigten ſeine Hand und ſchritt aus der Tür.

„Sie haben einen guten Advokaten hier in Haft", wandte er ſich draußen an den Feſtungsgouverneur, „den Rechtskonſulenten Tafel, wenn ich recht weiß, — ich will ihn ſehen."

Der treue Diener drehte verlegen ſeinen Schlüſſelbund. „Majeſtät, der Menſch iſt des erhabenen Beſuchs wahrlich nicht würdig, — was er in ſeinem Schandblatt gegen die Krone geſchrieben hat, iſt ſchlimmer als Läſterung. Und die rebelliſchen Reden, die er führt ..."

„Werden nicht ſchlimmer ſein als Schillers Räuberſzenen, — und der iſt doch ein brauchbarer Deutſcher geweſen", unterbrach der König ungeduldig, „wollten wir immer nach der äußeren Korrektheit ſehen, ſo dürften wir keinen einzigen klugen Kopf in Schwaben behalten."

Der gefangene Freiheitsführer mochte nicht weniger erſtaunt ſein als der Leutnant Koſeritz, da er den Monarchen in ſeiner Zelle ſah; doch er empfing ihn gefaßter mit gemeſſener Verbeugung. Mit einer noch tieferen, überzeugte Ehrfurcht ausdrückenden Verneigung aber dankte er, als König Wilhelm ſeine kurze Anrede ſchloß: „Was Sie in Ihrem Blatt über den badiſchen Prinzenraub geſchrieben, iſt barer Unſinn; der Kaſpar Hauſer iſt ein Schwindler, — wie kann ſich ein Mann von Urteil mit ſolchem Zeug blamieren! Ich will, daß ſich ſolche Köpfe zum Nutzen des Landes mit Beſſerem

befaſſen. Er kommt in Freiheit und führt den Erſatzprozeß für die Hinterbliebenen der Kapſoldaten gegen das Haus Lux. Und ich, ſein König, ſag' ihm: ich werde der Gerechtigkeit auf die Finger ſehen."

Den Fußgänger im Mantel, der wenige Minuten ſpäter neben dem königlichen Adjutanten das Feſtungstor verließ, hielt kein Poſten an; am andern Morgen hieß es, der Rebell Koſeritz ſei ſpurlos auf und davon.

Auf der gleichen Straße, wo vor Jahrzehnten Karl Eugen mit dem Gedanken geſpielt hatte, ſein Regiment zu verkaufen, ritt jetzt König Wilhelm der Erſte von Württemberg langſam heimwärts. Er, der einer der beſten Reiter war zu ſeiner Zeit und die feurigſten Roſſe eingeführt hatte in ſeinem Geſtüt zu Weil, ließ heute den arabiſchen Schimmel achtlos des Weges gehen. Immer hatte er gewußt, daß nicht alles gut war zu Württemberg, aber er hatte zu beſſern geſucht, das Vertrauen des Volks zum Herrſcherhaus zurückgewinnen wollen, indem er ſich abkehrte von der Härte ſeines Vaters, der ſein Land neu geformt hatte; auf die Zeit der Kriege und des ſtrengen Regimentes hatte er die Milde folgen laſſen, hatte wieder erhoben, wer von Friedrich gedemütigt war. — Grauenvoll ſah er ſich nun die Augen geöffnet: wie der allmächtige Lux, an dem er ein Unrecht gutzumachen dachte, ſeinerſeits mit Hilfe der Rechtsmaſchine gegen den unſchuldigen Mitknecht gehauſt, — wie ſklaviſch die Männer der Gerechtigkeit dem Miniſter nach Gefallen redeten! — Die ſtraffe Geſtalt des Königs richtete ſich auf: noch war er nicht am Ende ſeiner Tage, war der Mann, nach den bitteren Erfahrungen, die keinem Fürſten erſpart bleiben, nun ſelbſt den rechten Weg zu gehen, — in ſeinem Lande Männer zu prüfen und zu berufen, die vor ihrem König nicht anders ſprachen als vor ihrem Gewiſſen, auszumerzen die Kriecherei, die durch eine

Folge von Tyrannen ins Volk hineingebracht worden, — ein Stück Arbeit lag vor ihm, ſchwerer als der Ruhm, den er von Frankreichs Schlachtfeldern, vom Siegestag vor Paris mitgebracht ... auch der große König von Preußen hatte nicht ruhen können, als er zur Friedensarbeit ſein Schwert beiſeitelegen durfte ...

Am Wegekreuz hielt der König an; hinter ihm, nordwärts über den Asperg weg, lag Freudenthal, wo ſein Vater Friedrich ſich mit ſeinen Günſtlingen erluſtigt, — rechts und links Ludwigsburg und Solitüde, die Prunkſchlöſſer der Herzöge, die hier die Kraft des Landes verpraßt. König Wilhelm wandte den Schimmel nach Süden, wo er hinter dem Burgholz ſeine Reſidenzſtadt wußte, die jene Vorgänger immer gemieden hatten: das Herz des Landes, für den Fürſten die Stätte der Arbeit und der Pflicht ...

Als der Rechtskonſulent Tafel bald danach mit dem unermüdlichen Eifer des Kämpfers ums Recht den Wuſt der alten Soldprozeſſe wieder aufrollte, war merkwürdig zu ſehen, wie die gleichen Gerichte, die vordem den Hofrat Kanzler als unglaubwürdigen Defraudanten in der Haft hatten zugrunde gehen laſſen, ſich plötzlich in edler Unabhängigkeit nicht genug tun konnten, mit dem ſelben Eifer nunmehr das Geſetz in allen Einzelheiten wider den Nachlaß Lux breitzutreten. Ein Reſtitutionsprozeß folgte dem andern, und die juriſtiſche Gründlichkeit hatte das Bild bald nach der neuen Richtung nicht weniger verzerrt als vorher nach der andern. Die Generalin trug alle Prüfungen, denen ſie durch dies Wühlen in alten Wunden ausgeſetzt war, mit ſtolzem Gleichmut, als könne ſie ſo eine Schuld ſühnen, die auf ihrem und der Kinder Namen laſtete. Das letzte Urteil erging von den gründlichen Gerichten erſt ſiebzig Jahre nach dem Ausmarſch des verlorenen Regiments, als König Wilhelm ſich ſchon ſeinem

achten Jahrzehnt näherte. Seine lange segensreiche Regierung und die großen Ereignisse der folgenden Jahre ließen schließlich auch die Erinnerung an die Sünden früherer Regenten in Vergessenheit geraten; dasselbe Land, dessen Menschen man einst wie das Vieh verkaufte, machte im neuen Deutschen Reich wahr, was Friedrich Schiller von seiner Heimat rühmt: „Im Frieden gut und stark im Feld ...“

Der Name des Geschlechtes von Lux ist im Schwabenland verschollen; die letzten Enkel der Luise von Bernerdin haben in den deutschen Einigungskriegen als brave Soldaten gefochten.

Ende

Die bisher erschienenen Bände der „Deutschen Kulturbuchreihe“

Heinrich Anacker:
„Kämpfen und Singen“
Das dichterische Gesamtwerk des Sängers der SA.

Heinrich Bauer:
„Florian Geyer“
Ein Roman aus der Zeit der Bauernkriege

Carl von Bremen:
„Die Schifferwiege“
Niederdeutscher Heimat- und Seefahrerroman

Paul Brock:
„Der Strom fließt“
Ein Roman aus Ostpreußen

Heinrich Eckmann:
„Eira und der Gefangene“
Geschichte eines deutschen Kriegsgefangenen

Friedrich Ekkehard:
„Sturmgeschlecht“
Der erste Geschichtsroman der Hitlerzeit

Kurt Faber:
„Tausend und ein Abenteuer“
Der Reisebericht eines deutschen Weltwanderers

Gustav Frenssen:
„Dummhans“
Ein niederdeutscher Bauernroman

Henrik Herse:
„Das Fähnlein Rauk“
Ein Roman vom Lebenskampf zweier junger Menschen

Else Hueck-Dehio:
„Die Hochzeit auf Sandnes“
Liebesroman aus der norwegischen Geschichte

Mirko Jelusich:
„Der Löwe“
Romanepos um die Gestalt Heinrichs des Löwen

Kurt Kluge:
„Der Glockengießer Christoph Mahr“
Ein Roman des deutschen Handwerks

Wilhelm Kohlhaas:
„Das verkaufte Regiment“
Die Geschichte des deutschen Kapregiments

Paul H. Kunze:
„Soldatische Geschichte der Deutschen“

Clemens Laar:

„Kampf in der Wüste"

Der Verfasser schildert in dramatischer Steigerung die Schlacht und Belagerung von Kut-el-Amara, dem Tannenberg der Wüste

Martin Luserke:

„Hasko"

Ein Wassergeusen-Roman

Karl Miedbrodt:

„Ein Deutscher geht am Tod vorbei"

Der spannend gestaltete Rechenschaftsbericht eines deutschen Arbeiters

Kurt Pastenaci:

„Volksgeschichte der Germanen aus Vor- und Frühzeit"

Mit vielen Bildtafeln, Kartenskizzen und Zeichnungen

Joh. Martin Schupp:

„Der verlorene Klang"

Eines Geigenbauers Glück und Not

Hermann Stodte:

„Walther von der Vogelweide" Gedichte

Runi Tremel-Eggert:

„Barb"

Der große volkstüml. Frauen-Roman

Fritz Weber:

„Die Trommel Gottes"

Ein Roman aus Alt-Österreich

Tüdel Weller:

„Peter Mönkemann"

Ein hohes Lied der Freikorpskämpfer an der Ruhr

Erwin Wittstock:

„Bruder, nimm die Brüder mit"

Ein Buch vom deutschen Volksleben in Siebenbürgen

Alle diese Werke sind von den Mitgliedern zusätzlich zum Preise von je RM 2.70 zu beziehen

Ferner erschienen als Sonderbände zum Preise von RM 8.10 in großem Format

„Georg Büchmann, Geflügelte Worte"

Das bekannteste Zitatenlexikon der Weltliteratur

„Volksbuch deutscher Dichtung"

Zusammengestellt von Dr. Gerhard Fricke

Beide Werke sind ebenfalls in Halbleder gebunden